UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Clemens Brentano

Märchen I

Clemens Brentanos
Sämtliche Werke

unter Mitwirkung von Heinz Amelung,
Victor Michels, Julius Petersen, August Sauer,
Erich Schmidt, Franz Schultz, Reinhold Steig

herausgegeben

von

Carl Schüddekopf

Band XI

München und Leipzig
bei Georg Müller
1914

G.
B839S

Clemens Brentano

Märchen I

herausgegeben

von

Richard Benz

Einleitung

Der Gesamtausgabe elfter Band

München und Leipzig
bei Georg Müller
1914

132401
16/5/14

Einleitung

Der Märchenerzähler.

Es ist eine in der Geschichte unserer neueren Litteratur sehr ungewöhnliche Tatsache, daß ein Dichter seine Poesie im Leben erschafft und nicht am Schreibtisch; daß er Lieder singt und Märchen erzählt wie ein Musiker phantasiert; während das Aufschreiben oft nur dem Zufall zu verdanken ist. Bei Brentano war dies der Fall: er war, wie uns von vielen Seiten bezeugt ist, ein genialer Improvisator. Das darf man niemals außer Acht lassen, wenn man das Wenige, was man über seine Märchen weiß, zu einer Entstehungsgeschichte sich zurecht legt; denn ein Märchen kann schon Jahre lang im Kopf des Erzählers fertig sein und durch mündliche Mitteilung leben, ehe es wirklich niedergeschrieben wird.

Schon aus der Zeit seines Weimarer Aufenthaltes vom Jahre 1803 haben wir den Bericht der Frau von Ahlefeld „Zuweilen erzählte er uns Mährchen, die er erfand und die wirklich so reizend waren, daß man ihm gern Stunden lang zugehört hätte“ [1]). Auch Wilhelm Grimm rühmt „die eigenthümliche Lebendigkeit und Beweglichkeit, die seine Erzählungen, so wie sie aus seinem Munde kommen, so angenehm machen“ [2]). Er selbst schreibt

[1]) Cardauns, die Märchen Clemens Brentano's. Köln 1895, S. 96. — Hier sei gleich bemerkt, daß ich außer den beiden bekannten Arbeiten von Cardauns und Bleich (Entstehung und Quellen der Märchen Cl. Brentanos, Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Bd. XCVI (1896), S. 43—96) auch noch eine dritte gleichzeitige Arbeit über die Brentano'schen Märchen benutzen konnte, die nicht im Druck erschienen ist: die 1896 mit dem Preis der Grimm-Stiftung gekrönte Arbeit von Karl Storck. Herr Dr. Storck hatte die große Freundlichkeit, mir seine Arbeit für diese Einleitung zur Verfügung zu stellen; es sind ihr insbesondere eine Reihe neuer Quellen-Nachweise zu verdanken, die an ihrer Stelle mit dem Namen des Verfassers angeführt sind.

[2]) Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Herausgegeben von Reinhold Steig und Herman Grimm (im Folgenden citiert als „Steig“), Bd. III (Stuttg. 1904), S. 214.

1810 an den Maler Runge: „Da Sie so liebe Kinder haben sollen, so erzählen Sie ihnen von einem guten Mann mit schwarzen Haaren, der sich darauf freut, ihnen vielleicht einmal allerlei Mährchen zu erzählen und Liedchen zu singen“ [1]).

Fragt man sich, was für Märchen Brentano bereits bei seinem ersten Auftreten in litterarischen Kreisen oder unter Freunden und Geschwistern erzählte, so wird man vermuten dürfen, daß er neben märchenhaft ausgeführten eigenen Erlebnissen und Einfällen vor allem die Märchen wieder erzählte, die er in seiner Kindheit gehört hatte, und denen er den Stoff der größten Anzahl seiner uns erhaltenen Märchendichtungen entnahm: die italienischen Märchen aus dem Pentamerone des Basile. Es wird schon sehr früh gewesen sein, daß er diese Märchen *las* — 1805 spricht er von den italienischen Kindermärchen Arnim gegenüber als von etwas ganz Geläufigem und Bekanntem —; noch früher mag er sie bereits *gehört* haben: sein italienischer Vater oder andre Italiener, mit denen er durch seine Abkunft in Berührung kam, werden sie ihm erzählt haben. Darauf wäre auch der bekannte Ausspruch über den Gockel zu beziehen, der keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, absichtliche Irreführung des Lesers sein muß: „die Grundlage von dem Hahn und dem Ring hörte ich als Knabe von einem wälschen Chocolatemacher krähend erzählen“ [2]). So wird sich manches Märchen in den Grundzügen ihm als Kind schon eingeprägt haben, ehe ihm das Buch des Italieners selbst — in der Bibliothek seines Vaters [3]) oder bei seinem Sammeln curioser Bücher — in die Hände fiel. Es war dann ein Hauptreiz für ihn, aus diesem unbekannten, durch seinen neapolitanischen Dialekt schwer zugänglichen Buche Geschichten zu erzählen, die auch stofflich neu und einzig scheinen mußten. Vergegenwärtigt man sich das Lebendige dieses Pro-

[1]) Clemens Brentano's Gesammelte Schriften. Frankf. a. M., J. D. Sauerländer. 1852—55. Bd. VIII, S. 143.

[2]) Gockel, Hinkel, Gackeleja. Frankfurt, Schmerber 1838, S. V der „Zueignung“; ferner S. 225.

[3]) Clemens Brentano. Ein Lebensbild .. von P. Joh. Bapt. Diel. Ergänzt und hsg. von W. Kreiten. Freiburg i. B. 1877, Bd. II, S. 12.

ceſſes, ſo ſcheint es nicht ausgeſchloſſen, daß ihm als Erzähler — bei noch ſo viel Varianten der mündlichen Improviſation — manche Stücke bis in Einzelheiten der Namengebung feſtſtehend waren ſchon lange vor der Zeit, in der uns die erſten Pläne zur Bearbeitung der Märchen bezeugt ſind. Hierzu würde die Stelle eines Briefes im Frühlingskranz ſtimmen [1]), an der er Bettinen mit „Allmein“ anredet, dem Namen des Königs, der Alles haben will, im Märchen vom Hüpfenſtich [2]): „Sei kein Allmein“; wobei er ſich ſelbſt unterzeichnet mit „Dein ehrlicher Bruder Clemens,“ was auf die ganze Haltung des Märchens „im ehrlichen Lande“ anſpielen würde [3]).

Der Märchenſammler.

Das freie Wiedererzählen und Weiterdichten von vertrauten Märchen — mochten ſie nun aus Baſile, Gozzi [4]), oder den Geſchichten ſeiner ſchwäbiſchen Kindermagd [5]) ſtammen — war Brentanos eigenſter Trieb. Daß er auch zum Märchenſammler wurde, kam durch die Zeit, in der er lebte. Der Sinn der großen romantiſchen Bewegung, in die er eintrat, war, den verſchütteten Zugang zur Dichtung des Volks und der Vorzeit wiederzugewinnen. Wir ſehen damals den Dichter eine Arbeit verrichten, die wir ſonſt dem Gelehrten zuweiſen: er forſcht, entdeckt, ſammelt, giebt heraus; Herder ſammelt die Geſänge des Volks; Wackenroder entdeckt die altdeutſche Malerei und Dichtung; Tieck, von ihm ausgehend, ſieht die Poeſie des Volksbuchs wieder und kämpft für das naive Volksmärchen (ohne jedoch etwas anderes zu kennen als die franzöſiſchen Märchen Per-

[1]) Clemens Brentano's Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten. Charlottenburg, 1844. 1. Bd. S. 234.

[2]) Band XII vorliegender Ausgabe S. 73: „Allmeinius;“ S. 74: „Allmein“; „Allmein“; „Allmeinius“.

[3]) Band XI vorl. Ausg. S. 65.

[4]) Gozzi war Brentano von Jugend auf vertraut (Vgl. Zueignung zum Gockel, Ausg. von 1838. S. VII) und mag ihn neben Baſile beſonders ſtark aufs Märchen hingewieſen haben, wenn auch wenig direkt aus ihm übernommene Züge in den Märchen ſich finden.

[5]) Vgl. Steig, Bd. I (Stuttg. 1894), S. 161.

raults und die italienischen Märchendramen Gozzis). Brentano, der von sich aus ein eigenes starkes Verhältnis zur älteren Dichtung, zu Märchen und Volkslied hatte, der dabei war, eine umfangreiche Bibliothek alter volkstümlicher Litteratur zusammen zu bringen [1]), wird durch Herders und Tiecks Vorbild angeregt, für die Wiederherstellung der nationalen Ueberlieferung in unsrer Dichtung zu wirken; er verbindet sich zur Ausführung solcher Pläne seit 1801 mit Arnim. Und als er mit ihm im Herbst 1805 den ersten Band des Wunderhorns herausgegeben hat, muß der Gedanke ihm nahe liegen, fürs Märchen dasselbe zu tun, was er fürs Lied getan hat. In diesem Sinne schreibt er an Arnim am 23. December 1805: „Ich denke auf Michaelis, wenns zuschlägt, die italiänischen Kindermärchen für deutsche Kinder zu bearbeiten; Mohr wills nehmen, ich will womöglich die kleinen Bilderchen selbst dazu kritzeln“ [2]). Sammlungen aus dem Mündlichen existierten ja so gut wie nicht, auch Tieck hatte für seine Märchen fremder Quellen sich bedienen müssen; so lag es für Brentano am nächsten, die Sammlung des Basile, die so vielfach gleiche Züge mit dem deutschen Märchen aufwies, nun ganz zu bearbeiten, aus der er bisher nur einzelne, ihm besonders nahestehende Geschichten erzählt hatte. Aber zugleich sehen wir Arnim und Brentano sich bemühen, zum erstenmal auch fürs Märchen in die mündliche Ueberlieferung hineinzuleuchten, die sie für die Lieder so glücklich ausgeschöpft hatten. In der öffentlichen Aufforderung zum Sammeln von Volksliedern für die weiteren Bände des Wunderhorns hieß es am Schluß „alte mündlich überlieferte Sagen und Mährchen werden mit der Fortsetzung dieser Sammlungen sich verbinden“ [3]). Und noch im Mai 1806 zählt Brentano unter die „vaterländischen poetischen Projekte“, die er gemeinsam mit Arnim ausführen möchte, „sich um Volkssagen umzuthun“ [4]). — Das Erscheinen des Wunderhorns regte nun wirklich Andere an, sich um eigene volkstümliche Ueber-

[1]) Vgl. Bd. XIII der vorliegenden Ausgabe, S. XXX.
[2]) Steig I, S. 156.
[3]) Beckers Reichsanzeiger vom 17. December 1805. Steig I, S. 151.
[4]) Steig I, S. 173, 174.

lieferung umzusehen: der Hamburger Maler Ph. O. Runge übersandte im Januar 1806 seinem Freund Zimmer in Heidelberg (dem Mitinhaber der Mohr'schen Buchhandlung, von der Brentano spricht, dem Verleger des Wunderhorns) die beiden plattdeutschen Märchen vom Machandelboom und vom Fischer und syner Fru [1]). Brentano schreibt darüber an Arnim: „Es ist wahr, er hat sie vortrefflich erzählt. Aber leider habe ich in meiner Jugend dieselben von der nämlichen schwäbischen achtzigjährigen Amme, die mir die Schlangenköchin sang, hochdeutsch gehört, und Sophie hat sie in Altenburg gehört" [2]). Es mag dem Einfluß dieser Rungischen Märchen, die Brentano auch noch später als die best erzählten rühmte und gegen die Brüder Grimm als Muster aufstellte, zuzuschreiben sein, daß Brentano seinen Plan einer Bearbeitung des Basile nun in der folgenden Zeit ausdehnte auf eine Sammlung, die neben den italienischen Märchen auch solche aus anderen litterarischen Quellen und vor allem aus mündlicher Ueberlieferung umfassen sollte.

Noch 1808 finden wir ihn und seine zweite Frau Auguste mit dem Pentamerone beschäftigt [3]). 1809 wendet er sich an die Brüder Grimm, die er selbst einst als Studenten in Marburg zuerst der altdeutschen Litteratur gewonnen und auf das Sammeln von Märchen hingewiesen hatte [4]). Er bittet Wilhelm Grimm um Ueberlassung des Materials, das sie bisher gesammelt hatten [5]). Jacob schreibt dazu (an Wilhelm, 16. August 1809): „Der Clemens kann die

---

[1]) Heinrich W. B. Zimmer, Johann Georg Zimmer und die Romantiker, Frankf. a. M. 1888, S. 271.

[2]) Januar 1806. Steig I, S. 161.

[3]) Brief Jacob Grimms an W. Grimm, vom 16. August 1809 (Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Herausgegeben von Herman Grimm und Gustav Hinrichs, Weimar 1881, S. 151).

[4]) R. Steig, Goethe und die Brüder Grimm, Berlin 1892, S. 10.

[5]) Wie aus dem Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm hervorgeht, war diese Bitte Brentanos in einem Brief an die Brüder enthalten, der an Jacobs Adresse gelangte, und den Jacob gleich mit der folgenden Antwort an Wilhelm nach Halle sandte. Siehe Briefwechsel aus der Jugendzeit S. 150.

Sammlung von den Kindermärchen herzensgern haben, und es wäre schlecht, wenn wir seine Güte durch so Kleinigkeiten nicht erkennen wollten, wenn er auch anders damit verfährt, als wir es im Sinn hatten.“ [1]) Wilhelm, den Brentano inzwischen in Halle persönlich aufgesucht hatte, meldete bestätigend an Jacob am 19. August: „Clemens ist nun ernsthaft Willens, Kindermärchen herauszugeben, wozu er auch einige von den dänischen aus meiner Uebersetzung bearbeiten will. Ein Hauptbuch ist die kleine italienische Sammlung, die er hat“ [2]). Jacob rät Brentano, auch das Gute aus dem Cabinet des Fées herauszunehmen, vor allem aber weist er ihn auf Mündliches. „Beweg doch den Clemens, daß er vor der Herausgabe sich ja recht viel mündlich erzählen läßt, da steckt noch das Meiste und Beste. Wär denn niemand anders in Marburg geschickt, mit der Frau einen bessern Versuch zu machen? Sonst mag der Clemens lieber hinreisen, die Quelle ist es gewiß werth.“ (an Wilhelm Grimm, 3. September 1809) [3]) Brentano hatte bereits früher von der Marburger Märchenfrau sich erzählen lassen und wollte aus persönlichen Gründen jetzt nicht wieder nach Marburg „An Brentano hat sie 6—8 erzählt, der einzelne Worte aufgeschrieben und vermeint, sie nicht zu vergessen, wie es nun geschehen. Schade, daß er nicht dahin wieder kann und will, so lang die Auguste in Allendorf, vor deren Ueberfalle er sich fürchtet.“ (Wilhelm an Jacob, 18. Sept. 1809) [4]) — Brentano reiste nun mit Wilhelm Grimm zusammen nach Berlin, wo er vom September 1809 bis Sommer 1811 bei Arnim wohnte. Aus dieser Zeit ist seine Arbeit an den Märchen bezeugt durch einen Brief Arnims an Jean Paul vom 1. Januar 1811: „Seit drei Jahren, daß Brentano hier lebt und seit er seiner fatalen Ehe entschlüpft ist, arbeitet er Romanzen und Märchen mit einer Liebe und einem Fleiße,

---

[1]) Briefw. a. d. Jugendzeit, S. 150.
[2]) a. a. O. S. 153.
[3]) a. a. O. S. 161.
[4]) a. a. O., S. 170.

daß sie einst als ein dauerndes Denkmal seines seltenen Geistes und seiner mannichfaltigen Studien bestehen werden“ [1]).

Noch im Juni 1810 entwickelt Brentano seinen Plan einer Märchensammlung dem Maler Runge. „Ich gehe jetzt damit um, Kindermährchen zu sammeln. Zimmer wird sie, wenn ich fertig bin, drucken. Ihr trefflich erzählter Machandelboom und Buttje werden auch dabei sein, wenn Sie es erlauben, und Sie theilen mir wohl noch mit, was Sie sonst haben, in gesunder Zeit. Wenn ich fertig bin, sende ich Ihnen das Manuscript. Ich denke es in klein Folio oder groß Quart drucken zu lassen mit deutlichen, großen, bunten Bildern in Holzschnitten. Vielleicht macht Ihnen einmal die Sache Freude und Sie zeichnen einige Bilder dazu“ [2]).

Im Januar 1811 noch macht Brentano den Brüdern Grimm den Vorschlag zu einem altdeutschen Sammler, der alle mündliche Ueberlieferung der deutschen Poesie zusammenfassen soll. Nach den Erfahrungen mit dem Wunderhorn hält er es für gut, Deutschland in Sammelkreise einzuteilen, deren jedem ein unterrichteter Mann vorstehen soll; das Journal soll fortlaufend in wohlfeilem gedrängtem Druck allmessentlich erscheinen. Jacob Grimm antwortet am 22. Januar mit einem eigenen ausführlichen Plan, an dem bemerkenswert ist, daß er die Rungischen Märchen dem Circular als Muster vordrucken will; der aber sonst so wissenschaftlich und umständlich ausfällt, daß Brentano hier wol nicht mittun konnte [3]).

Zwischen den Brüdern Grimm und Arnim und Brentano stellten sich nun überhaupt immer mehr Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf das Sammeln und Bearbeiten heraus. Die Dichter wollten ein lebendiges Weiterbilden der alten Sagen, die Gelehrten wollten ein treues Bewahren ohne Zusätze. So spiegelt sich in ihrem Briefwechsel der nächsten Jahre auch ihr ver-

[1]) Steig, Arnim I, S. 360/61 in Anmerkung 240.

[2]) Gesammelte Schriften Bd. VIII, S. 161.

[3]) Vgl. Steig i. d. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 12. Jahrgang, Heft 1, 1902, S. 129ff. — Dazu Jacob Grimms Brief an Görres, vom 5. Dez. 1811. (J. v. Görres, Ges. Schriften 1854—74, Bd. VIII. S. 265.)

schiedenes Verhältnis zum Märchen. Brentanos Kindermärchen, von denen wiederholt die Rede ist, gelten damals den Brüdern Grimm sowol wie Arnim als Versuche, die alten Märchen zu sammeln und zu erneuern; als eigene freie Dichtung finden wir sie nirgends betrachtet. Und doch ist ein Brief Arnims an die Brüder Grimm aus dem Jahre 1812[1]), in dem er sich mit Brentanos Märchenstil nicht einverstanden erklärt, ziemlich sicher nicht mehr auf Brentanos Plan einer Volksmärchensammlung zu beziehen[2]). Die Discussion gilt jedoch völlig der verschiedenen Art, Volksmärchen zu erneuern. Jacob Grimm antwortet: „Das Dir Clemens Verarbeitung nicht recht ist, freut mich sehr und ich bedaure nur seinen darauf verwendeten Fleiß und Geist; er mag das alles stellen und zieren, so wird unsere einfache, treu gesammelte Erzählung die seine jedesmal gewißlich beschämen“[3]). Arnim ist aber doch anderer Meinung: „. . glaube nicht, daß ich Clemens Märchenbearbeitung als einen Fehlgriff übler Laune betrachte, nein ich glaube, daß er wirklich mit ihnen recht viel Neues gesagt hat, ich glaube auch, daß es nicht etwa bloße Koketterie war, sondern ein innerer Drang, die sie in ihm so erfanden, daß es viele sehr erfreuen wird, und einige könnte ich sogar nennen. Nur von meiner Natur und Art wollte ich behaupten, daß sie mir kein großes Behagen gewährten, und was ich als einen wirklichen Fehler darin tadle, ist nur die Art eitler Koketterie mit einer gewissen Fertigkeit in allerlei poetischen Worten zu prunken, die nach meiner Meinung sein Talent schon lange untergräbt. . . Wenn er es sich deutlich gemacht hätte, was ihn in Kindermärchen erfreut hat, was er vermißte und sich hinzudichtete, so würde vielleicht sein Buch eine bestimmte Ansicht bekommen, es ist nämlich keineswegs wie Eure Sammlung etwas, das im Kinderkreise gelebt ohne weitere Verdauung unmittelbar zu den Kindern übergehen kann, sondern ein Buch, das in den Aeltern die Art der Erfindsamkeit anregt, die jede Mutter, die

[1]) Aus Teplitz vom 8. September 1812 (Steig III, S. 211).
[2]) Vgl. unten S. XXVIII.
[3]) 26. September 1812 (Steig III, S. 219).

recht gebildeten etwa ausgenommen, im Nothfalle zeigt, ihren Kindern irgend einen Umstand, dessen Reiz sich ihnen entdeckt hat, in einer längern Erzählung zu einer dauernden Unterhaltung zu machen“ [1]). Jacob antwortet: „Ueber Clemens Kindermärchen sollte ich an sich nicht urtheilen, da ich nie etwas davon gehört oder gelesen habe, ich vermuthe nur, daß sie mir nicht gefallen werden... Sein Buch erscheint mir daher im voraus eine Befleckung der Kinderwahrheit. . . Es giebt böse Formen, und dies verdammt mir sowohl die der historischen Romane, als Clemens Märchenbearbeitung, in welchen er sonst neues und eigenthümliches gesagt haben wird, wie ich nicht leugne, sondern nur beklage [2]).“ — In den Märchen, die die Brüder Grimm nun selbst herausgaben, überwog allerdings das wissenschaftliche Princip der möglichst getreuen Aufzeichnung. Der erste Band der Kinder- und Hausmärchen von 1812 bringt lieber Bruchstücke und abweichende Fassungen eines Märchens unvermittelt neben einander, als daß ein neuer Uebergang, ein eigener Schluß angebracht wäre; die

---

[1]) 22. Oktober 1812 (Steig III, S. 223).

[2]) 29. Oktober 1812 (Steig III, S. 236, 238). Vgl. dazu spätere Äußerungen der Brüder Grimm, aus denen hervorgeht, daß sie Brentanos Märchen nicht kennen und einen Begriff von seinem Stil sich zu bilden suchen: Wilhelm an Jacob, 5. Nov. 1814 (Briefwechsel aus der Jugendzeit S. 381): „In Brentanos Buch habe ich auch geblättert (Gründung Prags). . . Das Märchen (daselbst in Anmerkung 83, der Kater Mores) ist merkwürdig, weil es auch zeigt, wie sie überhaupt in seiner Bearbeitung ausfallen; es ist mehr Stil darin, als in den unsrigen, lesen sich dagegen zu wiederholten Malen schlechter, weil man dann den Witz weg hat oder auswendig weiß, daher eine solche Art nur aufkommen, d. h. absichtlich gewählt werden kann, wenn man wie jetzt etwas nur einmal liest“. — (S. 385): „Wenn Arnim einmal schrieb, daß ihm der Stil in Brentanos Märchen nicht gefiel, so kann ich mir das wohl denken, wenn sie so sind, wie das vom schwarzen Kater im Anhang, das mir auch nicht in der Art gefällt.“ — Jacob an Wilhelm, 29. October 1815 (S. 480): „Die Erdichtung des Stoffes in Romanen und Liedern ist immer sündlich und führt zu nichts. Es thut mir leid, wenn ich z. B. an Clemens' Märchen denken muß, worin er aus den unschuldigen, einfachen, vorgefundenen Sätzen der Volkssage unerlaubte Progressionen und Potenzirungen ziehen wird, die noch so geistreich und gewandt sein mögen.“

Stücke aus älteren litterarischen Quellen werden wortgetreu abgedruckt. Kein Wunder, daß Brentano seinerseits von dieser Art zu sammeln nicht erbaut war. Er schreibt an Arnim[1]): „In der Vorrede ist recht schön gesprochen, es sind auch da viele Märchen zusammen, aber das Ganze macht mir weniger Freude, als ich gedacht. Ich finde die Erzählung aus Treue äußerst liederlich und versudelt und in manchen dadurch sehr langweilig .... Warum die Sachen nicht so gut erzählen, als die Runge'schen erzählt sind? sie sind in ihrer Gattung vollkommen. Will man ein Kinderkleid zeigen, so kann man es mit aller Treue, ohne eines vorzuzeigen, an dem alle Knöpfe heruntergerissen, das mit Dreck beschmiert ist, und wo das Hemd den Hosen heraushängt. Wollten die frommen Herausgeber sich selbst genug thun, so müßten sie bei jeder Geschichte eine psychologische Biographie des Kinds oder des alten Weibs, das die Geschichte so oder so schlecht erzählte, voran setzen. Ich könnte z. B. wohl zwanzig der besten aus diesen Geschichten auch getreu und zwar viel besser oder auf ganz andere Art schlecht erzählen, wie ich sie hier in Böhmen gehört. . . Ich habe bei diesem Buch recht empfunden, wie durchaus richtig wir beim Wunderhorn verfahren, und daß man uns höchstens größeres Talent hätte zumuthen können. Denn dergleichen Treue, wie hier in den Kindermärchen, macht sich sehr lumpicht, und der dort so sehr gepriesene Basile in seinem Pentamerone oder Cunto delli Cunti, der als Muster aufgestellt wird, zeigt sich nichts weniger, als also treu, da er die Märchen nicht allein in einen erzählenden Rahmen gefaßt, sondern sie auch mit allerlei eleganten Reminiscenzen und sogar mit Petrarchischen Versen bespickt." Die späteren Bände der Kinder- und Hausmärchen hätten Brentanos Kritik weit weniger Angriffspunkte geboten: je mehr Wilhelm Grimm die Redaction der Märchen in die Hand bekam, jemehr Jacob und mit ihm das eigentlich philologische Princip sich zurückzog, desto mehr entsprachen die Märchen der Forderung Brentanos nach einer abrundenden, freieren dichterischen Wiedererzählung. — Auffallend ist bei

[1]) 1813, ohne Datum, Steig I, S. 309.

Brentanos Kritik, daß er nur allgemein den Basile, nicht aber die eigenen Märchen anführt, die er dem Basile nacherzählt und aus anderen Quellen gesammelt hatte; der Plan einer Märchensammlung war um diese Zeit (1813) wohl schon von ihm aufgegeben, und das Erscheinen der Grimmschen Sammlung, die alles das Material jetzt brachte, das er einst von den Brüdern erbeten hatte und selbst behandeln wollte, mochte ihn bestimmen, gänzlich davon abzustehen. —

Das letzte, was wir von einer Sammlung hören stammt noch aus dem Jahre 1811. Es ist der alte Plan der „Kindermärchen", von dem er seinem Verleger Zimmer unvermittelt schreibt, der sich dazu ja schon 1805 und später bereit erklärt hatte. „Können Sie mir die 89 G. noch erlassen, bis Sie vielleicht die Kindermärchen von mir drucken? Ich bin wirklich jetzt so arm, daß ich gewöhnlich des Tags nur einmal esse, Frühstück und Abendbrot sind abgeschafft, und ich rauche rohen Landtabak à 8 gr. das Pfd. . . Nun bitte ich Sie um eine Erörterung. Ich weiß, daß Sie in der ersten Zeit sich mit Drucken sehr in Acht zu nehmen gedenken, und wünsche mehr als Jemand, daß diese Ruhe Ihnen gedeihlich werde, doch muß ich Sie fragen, ob Sie die Kindermärchen, wenn sie fertig werden, drucken wollen. Die Kupfer kann ich Ihnen sehr wohlfeil und ausgezeichnet gut liefern, da ich sie selbst unter Schinkel's Direction unentgeltlich zeichnen werde, und sie in einer sehr leichten und wohlfeilen Manier, hier von meinem Freunde Wittig, könnte radiren lassen, der diese Manier, die den Steindruck an Effect übertrifft, jetzt erfunden hat. Diese Kupfer nun, die dem Buche einen besondern Werth geben, würden Sie selbst sehr wenig kosten, ich aber will höchstens sechs Thlr. für den Bogen, wenn Ihnen das nicht zuviel scheint, und ich würde es Ihnen von Herzen ganz umsonst geben, wenn ich nicht so viel müßte zu verdienen suchen, daß ich etwa jährlich die Pension für die Hulda erschwingen kann, da ich wirklich in einer merkmürdig kleinen Einnahme stehe. Hiezu melde ich Ihnen noch, daß Sie, Sie mögen das Manuscript von mir erhalten, wann Sie wollen, doch nicht eher etwas von dem Honorar an mich

zu zahlen haben würden, als künftigen April oder Mai. Ich schreibe Ihnen Alles dieses so von Herzen, weil ich Sie für meinen lieben vertrauten Freund halte und nicht will, daß Sie in irgend einen Schaden durch mich kommen könnten. Melden Sie mir daher, ob es Ihnen unter diesen Bedingungen noch möglich scheint, die Kindermärchen zu drucken, zu deren erster Hälfte immer noch zwei Jahre Zeit ist. — Es ist mir ein betrübter Gedanke, wenn ich mich an einen anderen Buchhändler wenden müßte." (6. Juni 1811.)[1] Sehr weit scheint nach alledem die Sammlung damals noch nicht gediehen zu sein, wenn die erste Hälfte noch zwei Jahre Zeit haben soll; was unter den zwei Teilen überhaupt zu verstehen sei, ist schwer zu sagen. Vielleicht wollte Brentano in einem Teil die Märchen nach dem Mündlichen bringen, im andern die Bearbeitung nach dem Italienischen; so war ja auch noch 1812 die Grimmsche Sammlung geplant: der damals erscheinende Band enthielt die heimischen Märchen, der angekündigte zweite sollte eine vollständige Übersetzung des Pentamerone des Basile enthalten (sie kam nicht zu stande, statt dessen später ein genauer Auszug). Noch wahrscheinlicher aber ist, daß Brentano, der damals ja bereits an den Rheinmärchen arbeitete, diese Rheinmärchen in den ursprünglichen Sammelplan aufzunehmen gedachte; und es finden sich in der Tat in dem späteren Rheinmärchenplan Stücke, die ursprünglich für eine Volksmärchensammlung bestimmt sein mochten[2].

Die kleineren Italienischen Märchen.

Auf den Pentamerone, der den Grundstock zu Brentanos Märchensammlung bilden sollte, gehen von den Märchen, die uns erhalten sind, die größte Anzahl zurück. Unter ihnen läßt sich wiederum eine Gruppe zusammenstellen, in der unschwer die Ueberreste der einstigen Sammlung zu erkennen sind; sie zeichnen sich alle durch ein gleichmäßiges Verhältnis zu ihrer Vorlage aus.

Basile hatte zu Beginn des 17. Jahrhunderts seine Mär-

[1] Zimmer a. a. O. S. 193 ff.

[2] Vgl. unten S. XXV, S. XXVIII.

chen im neapolitanischen Dialekt aufgeschrieben[1]), in einer für die damalige Convention außerordentlich volkstümlichen, eben der italienischen Art entsprechenden Form: trockne, bloß auf den stofflichen Abenteuerreiz des Wunderbaren ausgehende Erzählung mischt sich mit uferlosem Geschwätz über die Vorgänge, das in einem Uebermaß nebeneinandergesetzter Bilder das Poetische, in unflätigen Schimpfscenen und in derber Ausmalung des Erotischen das Komische sucht.

So sehr Brentano an diesem Stil einer echten italienischen Volksunterhaltung Freude haben mußte, für eine deutsche Bearbeitung oder Wiedererzählung konnte er dem Italiener nichts anderes als den rohen Stoff entnehmen, der ja allerdings hier so reich und vollständig bewahrt war, wie in keiner andern europäischen Märchensammlung. Aber den Faden der Ereignisse entnimmt er nun für jene genannte Gruppe von Märchen ziemlich genau, wie das der Absicht einer bloßen „Bearbeitung für deutsche Kinder" entsprach. Schon der Untertitel des ersten Märchens, des Liebseelchen: „Das Märchen von den Märchen" ist die Uebersetzung des „Cunto de il cunti" des Italieners, dessen Rahmenerzählung im Liebseelchen übernommen ist. Es wird kaum vor 1805 entstanden sein, als Brentano den Plan einer Bearbeitung des ganzen Basile faßte; auch zeigen wörtliche Anklänge in einigen rhetorischen Stellen, daß das Märchen nicht aus dem Gedächtnis aufgeschrieben wurde[2]), wie es

[1]) Die früheste bekannte Ausgabe ist von 1637. — Mir war zugänglich die nächstfolgende Ausgabe von 1644 (Kgl. Bibliothek Berlin): Lo cunto de il cunti overo lo trattenemiento de peccerille de Gian Alesio Abbatutis. Jornate cinco. In Napoli, per Camillo Cavallo. MDCXLIV. 12°. — Weitere Ausgaben verzeichnet Fernow (Römische Studien, 1808, dritter Theil, S. 475). Im III. Band der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm ist verzeichnet „eine noch nirgends bemerkte" Ausgabe von 1749, „die Cl. Brentano besitzt." Diese Ausgabe kam nicht mit zur Versteigerung der Brentanoschen Bibliothek (1819), W. Grimm bemühte sich damals vergebens um sie (Steig, Arnim III, S. 433, S. 451). Vgl. auch Cardauns S. 19, Anm. 4. — Eine deutsche Uebersetzung erschien 1846 von F. Liebrecht, mit einer Vorrede von J. Grimm.

[2]) Besonders in der Rede des Prinzen an die Erzählerinnen. — Andere wörtliche Anklänge finden sich auch in den andern Märchen

bei manchen der folgenden der Fall zu sein scheint, die im Kopf schon längst fertig waren und vor der flüchtigen Niederschrift (zwischen 1805 und 1809, spätestens 1811) von ihm bereits erzählt wurden. Da ist das Myrthenfräulein (La mortella, Pent. I, 2.); der Witzenspitzel (Corvetto, Pent. III, 7); das Rosenblättchen (La Schiavottella, Pent. II, 8); der Hüpfenstich (Lo polece, Pent. I, 5). — Der Dilldapp (Dell huerco, Pent. I, 1) entstand wohl auch in dieser Zeit; nur die Zeitanspielungen auf die Kleidermode und die Franzosen wurden später (nach 1815) hineingearbeitet; ebenso das Fanferlieschen (Lo dragone, Pent. IV, 5) von welchem wir aus dieser Zeit bloß das Ziegesar-Fragment haben[1]). Allen diesen Märchen ist gemeinsam, daß sie dem übernommenen Stoff aus fremden Quellen oder aus eigener Erfindung nichts Wesentliches hinzufügen. Die Hinzuerfindung im ersten Teil des Rosenblättchens und des Hüpfenstich stellt sich sogar als eine notwendige Ergänzung der in diesen Stücken unvollständig vorgefundenen Ueberlieferung dar und ist eher Reconstruction einer ursprünglicheren und sinnvolleren Fassung, als moderne Umdichtung. Aber trotz der Versenkung in den gegebenen Stoff, trotz des Willens zum Conservieren der Ueberlieferung zeigt sich nun Brentanos schöpferische Kunst nirgends stärker als eben in diesen stofflich so abhängigen „Bearbeitungen". Nicht nur im Weglassen des Unzugehörigen und für den deutschen Märchenbegriff Ungehörigen, des ganzen zufälligen

---

dort, wo das Wort vom Märchenvorgang untrennbar ist; so entspricht der Zauberspruch im Dilldapp „Aurekakaure" dem Italienischen „arre cacaure". Eine erste Anregung mag auch die Namengebung des Italienischen gewesen sein, wenn etwa aus dem Rè de Valle pelosa der König von Schattenthalien wird. Wenn Liebrecht in einem solchen Falle „König von Buschthal" übersetzt, so kommt er der Nüchternheit und Klanglosigkeit des Originals allerdings näher als Brentano, der in der musikalischen Erschaffung (nicht verstandesmäßigen Zusammensetzung) der Namen am stärksten seine Fähigkeit des Hinzudichtens erweist.

[1]) Es bildet den Anfang des Fanferlieschens in der Böhmerschen Abschrift, nach der dieses in der vorliegenden Ausgabe abgedruckt ist. (XII 1, S. 111—118 oben Zeile 11, wo dann die Umarbeitung beginnt, in der für die Ziege plötzlich die Bärin eintritt).

Stils der italienischen Aufzeichnung, — das war bei einer Erzählung für „deutsche Kinder“ selbstverständlich — sondern darin, wie er ganz naiv auf seine Weise ausspricht, was er vorfindet. Er vermag mit dem Klang seines Worts und mit der Bildhaftigkeit seiner Phantasie die Vorgänge so mit neuem Leben zu erfüllen, daß sie mit den überlieferten aber auch nichts mehr gemein haben[1]). Denn in Wahrheit sind eben schon diese Geschichten keine gesammelten Kindermärchen mehr, sondern völlig eigene Schöpfungen des Dichters, und wir begreifen, daß er nicht zum treuen Sammler taugte. Dabei waren diese frühesten Märchen wirklich als bloße Wiedererzählungen geplant; die Phantasie ist immerhin bezähmt, die Abschweifungen im Gang der eigentlichen Handlung gering, die eingestreuten Verse sind meist spruchartig und kurz, wie im Volksmärchen; die Anleihen bei deutsch-volksmäßiger Litteratur gering[2]). Sie tragen aber auch noch unverkennbar Spuren der mündlichen Improvisation: nicht nur in ihrer Kürze und Concentration, da auch die Zeitdauer der mündlichen Erzählung entspricht; sondern in der ganzen Haltung, im Temperament; es ist eine ausgesprochene Lustigkeit in den meisten, die den Uebermut des Improvisierens spiegelt[3]).

---

[1]) Man vergleiche etwa die Liebesscenen im Myrthenfräulein mit denen der Vorlage.

[2]) Am stärksten im Dilldapp, wo das Lied Wunderhorn III, 95 „Wir verstehen sie nicht“ teilweise wörtlich verwendet ist.

[3]) Von den Versen machen den Eindruck der Improvisation nur die spruchartigen, kurzen; etwa „Nun bin ich ganz Im alten Glanz“ — die eigentliche Lyrik z. B. im Myrthenfräulein, wie sie im aufgezeichneten Märchen erhalten ist, wird erarbeitete Concentration sein; wir haben für die Lieder „Säusle liebe Myrthe“ etc. zufällig die mühsamen und oft durchstrichenen und übercorrigierten Entwürfe im Böhmerschen Nachlaß erhalten, die die allmähliche Entstehung eines solchen Liedes vor Augen führen. Das schließt nicht aus, daß vorher beim mündlichen Vortrag andere (weniger haltbare) Verse improvisiert wurden. Vergl. unten S. XXXI. — Hierzu halte man den von E. v. Niendorf („Aus der Gegenwart“, Berlin 1844, S. 12) überlieferten Ausspruch Brentanos „Ich möchte Alles in Prosa niederschreiben, wenn es nur ein Anderer in Verse brächte: das Versemachen ist eine Hundearbeit, es will sich's nur keiner gestehen, wie er sich dabei abrackert.“

Die Rheinmärchen.

Am 26. Februar 1816 entwickelt Brentano in einem Brief an den Buchhändler Reimer einen neuen Märchenplan, in dem weder von den Italienischen Kindermärchen, noch von Märchen aus andern mündlichen oder litterarischen Quellen[1]) mehr die Rede ist. Er schreibt: „Ich theile Ihnen, verehrter Herr, anliegend das Manuscript meiner Mährchen mit, soweit ich es vor etwa fünf Jahren flüchtig[2]) niedergeschrieben habe. Sollten Sie ein Interesse daran finden und wir über den Druck einig werden, so werde ich mit Vergnügen das Ganze mit Liebe durchgehen, um ihm hie und da zu helfen; auch will ich gern Ihres, als eines denkenden Freundes Rath dabei benutzen. Niemand ist so überzeugt von seinen Schwächen als ich, und es ist mir eine angenehme Aufgabe an mir und meinen Arbeiten zu bessern. Göschen in Leipzig, Kunz in Bamberg und Fink hier sind bereit, das Manuscript anzunehmen; doch fühlte ich keine recht lebendige Neigung, es ihnen zu überlassen, den ersten wegen Entfernung des Drucks, und Fink, weil er es erst später drucken wollte. Tieck habe ich einen Theil davon in Prag gelesen, er hatte viele Freude daran; Sie können ihn um seine Meinung fragen[3]). Ich habe es vielen Kindern vor Jahren gelesen, und sie fragen mich noch oft darnach. Doch Sie werden das, was Sie etwa zur Uebernahme bewegen könnte, gewiß am lebendigsten selbst fühlen. — Der Plan des Buches ist folgender. Durch ein mährchenhaftes Geschick gerathen alle Kinder der Stadt Mainz und auch die Kronprinzessin Ameleya in die Gewalt und den Gewahrsam des alten Flußgottes Rhein, und wohnen bei ihm in einem gläsernen Haus. Ein Müller von feenhafter Abkunft wird der Bräutigam der Prinzessin und König von Mainz. Nun sitzt er auf seinem Throne vor den Bürgern immer Morgens am Fluß,

[1]) Am Schluß des Plans (s. unten) wird an eine Einreihung „aller Arten kindlicher Dichtung“ gedacht — aber gerade davon ist nichts ausgeführt worden.

[2]) Für die flüchtige Niederschrift zeugen verschiedene Nachlässigkeiten und Widersprüche im Texte; zusammengestellt bei Bleich a. a. O. S. 54/55.

[3]) Reimer war der Verleger Tiecks.

und da werden Mährchen erzählt; denn der alte Flußgott hat sich erboten, jedes einzelne Kind gegen ein an seinem Ufer erzähltes Mährchen herauszugeben. Dieses ist der Eingang, eine romantische Fabel von etwa acht Druckbogen. — Die erste Erzählung, womit der König seine Braut selbst von dem Rhein auslöst, eröffnet die Mährchenreihe, und enthält seinen Zug nach der Gegend seines Ursprungs und die Geschichte seines Stammes, die er dort entdeckt, etwa zwölf Bogen. Nun erzählt ein armer Fischer ein Mährchen, Murmelthierchen, um sein geliebtes Kind Ameleychen, der Prinzessin kleine Pathe, auszulösen, etwa vier Bogen. Dann erzählt ein Schneider ein Mährchen, der Schneider Siebentodt, um seinen Sohn auszulösen, etwa zwei Bogen. So weit ist das Manuscript fertig, welches ich immer, so lange es das Interesse des Verlegers erlaubt, fortsetzen kann, und will. Es folgen dann abwechselnd christliche, jüdische und aller Stände Mährchen, kürzer und größer, wie es die Muße gibt. Viele Kinder können durch kleine Lieder und Sprüche, oder auch kleine rührende historische Ereignisse ausgelöst werden; kurz, der Plan bietet einen Faden für alle Gattung kindlicher Dichtung dar, und kann eine ganze poetische Kinderwelt umfassen. Zugleich nimmt er alle Leser der Tieck'schen Mährchen und die Verehrer der Undine in Anspruch, ohne doch je die Geschlechtsliebe auf eine Art zu seinem Gegenstande zu machen, welche ganz aus der kindlichen Sphäre träte. — Wären Sie geneigt, das Buch durch Schinkel's Zeichnungen zu verschönern, so bin ich bereit, mich mit Ihnen darüber zu berathen. Es ist viel Landschaftliches und Phantastisches und auch Architektonisches, viele Localität am Rhein in dem Buch, und er fände viele Verführung, gern zu arbeiten, besonders wenn Sie ihm einigen Raum vergönnten, weil er nicht gern zu klein arbeitet. Gelänge es Ihnen, in Ihrem erweiterten Etablissement eine einfache Steindruckerei zu errichten, so könnte er die Zeichnungen gleich auf Stein machen. Leicht schraffirte Federzeichnung, seine größte Stärke, ist die leichteste Steinmanier, und daß diese, wenn man nicht zu viel fordert, ihm auf Stein gelingt, zeigen die schon sehr ausgeführten Zeichnungen, welche

er hier unter den schlechtesten Steindruckbedingungen ausgefertigt. — Ich lege Ihnen hier einstweilen das Manuscript der Eingangsfabel bei. Zugleich die ersten Bogen einer etwas reineren Bearbeitung, die doch auch noch Feile bedarf; die Abtheilung in Kapitel in ihr halte ich jedoch für nöthig, um der Bequemlichkeit des Lesers willen. Auf Ihren Wunsch erhalten Sie das Folgende zur Einsicht. Was die Gegenstände zu etwaigen Zeichnungen betrifft, würde ich sie mit Ihnen aussuchen, und sie dann Schinkel detaillirt beschreiben, da er selbst zu lesen nicht Muße hat. Ich skizzire ihm dann die Zusammenstellung nur in Massen hin, und er verfährt sodann nach seinem Gefühl und Geschmack. Man muß dies, weil er eine zu freie Produktion hat, die, da er die Aufgabe nicht selbst aus dem Werke liest, leicht sich von dem Inhalt aus anderen malerischen Rücksichten und Verführungen trennt. So habe ich ihm auch den Titel, der Ihren Beifall so sehr hat, ungefähr zusammengestellt, nur habe ich nicht bestimmt genug aufgemerkt, so daß Einiges darin ist, was nicht nur ganz aus der Fabel, sondern auch aus meiner Empfindung fällt, und was ihm selbst und Jedermann besser gefallen würde, wenn es anders wäre." (folgt über ev. Bedingungen Schinkels) — „Doch ich vergesse, daß Sie selbst erst wollen müssen, und somit schließe ich mit Versicherung vollkommener Verehrung Ihr ergebener Clemens Brentano[1])."

Nach Brentanos eigenem Zeugnis stammen also der Radlauf, das Staarenbergmärchen, Murmelthier und Siebentodt ungefähr aus dem Jahre 1811, der Zeit seines Berliner Aufenthalts, in der die Arbeit an seinen Märchen uns ja auch von anderer Seite bezeugt ist[2]). Dazu stimmt eine Bemerkung aus

---

[1]) Ges. Schriften Bd. VIII, S. 193 ff.

[2]) Vergl. den oben citierten Brief Arnims an Jean Paul. — Aus den persönlichen Reminiscenzen an die Rheinreise mit Arnim, die im Radlauf anklingen (XI, S. 99/100 hat Brentano im „Schwarzen" sich, im „Braunen" Arnim dargestellt) auch auf eine erste Niederschrift der Rheinmärchen in jener Zeit (Juni 1802) zu schließen, wie Diel-Kreiten (I, 138) es tut, ist nach Brentanos eignem ausdrücklichen Zeugnis über die flüchtige (also erste) „Niederschrift" um 1811 nicht möglich. Dagegen

der Einleitung zu den Gesammelten Schriften über die Märchen „Ursprünglich waren sie bestimmt, die Kinder seines Freundes Savigny und die seines Freundes Schinkel[1]) zu unterhalten, und gefielen damals schon so sehr, daß er um das Buch von allen Seiten geplagt wurde. Es mag dieß im Jahr 1811 gewesen sein“[2]). Vielleicht sind es dieselben Märchen, die er sich 1811 in dem Angebot an Zimmer noch als einen Theil der „Kindermärchen“ dachte, sie standen damals etwa noch unvermittelt neben einander, und wurden erst, als aus der Kindermärchensammlung wegen des Erscheinens der Grimmschen Märchen nichts wurde, in diesen neuen Rahmen zusammengefaßt.

Dieses Rahmenmärchen nun wie auch das zweite große Märchen vom Hause Staarenberg sind im Wesentlichen Brentanos eigne Erfindung. Ganz frei und allgemein ist in dem ersten Märchen an die Rattenfängersage[3]) und an die Sage

---

sind wol einzelne Lieder, die später in die Rheinmärchen Aufnahme fanden, damals entstanden; so das Lied des Schwarzen „Am Rheine fahr ich hin und her“, das ausführlich im Frühlingskranz steht (S. 261 ff.) — ein Concept zu dieser Fassung findet sich auf einem Theaterzettel vom 27. Mai 1802 im Böhmerschen Nachlaß. Das Lied des Braunen besteht aus zwei Liedern Arnims (das erste aus Reichardts Berlin. Musikal. Zeitung 1805, 9. Stück; das andre aus dem Freyen Dichtergarten in der Einsiedler Zeitung vom 1. April, col. 5). — Die Zeile aus der Grabschrift Rattenkahls „daß Gott gepfiffen und getrommelt sei“ begegnet bereits 1805 in einem Brief Brentanos an seine Frau Sophie (H. Amelung, Briefwechsel zwischen Cl. Brentano und S. Mereau, Lpz. 1908, II, S. 161.) — sie stammt aber aus keinem besonderen Volkslied, sondern ist eine in Süddeutschland gebräuchliche Redewendung. — Auf die spätere Zeit weist, daß das Lied „Wie oft ich dir gesungen“ auf dem Brouillon der Cantate über den Tod der Königin Louise steht (Diel-Kreiten I, 334); ebenso die Satire auf die Brüder Grimm, Docen und Hagen.

[1]) Vergl. dazu den etwas ausgeschmückten Bericht Diel-Kreiten, II, S. 11.

[2]) Ges. Schr. VIII. S. 57.

[3]) Die Grundzüge der Rattenfängersage, wie Brentano sie bringt, hat das Lied im Wunderhorn „Der Rattenfänger von Hameln“ (I, S. 44); auch hier werden die Kinder nicht in den Berg, sondern in den Fluß gepfiffen. Ganz wie bei Brentano ist auch die Scene „Die Stadt von solcher Noth befreyet, / Im großen Dankfest sich erfreuet, / Im Bet-

vom Binger Mäuseturm[1]) angeknüpft[2]), im zweiten Märchen an die Melusinensage[3]); doch sind die alten Sagen hier nur letzte Motive, die Handlung im einzelnen hängt von ihnen nicht ab. Die Localisierung auf deutscher Erde bringt eine deutsch-volksmäßigere Haltung des Ganzen mit sich; Züge aus Volksglauben und Sage[4]) sind überall benutzt, die Anlehnung ans Volkslied, an volksmäßige Formen aller Art, in Spruch, Reim, Dialog ist viel stärker als bei den früheren Märchen. Die Größe der Anlage, die Breite und Behaglichkeit der Ausführung, das Nebeneinander verschiedener Handlungen machen diese beiden Geschichten zu eigentlichen Märchen-Epen; auch hat die äußere Form, die Einteilung in Kapitel sonst nirgends Vorbilder als in den großen epischen Volksbüchern des 15. Jahrhunderts, die Brentano ja so vertraut waren. Eine formale Besonderheit

---

stuhl saßen alle Leut, / Es läuten alle Glocken weit. / Die Kinder spielten in den Gassen, / Der Wundermann durchzog die Strassen, / Er kam und pfif zusamm geschwind / Wohl auf ein hundert schöne Kind."

[1]) Die Geschichte von Hatto und den Mäusen findet sich in einem Buch, das Brentano besaß, in verschiedener Beleuchtung: „Meußthurn / von wunderbarlicher Natur, Art und Eygenschafft ... deß schädlichen .. Meußungeziffers. 1618." Zuerst wies Storck darauf hin, dem auch Schellberg die Mitteilung verdankte; s. unten S. XXXII.

[2]) Von der Lureley ist keine alte Sage nachweisbar. Brentano, der sie schon im Godwi besang, hat sie aus dem Namen erfunden. Vgl. J. Janssen, Böhmers Leben, Freiburg 1868, Bd. III, S. 379.

[3]) Die Melusinengeschichte ist das Thema, doch klingen in der fünffachen Variation noch andre alte Sagen an: von Endymion und Selene, von Aktaeon, von Daedalus; im Picus de Mirandola ist die Ovidische Geschichte (Metam. 14, 320) mit der historischen Persönlichkeit des Kabbalisten verknüpft.

[4]) Eine Personification des Volkskalenders ist der Cisio Janus mit dem Aderlaßmännchen (Cisio = Circumcisio domini, Tag des Jahresanfangs; und Janus, dessen Fest die Römer zu Neujahr begingen): Die Vereinigung von Wetter- und Schicksalsprophezeihung wie in den alten Bauernpraktiken. — Der Affe Trismegistus hat seinen Namen von den im Mittelalter unter dem Namen Hermes Trismegistus umgehenden alchymistischen- und Zauberbüchern, die auf den antiken Hermes Trismegistus (ursprünglich der ägyptische Todesgott Tehuto. Vergl. Pietschmann, Hermes Trismegistus, Lpz. 1875) zurückgehen (Storck).

der zweiten Geschichte vom Hause Staarenberg ist die musikalische Variation, mit der das Naturthema in den Chören und Liedern der fünf Ahnfrauen und ihrer Gespielen durchgeführt wird: dieses Erklingenlassen der Naturelemente im Wort wetteifert geradezu mit den äußeren Mitteln der Musik; doch kann es bei einem solchen planmäßigen symphonischen Aufbau nicht fehlen, daß „vieles Wasser" in den Versen ist, wie Brentano später selber gesagt hat.

Sind die beiden ersten Rheinmärchen im wesentlichen Brentanos freie Erfindung, so schließen die andern zwei, die er noch dem Plane verknüpft hat, sich wieder eng an bestimmte Vorlagen an. Das Märchen vom Murmelthier folgt Zug für Zug einem französischen Feenroman, in dem das Volksmärchen von der Frau Holle ungefähr enthalten ist: La jeune Amériquaine et les contes marins der Madame de Villeneuve. (Die deutsche Übersetzung erschien 1765 in Ulm unter dem Titel „Die junge Americanerinn oder Verkürzung müßiger Stunden auf dem Meere.") Die Nayades" („Die Wasser-Nymphen oder Wasser-Nixen") sind Brentanos Vorbild. Sogar die Geschichte vom Gang nach der Unglücksmühle, die Brentano zur Satire auf Voß [1]) und Campe [2]) verwendete, ist schon in der Vorlage enthalten; im übrigen ist es wieder erstaunlich, wie Brentano aus einem langweiligen und albernen Schäferroman ein deutsches Märchen schafft. Der zweite Teil des Brentanoschen Märchens geht in das Lied von dem Staar und dem Badwännlein über, das Brentano einst fürs Wunderhorn aufgeschrieben hatte [3]).

Der Siebentodt ist eine Combination verschiedener Märchen. Die Geschichte von langen Tag und der langen Nacht scheint

[1]) Vergl. Cardauns a. a. O. S. 87, 88. — Pfaff, Trösteinsamkeit 1883, S. XLIV ff. S. LXXXII ff.

[2]) Campe wurde schon von Schiller und Goethe in den Xenien mitgenommen; 1801 gab er sein „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" heraus.

[3]) Wunderhorn II, S. 277 (auch aus dem vorhergehenden Lied „Die wiedergefundene Königstochter" sind Zeilen verwendet). Über Brentanos eigne Arbeit an dem Lied fürs Wunderhorn vergl. Steig, Arnim III, S. 132, S. 137; I, S. 240.

auf ein holländiſches Volksbuch zurückzugehen. Die Verbindung der Schneider- und Judenſatire ergab ſich aus der Tatſache, daß der bei den Juden liturgiſch eingeführte Bock[1]) in dem deutſchen Volksbewußtſein der Feind der Schneider iſt. Brentano verwendete dabei verſchiedene Volkslieder[2]), in denen noch andre Züge der Volksſatire auf die Schneider gegeben ſind. Für den zweiten Teil des Märchens folgt Brentano im weſentlichen der Geſchichte „von einem könig, ſchneider, riſen, einhorn, und wilden ſchwein“ aus Montanus Wegkürzer[3]). Er verbindet damit die Geſchichte von Schneider Daumerlings Wanderſchaft (bei Grimm I [1812], Nr. 45) das er ſelbſt wol aus dem Mündlichen aufgeſchrieben hatte.

Reimer ſcheint damals nicht auf Brentanos Vorſchlag eingegangen zu ſein. Die Rheinmärchen erſchienen nicht, und der ganze Plan, wie ihn Brentano dem Verleger entwickelt hatte, blieb unvollendet liegen[4]).

Die großen Italieniſchen Märchen.

Im September 1812 hatte Arnim nach dem Wiederſehn mit Brentano in Teplitz an die Brüder Grimm gemeldet: „Seine

---

[1]) Vgl. 3. Moſ. 16, 5 ff; Zedlers Univerſal-Lexicon 1733, tom. IV, col. 305/6.

[2]) Vergl. Wunderhorn I, 325; II, 360, 372, 374, 376.

[3]) Wegkürtzer, Ein ſehr ſchön luſtig und aus dermaßen kurtzweilig Büchlein — durch Martinum Montanum von Straßburg 1557, fol. 18—25. — Brentano entnahm Montanus auch den dieſem Märchen voraufgehenden Schwank vom Schwaben, der das Leberlein gefreſſen. — Grimm, Kinder- und Hausmärchen I, 1812, druckt in Nr. 20 „Von einem tapfern Schneider“ unter I das Märchen aus Montanus wortgetreu ab.

[4]) Daß Brentano wegen der Rheinmärchen noch mit der Maurerſchen Buchhandlung im Juni 1816 in Verbindung ſtand, wie Cardauns aus dem im Böhmerſchen Nachlaß erhaltenen Brief des Dr. Vetter (des Mitbeſitzers der Handlung) ſchließt, halte ich nicht für zutreffend; der Brief, der ſchon von Aushängebogen ſpricht und von einem einzigen Kupfer, deſſentwegen der Druck nicht verzögert werden dürfe, bezieht ſich augenſcheinlich auf Brentanos Spiel „Victoria mit fliegenden Fahnen“ etc., das 1817 bei Maurer, mit einem Kupfer, erſchien.

Märchen hat er mit mehreren neuen Zugaben geſchmückt, zierlich, zuweilen witzig aber ohne Märchencharakter, oder vielmehr in einem ſolchen, den ich nicht liebe, ungeachtet ich das Talent dazu ehren und achten kann“ [1]). Brentano begann damals bereits ſeine Märchen zu ändern und zu erweitern, und wir werden in die Folgezeit (1813 war er noch in Böhmen, ſeit 1814 wieder in Berlin) die ausführlichen Faſſungen der übrigen Märchen die uns erhalten ſind, zu ſetzen haben [2]). Gleich auf das Komanditchen würde Arnims Bemerkung paſſen. Es iſt gegenüber den früheren kurzen Italieniſchen Märchen „ohne Märchencharakter“, indem das eigentliche Motiv der Italieniſchen Vorlage (Pinto smauto, Pent. V, 3) erſt am Schluß des langen Märchens hervortritt [3]). Das Uebrige iſt gefüllt mit Erinnerungen an die Kinderzeit [4]), ſeine Lehrlingszeit [5]), und einer Satire auf den Kaufmannsſtand. Dazwiſchen taucht das ſchöne Motiv der Tochter auf, die ſich jedesmal in das Tier verwandelt, das der in Not geratene Vater gerade braucht und verkaufen kann; dazu kommen noch die verſchiedenen Anekdoten von den Freiern Komanditchens [6]), ſo daß es kein Wunder iſt, wenn das

---

[1]) 8. September 1812 (Steig III, S. 211).

[2]) Diel-Kreiten II, S. 13: „Erſt während dieſes zweiten Aufenthaltes in Berlin nahm Clemens auf Bitten der Freunde die Dichtungen wieder auf, fügte einige neue Märchen hinzu und wollte ſchließlich zur Drucklegung des Fertiggeſtellten ſchreiten.“

[3]) Vorher begegnet es ſchon als Einlage, kurz ſkizziert: die Geſchichte vom Prinzen Mandelwandel, der Prinzeſſin Marzipan etc.

[4]) Vergl. die Zueignung des Gockel von 1838. — Ferner: Geſ. Schriften VIII, S. 6.

[5]) Den Streich mit dem Syrup im Heringsfäßchen führte Brentano als Lehrling ſelbſt aus.

[6]) Für die Anekdote vom General Wohlbekomms iſt wohl anregend geweſen eine Stelle in einem Buch, das ſich unter F 211 im Katalog von Brentanos Bibliothek (Verzeichniß einer ſehr reichen Sammlung von Handſchriften und alten Drucken, Berlin 1819) findet: „La vie de Scaramouche, par le Sieur Angelo Constantini. Paris 1695: Scaramouche kommt von allen Mitteln entblößt in Rom an und ſucht ſich etwas zu verdienen. „S'étant campé pour cet effet tout joignant la boutique d'un marchand de Tabac

Märchen Fragment blieb, da eine Entwirrung der vielfach verknüpften und erschwerten Handlung kaum abzusehen war. Eine Umarbeitung im Altersstile Brentanos ist das Komanditchen jedoch nicht, in den Einzelheiten der Erzählung ist der Dichter frisch und lebendig und sogar kurz, die Länge kommt nicht durch den Stil (wie bei den späten Umarbeitungen), sondern durch den überreichen Stoff, der ihm schließlich eben über den Kopf wuchs.

Um die Zeit mag auch der Klopfstock entstanden sein, der zwar in den allgemeinen Zügen der Handlung seiner Vorlage (Li cinco figlie, Pent. V. 7)[1] folgt, aber nun viel reicher und breiter angelegt ist. So sind in das Märchen noch die ausführlichen Geschichten der fünf Brüder als selbständige Erzählungen eingelegt. Die Haltung ist deutsch-volksmäßiger als in den bisherigen Märchen italienischer Herkunft, man spürt, daß die Beschäftigung mit den Rheinmärchen dazwischen liegt oder vielleicht gar gleichzeitig ist. Volksmäßiges klingt überall an; in Piffpaffs Erzählung[2], in dem Dialog zwischen Korali und Margaris[3], im Dialog des Narren mit dem Einsiedler[4]. Das

---

dans la Place Navone, il en demandoit une prise à tous ceux qui venoient d'en acheter, et mettant les quatre doigts et le poûce dans leur tabatière il en tiroit assez pour remplir une petite calebace, qu'il tenoit cachée sous son manteau. Après avoir fait le jour un rapé de Fleur d'Orange, de Nerouli, de Bergamotte et de Jasmin, il le revendoit sur le soir à vil prix au même marchand qui s'apercevant du mélange que Scaramouche faisoit, le nomma du tabac de mille fleurs." (Storck.)

[1]) Den Zug der Dolchkunst des Gripsgraps hat der Pentamerone nicht, jedoch das den cinco figlie entsprechende Märchen des Straparola: Die drei Brüder (Notti piacevoli, VII, 5).

[2]) Wo die Tellsage verwendet ist.

[3]) Er hat Verwandschaft mit dem „Meermann" in W. Grimm's dänischen Heldenliedern, Heidelberg 1811, S. 201, aus denen ja Brentano einiges bearbeiten wollte (vergl. oben S. XII): Rosmer will den Bruder seiner Frau erst töten, besinnt sich aber und entläßt ihn reich beschenkt.

[4]) Hamann (Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprachen CXVII, S. 362) stellt nur fest, daß der Ton der Kasperlestücke herrscht. Wichtiger ist Storcks Hinweis auf die Don-Juan-Stücke, deren Brentano nach seinem Kata-

Abendlied endlich stammt aus Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus, der wol die ganze Einsiedlergeschichte inspiriert hat. Die Gestalt des Einsiedlers ist noch naiv und mehr Natur- als Gottesanbetung: die wenigen christlichen Züge sind nicht unterstrichen; die Haltung des ganzen Märchens ist heiter und voll Grazie, vielleicht der Höhepunkt seiner Kunst.

Wegen des stärkeren Hervortretens des Religiös-Christlichen wird man das Märchen von Gockel und Hinkel mit Recht in eine etwas spätere Zeit setzen, etwa die Jahre 1815 und 1816[1]). Auch hier ist der Pentamerone die Quelle (La preta de lo gallo Pent. IV, I.) Aber das deutsche Wald- und Tiermärchen, Brentanos persönlichste Erfindung, hat die übernommenen Züge wesentlich umgestaltet. Bereits in die erste Fassung des Gockel hat Brentano viel curiose alte Litteratur verarbeitet: Praetorius

log mehrere besaß: in allen diesen Stücken kehrt nach R. M. Werner (Der Laufner Don Juan. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksschauspiels. Theatergesch. Forschungen III, Hamburg u. Leipz. 1891) der Dialog zwischen Eremit und Bedientem wieder. Die Übereinstimmungen mit Brentano sind z. T. wörtlich: Eremit, Ich bin ein Walt Bruder. Bedienter, Herr Patronj, er sagt, er sei ein Waldluder ... Eremit, Ich hab euchs schon gesagt, daß ich ein Einsidler bin ... Bedienter, Er sagt er sey ein Leimsieder ... Eremit, ... Wurzl und kreuter — Bedienter, ... und speist nichts als schuster, und schneider etc. Werner, a. a. O. S. 113/14.

[1]) Daß der Gockel vor 1816 nicht fertig war, geht hervor aus dem bereits S. XXVIII angezogenen Brief des Dr. Vetter über die „Victoria“ vom 30. Juni 1816; denn auf diesem Brief finden sich von Brentanos Hand die Entwürfe der Lieder des Prinzen Speckelfleck und der Prinzessin Sissi, und des Abendlieds „Wie so leis die Blätter wehn“, noch unfertig und vielfach durchstrichen und verändert. — Daß Brentano um 1816 an seinen Märchen noch arbeitete, geht außerdem hervor, aus einem Brief W. Grimms an J. Görres vom 6. Dec. 1816 (Görres, Ges. Schr. VIII, S. 504). „Er (Brentano) fuhr dabei fort, wobei er aufgehört hatte, als ich ihn das letztemal sah, nämlich daß er nun nicht mehr dichten wolle, jedoch habe er noch vor Thorschluß eine Viktoria mit fliegenden Fahnen beendigt — und ein paar Bände Märchen aus eigener Erfindung“: das können nicht bloß die Rheinmärchen sein, die ja schon 1811 fertig waren, sondern es wird die Arbeit am Gockel mit gemeint sein. — Die Verse waren gewiß immer das Letzte, was Brentano hinzufügte, das Märchen selbst konnte schon fertig sein. Vergl. oben S. XXI Anm., 3.

Alektryomantie[1]), Gesneri Vogelbuch[2]) Coleri Hausbuch[3]), den Meußthurn[4]) hat er (zum teil wörtlich) benutzt; für die Localisation auf deutscher Erde (Gelnhausen-Hanau) spielen Kindheitserinnerungen mit[5]). Die Komposition ist trotz ihrer Einfachheit weniger episch als selbst noch im Klopfstock; das zeigt gleich die Eingangsscene, die mitten in die Handlung versetzt, dann aber die ganze Vorgeschichte als besondere Erzählung einfügen muß. Das Christliche ist hier, wie schon gesagt, stärker betont, das Beten und Danksagen spielt hier schon eine größere Rolle als der kindlichen Sphäre natürlich ist; doch ist die Grundstimmung des Ganzen noch nicht christlich-asketisch, die Erlösung wird noch nicht im katholischen Dogma gefunden, sondern in der Verwandlung ins Kind: am Schluß des Märchens werden alle Anwesenden in lauter schöne fröhliche Kinder verwandelt, die auf einer grünen Wiese um den Hahn herum sitzen, der ihnen die Geschichte erzählt — die reinste Gestaltung irdischer Kinderunschuld.

Anders steht es mit dem Fanferlieschen, dem letzten der ausgeführten großen Italienischen Märchen (Lo dragone, Pent. IV, 5): es ist unter dem Einfluß der inneren Wandlung Brentanos, die im Jahre 1817 sich vollzog, völlig zur christlichen Legende geworden. Von der knappen Bearbeitung im Stil der kleinen Italienischen Kindermärchen ist uns nur der Anfang erhalten

---

[1]) Alectryomantia seu Divinatio Magica cum Gallis Gallinaceis peracta . . . per M. Johannem Praetorium. Francof. et Lipsiae MDCLXXX. — Blockes-Berges Verrichtung von M. Johanne Praetorio, Leipz. 1668.

[2]) Vogelbuch oder ausführliche Beschreibung und lebendige, ja auch eygentliche Contrafactur und Abmahlung aller und jeder Vögel — durch — C. Geßnern in Latein beschrieben. Frkf. a. Mayn. (1600)

[3]) Oeconomia Ruralis et Domestica . . ., darin . . . beständiges und allgemeines Hausbuch etc. . . . von M. J. Colero, Frkf. a. M. 1592.

[4]) Vergl. oben S. XXVI, Anm. 1. Weitere Quellen sind zusammengestellt bei Schellberg, Untersuchung des Märchens Gockel, Hinkel und Gackeleia. Dissertation Münster i. W. 1903. — S. 37, 38 ist die Leichenrede Gockels auf Alectryo auf ihre Quellen zurückgeführt (Lucian, Bibel, Prudentius, Durandus, Praetorius, Colerus, Gesner etc.).

[5]) Vergl. Zueignung des Gockel von 1838, S. V.

das sogenannte Ziegesar-Fragment, in dem die Heldin noch die in eine Ziege verwandelte Prinzessin Ziegesar von Buxtehude ist. Diese Ziegesargeschichte geht nun in der Bearbeitung [1]) unmittelbar über in die Geschichte der Prinzessin von Bärwalde, in der aber nun ganz andere Töne angeschlagen werden als der Eingang vermuten läßt. Schon die Bitte der ermordeten Fräulein um ein christliches Begräbnis zeigt den religiösen Ton in einer Stärke wie wir ihn in den Brentanoschen Märchen vorher nicht finden. Ursulas unschuldige Einmauerung in den Turm, in dem sie ihr Kind zur Welt bringt, giebt dann die reichste Möglichkeit das Leben einer frommen geduldigen Einsiedlerin im Stil der heiligen Genoveva zu schildern. Auch der teuflische Gegensatz des Bösen fehlt nicht: der Pumpelirio Holzebocke, schon dem Namen nach an finstere slavische Gottheiten gemahnend, wie sie Brentano in seiner Gründung Prags darstellte. In dem Schäfer und in der guten klugen Hexe Fanferlieschen weist der Dichter auf sich selbst und auf Louise Hensel, deren Gestalt [2]) nicht mit Unrecht in diesem Märchen dominiert, da sie es ja war, die den Anstoß zu seiner Bekehrung gab. So ist dieses Märchen ein Abbild seiner Wandlung geworden, das einzige, das er noch mit voller dichterischer Kraft gestaltet hat. Denn hier steht er dem alten Geist seiner Märchen noch nicht völlig fremd gegenüber, noch herrscht die schlichte und concentrierte Form der Erzählung, wie er sie bis dahin beherrscht: alle Anlässe zum Ausmalen der christlichen Stimmung sind noch glücklich vermieden.

---

[1]) Diese Bearbeitung (Bd. XII 1, S. 109—168) ist erhalten durch die Böhmersche Abschrift von 1831, da Brentano die eigne Handschrift zu der späteren zweiten Umarbeitung benutzte. Sie wurde zuerst abgedruckt im Gral, Juni und Juli 1911, Heft 9, S. 534 ff., 10, S. 605 ff. durch Alphons M. v. Steinle, der sich um die Auffindung des betr. Bandes der Abschrift verdient machte. Vergl. unten S. LXIII. Vergl. in der Einleitung zu diesem Abdruck die Bemerkungen über den Einfluß Frankfurter Locals (der Name Ziegesar; der Reisbrei auf der Eselswiese).

[2]) Vgl. die Verse am Schluß des Märchens XII 1, S. 168.

Erste Veröffentlichungen und Herausgabepläne.

In den Jahren von 1817 bis 24 hören wir nichts mehr von Brentanos Märchendichtung. Es ist ja die Zeit seines Dülmener Aufenthalts; aus den Aufzeichnungen der Gesichte der Katharina Emmerich erstehen ihm neue und andre Arbeitspläne. Bei einem Besuche in seiner Vaterstadt in jener Zeit lernt er den Historiker Johann Friedrich Böhmer kennen (1823). Als das Wesentliche von dem, was Brentano noch nicht veröffentlicht hatte, erkennt dieser neue Freund sofort die Märchen. Als Brentano von Frankfurt nach Koblenz reist (1825), erbittet er sich von ihm das Manuscript der Märchen in der stillen Hoffnung, wenn er dieses in Händen hätte, es auch zur Veröffentlichung zu bringen, von welcher Brentano, der in seiner jetzigen Geistesrichtung seiner Dichtung fremd gegenüberstand, nichts wissen wollte.

Von den Märchen spricht Böhmer das erste mal in einem Briefe vom 17. Mai 1825: „. . . doch da fällt mir die Handschrift in die Augen, die auf meinem Kanapee liegt. Es sind die noch ungedruckten Märchen meines Freundes, des Dichters Clemens Brentano, die er mir, als er kürzlich nach Koblenz reiste, zurückließ. Ich wollte, ich könnte Euch die Geschichte vom Müller Radlof und der schönen Ameley vorlesen, die so rührend ist, zum Exempel davon will ich von der ersten Seite das Lied abschreiben, welches Radlof singt, wie er den Kranz in den Rhein wirft[1])". Im folgenden Winter meldet er an Brentano: „Ich habe gestern angefangen, Ihre Märchen bei Thomas vorzulesen, wo sogar Herr Conrector Schäfer so ernsthaft zuhörte, als würde ein schwerer griechischer Klassiker exponirt. Die ganze Gesellschaft will den nächsten Freitag wieder kommen, um Ferneres zu hören, und wenn es nach dem Willen der Thomasischen geht, so werden — poetisch zu reden — diese Märchen der Goldfaden und ihre Winterabende als Perlen darauf gereiht. Welcher Wunsch aber auch zugleich wieder rege geworden, zeigt Ihnen das bei-

[1]) Joh. Janssen, Joh. Friedr. Böhmer's Leben, Freiburg 1868, II, S. 155 (an Pfarrer Schulz in Poppenlauer).

liegende Blatt[1]). — Es würde mir eine gewisse Verwegenheit scheinen, wenn ich Sie mit Gründen irgend einer Art um die Bekanntmachung dieser Märchen bitten wollte. Also keine Gründe und nur meine wiederholte aufrichtige herzliche Bitte für sich ganz allein! Vermöge sie, was sie vermag. — Wollten Sie selbst mit der Herausgabe nichts zu thun haben, was ich aus Ihren bisherigen Äußerungen schließen muß, so erbiete ich mich zu jedem dabei nöthig werdenden Dienst. Aber erklären Sie nur wenigstens, daß Sie die Herausgabe zulassen oder doch sich nicht darum bekümmern wollen, was aus Ihrem Manuscript wird. Haben Sie aber andere besondere Wünsche, so machen Sie mich mit denselben bekannt. — Ich gestehe Ihnen, am Anfang dachte ich etwas schlauer, und es war mir um die Bekanntmachung nicht bange, wenn ich nur erst Ihre Manuscripte besitzen würde. Jetzt denke ich ganz

[1]) Dieses Blatt ist eine Bittschrift der Thomasischen Kinder um den Druck der Märchen, von ihrem Vater aufgesetzt. Sie lautet:

„Lieber Herr Clemens!

Wir sind nun schon mehrere Jahre auf dem trockenen Sande dieser irdenen Welt und es dämmert nur eine dunkle Erinnerung an ein gewesenes herrliches Licht-, Luft- und Wasserreich in uns auf und wir möchten manchmal die alte Poesie der Farbe mit Händen greifen, die sanften Töne mit unsern Ohren hören, und glauben, die goldenen Fische mit dem alten Vater Rhein, dem Roth- und Weiß-Main mit allen Nymphen in der blauen Fläche schwimmen zu sehen, ja es gibt Augenblicke, wo wir jauchzend rufen: es ist noch so, und wär' als noch so und doch ist es nicht immer so, und wir zappeln gar zu sehr auf dem Trockenen herum.

Da hat uns nun ein guter Mann aus dem schönen Böhmerlande verrathen, daß Du, Herr Clemens, den Schlüssel zu all' den Herrlichkeiten des alten Vater Rhein hättest, der golden sei und in unsern Händen von selbst all' den alten Zauber, den uns die Staubwolken des dürren Sandes verdunkeln, vor unsern Augen aufschließen werde.

Da Du, Herr Clemens, nun gütig schon von Namen bist, so bitten wir Dich für uns und alle guten Kinder, gib uns doch den goldenen Schlüssel, damit wir all' die Herrlichkeit schauen und Dir danken können, wie es guten Kindern geziemt.

Wir haben dieß unterschrieben mit wunderlichen Zeichen, wie sie Jedes vermag, und verhoffen, Du wirst es lesen können, da man jetzt noch schwerere Zeichen lesen kann, die vor vielen tausend Jahren schon geschrieben worden sein sollen. Pax tecum."

anders, alle von Ihnen erfahrene Güte hat mir eine Fessel angelegt, die stärker ist als mein lebhafter Wunsch — möge nun aber auch meine Bitte um so mehr Gewicht haben“ [1]).

Brentano antwortete erst ein halbes Jahr später: „Sie haben alle Ursache mich des Stillschweigens anzuklagen, aber was sollte ich schreiben auf die kindlichen Suppliken um den Druck der Märchen? Etwas Gedrucktes haben wollen, ist auch eine Täuschung. Wenn es fertig ist, dann ist man klüger und wirft es hinweg und höhnt es. Wäre noch Etwas für die Armen mit zu gewinnen, aber man hat nur Ekel, Ärger, Langeweile, beschämende Complimente, beschimpfende Recensionen, und der Buchhändler hat das Geld davon, und man befindet sich auf Generationen in der Leute Maul. Übrigens sind die Märchen sehr obenhin gesudelt; ich selbst aber vermag dergleichen nicht mehr zu überarbeiten, denn ich müßte mich auf eine unerlaubte, ja sündhafte Weise zurückschrauben. Wie kann ich nun das kindische, vorüberflatternde Gelüsten einiger guten Leute und Knaben befriedigen, ohne mich zu beschädigen? Das Einzige, was mich bewegen könnte, wäre, so der hiesigen Armenschule ein Vortheil dadurch erwüchse; ich selbst verlange Nichts dafür und davon. Wir müßten darüber reden, mein Name müßte wegbleiben, u. s. w.“ (3. Juli 1826, Ges. Schr. IX, S. 142).

Böhmer hielt sich scheinbar daran, daß diese Antwort keine völlige Absage enthielt, und suchte durch den Abdruck einiger Stücke in einer Zeitschrift Brentano vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Am 31. December 1826 erschien ein Teil des Radlauf, am 17. Januar 1827 das Myrthenfräulein als „Mittheilungen aus einer ungedruckten Mährchensammlung“ in der Frankfurter „Iris“ [2]).

[1]) 10. Dec. 1825. Janssen-Böhmer II, S. 158.

[2]) Iris. Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen. Frankfurt am Main bei Johann Friedrich Wenner. Nr. 230. Sonntag, 31. December 1826:

„Mittheilungen aus einer ungedruckten Mährchensammlung.

In keiner Dichtungsart hat der beziehungsreiche ahndungsvolle Gestaltungssinn der Menschen und der Völker anmuthvoller sich ent-

Brentano war darüber sehr ungehalten. Er schrieb an Böhmer (5. Febr. 1827): „Bis hieher hatte ich geschrieben vor

---

hüllt und gespielt, als in dem Mährchen. Es ist die Urkunde der dichterischen Sendung der Menschheit; es hat ihr die seligen Erinnerungen ihrer Kindheit aufgehoben, damit die zur blühenden Reife gediehene daran als einem theuren Angebinde in guter Stunde sich ergötze und erheitere, und den in jenen schuldlosen Tagen genossnen Frieden als ein unschätzbares Kleinod sich vorhalte, das einst, in Kampf und muthiger Ausdauer wiedergewonnen, den Abend ihrer Laufbahn bestrahlen und erquicken soll. Welchen Reichthum an Schätzen der Mährchenwelt unser deutsches Volk besitze, kann man jetzt, seit die wackeren Brüder Grimm denselben gesammelt und durch geistvolle Beleuchtung zugänglich gemacht, in behaglicher Genüge sich aneignend würdigen. Selbst unser Goethe hat es nicht verschmäht, zu dieser kindlichen Dichtform sich herabzulassen, und das zierlichste zauberreichste Mährchen, das einer erfindungsvollen Phantasie erblühen konnte, schmückte seine Horen, den ernsten würdevollen Reigen dieser himmlischen mit vielgestaltigem Scherze verschönernd. Durch solch ein Beispiel glauben wir den Versuch glücklich genug eingeleitet, unsere Iris von Zeit zu Zeit dem unschuldigen Muthwillen eines solchen Musenkindes zum Spielplatz einzuräumen, und wir dürfen dabei um so zuversichtlicher die Billigung unsrer Leser voraussetzen, wenn wir hinzufügen, daß wir deßfalls aus einer Quelle schöpfen, deren reiche hippokrenische Ader weder Vertrocknung des Bettes noch Unlust in dem Trinkenden besorgen läßt, welche Vielen unter uns schon oft Erquickung und Erheiterung spendend geflossen ist, und welcher die Nymphen des Gesanges mit ihrem Zauberschutze unermüdet zugethan sind." (Es folgt der Abdruck aus dem Märchen vom Rhein, beginnend mit der Kapitelüberschrift „Wie der Müller Radlauf dem Rhein ein Lied sang" etc. bis zum Schluß des ersten Kapitels, zu den Worten „Darüber erwachte der Müller in großen Aengsten" (S. 1042 bis 1043).

Iris. Frankfurt bei Heinrich Ludwig Brönner. Nr. 12. Mittwoch. 17. Januar 1827:

„Mittheilungen aus einer ungedruckten Mährchensammlung.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht.

In der letzten Nummer der vorjährigen Iris fand der geneigte Leser den Anfang eines umfangreichen Märchenkreises aus dem Strom-

etwa vier Wochen, da blieb der Brief über vielen anderen liegen. Heute nehme ich ihn mit einigem Unwillen auf. In die Buchhandlung gekommen, finde ich mit einem, mich wunderlich ergreifenden Ekel meine in Frankfurt sorgenlos zurückgelassenen Märchen in der Iris abgedruckt. Ich kann nicht sagen, wie sehr mich das innerlich verletzte. Ich ersuche Sie daher dringend, sich das Manuscript zurückgeben zu lassen und diese Mittheilungen

---

gebiet des alten Rheins. Wir behalten uns vor, aus diesem tiefen Born von Zeit zu Zeit weiter zu schöpfen und zu zeigen wie des Müllers Radlauf Traum in Erfüllung ging und eine lange Reihe der außerordentlichsten Vorgänge sich daran knüpfte, streifen aber heute in ein anderes ganz freies Feld der Erfindung unseres Dichters, um in einem leichter übersehbaren Gemälde vor allen Dingen einen Begriff von dem originellen Ton und bedeutungsreichen Gehalt dieses poetischen Muthwillens zu geben, der jetzt nur in kindischen Formen sich gefällt und dann auf einmal so ernst und tief wird, daß man hinabschaut in das Mährchen, wie in einen klaren von lieblichen Blumen und muntern Waldvöglein umgaukelten Brunnen, in dessen Tiefe uns mit der Bläue des Himmels unser eigenes Bild entgegenschwebt. So erfinderisch, ahnungsvoll, phantastisch und gemüthlich ist diese Weise, daß sich auch der verwöhnte Leser leicht über die ihm etwa allzu spielend erscheinende Manier hinwegsetzt, und die ganze neckische Laune, den ganzen tollen Lauf der wunderbaren Traumwelt, die sich ihm aufthut, schnell liebgewinnt, wenn er gewahrt, wie so reiche Blüthen der Poesie am Wege stehen, so bedeutende Winke eines frommen Gemüths den Ernstgesinnten belohnen. Man hört sich gern in das süße Ammengeschwätz der Kindheit zurück, und wenn der wohlberedte zahnlose Mund dem still aufhorchenden Kreise der Unmündigen zuzuflüstern scheint, greifen plötzlich liebliche Engel ins Saitenspiel oder ein ernstes Geisterwort ertönt, eine unerwartete Wendung, eine rasche Entwirrung des bunten Knäuls bringt an die Stelle des Lächelns tiefes Nachdenken. Doch unser Dichter bedarf der Apologie nicht! Er tritt auf unbekümmert um die Natur des Eindrucks, den sein Phantasiespiel im ersten Augenblick machen dürfte, und gewiß, daß er zuletzt auch die Unempfänglichen in seinen Zauberkreis bannen wird." Es folgt der Abdruck vom „Mirthenfräulein" in Nr. 12 (Mittwoch, 17. Jan.), S. 46—47; Nr. 13 (Freitag, 19. Jan.), S. 49—51; Nr. 14 (Samstag, 20. Jan.), S. 53—55. — Ich habe die Einleitung der beiden Veröffentlichungen — die gewiß nicht aus Böhmers Feder stammt — ausführlich abgedruckt, da der Ekel Brentanos aus dieser Art von Anpreisung noch erklärlicher wird.

in der Iris ein für allemal zu verhindern. Es ist mir bei diesem Anblick eine Empfindung innerlich klar geworden, wie so ganz anders mein Gefühl sein muß, als das anderer Menschen. Es war mir als sehe ich mich am Pranger einer dünnen, weltlichen, leeren Eitelkeit. Ich nehme es hin für meine Thorheit, solche Sünden der Langeweile mitgetheilt zu haben. — Ja wäre es noch für die hier verhungernde, verfrierende Armuth, daß man es erlitte; aber so geht Alles seinen Weg; Anfangs eine Supplik das Zeug zu drucken, und dann mit dem Quark in den Quark!" (Ges. Schr. IX, S. 174.)

Ein späterer Brief an Diez spricht sich in gleichem Sinne aus: „Einst fand ich ein Stück dieser Märchen in der Frankfurter Iris abgedruckt, und Sie wissen, wie sehr mich dieses verletzte; ich schrieb sogleich an den Bewahrer des Manuscriptes und bat dringend, mich mit aller Öffentlichkeit zu verschonen; da hörte ich, daß man in guter Absicht diese unreifen und unnützen Tändeleien in Frankfurt bei Hrn. Brönner[1]) habe drucken lassen wollen, und verhinderte es sogleich. Das Dringen meiner Freunde um die Erlaubniß des Druckes hörte nicht auf, von flüchtigem Anhören bestochen, hatten sie kein Urtheil über die Unvollendetheit und gänzliche Unwürde dieser Compositionen, die auf keine Art ein Ganzes waren; sie liefen keine Gefahr dabei, als den Preis der paar Exemplare, die sie etwa gekauft hätten; ich selbst aber würde mich wider Willen aller Kritik preisgegeben haben, und sie hätten am Ende selbst mit in den Tadel einstimmen müssen"[2]).

Inzwischen hatte der Abdruck der Märchen Aufsehen erregt; man war überrascht, von dem Dichter, der zehn Jahre geschwiegen hatte, wieder etwas zu hören; seine Märchendichtung war ja, außer im engsten Freundeskreis, nie bekannt geworden; sie fügte dem Bild Brentanos wesentliche Züge hinzu. Im Stuttgarter Morgenblatt wurde der be-

---

[1]) Der Drucker und Verleger der Iris.

[2]) Die Märchen des Clemens Brentano, herausgegeben von G. Görres, 1846/47. Bd. 1, S. L.

vorstehende Abdruck der Märchen ausführlich angezeigt[1]). Darauf bezieht sich Brentanos Brief vom 16. Februar 1827 (an Böhmer): „Meinen innern Widerwillen gegen das Drucken kann ich gar nicht beschreiben. Seit jener Irislectüre bin ich innerlich angst und übelfühlend, dazu kommt noch, daß mir hier befindliche, mir gar nicht wohlwollende Leute, schon verschiedene complimentose Danksagungen abgestattet, daß ich meine Schätze nicht länger vorenthalten wolle, denn auch im Morgenblatt stehe es schon weitläuftig aus Frankfurt berichtet. — Mein Inneres war für alles Ungeziefer verkittet, sie konnten nur über mich lügen; jetzt stellt man mich ohne Hosen auf den Markt. Es sei, wie Sie wünschen, das unnütze Zeug möge ge-

---

[1]) Morgenblatt für gebildete Stände. Nr. 25. Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart u. Tübingen. Montag, 29. Jan. 1827, S. 99. Korrespondenz-Nachrichten: Frankfurt a. M. im Januar (Fortsetzung) „Um von dem Traurigen [Tod des Staatsraths Moritz v. Bethmann] auf etwas Erfreuliches überzugehen, gebe ich Ihnen die für unsere arme poetische Literatur erfreuliche Nachricht, daß die wunderschönen Mährchen von Clemens Brentano hier in der Vaterstadt des Dichters herauskommen werden. Ich kann mich nicht enthalten, das herrliche Lied an den Rhein, welches den Cyklus der Mährchen des Rheinstroms eröffnet, als Surrogat jeder anderen, immer nur mangelhaften Ankündigung ganz herzusetzen, damit diesen deutschen Dichter lieben lerne, wer ihn noch nicht in seiner Tiefe kennt, und um auf viele solcher schönen eingestreuten Lieder und Dichtungen aufmerksam zu machen. — Ein junger frommer Müllerbursche, Radlauf, singt, indem er vor Schlafengehen einen Kranz in den Rhein wirft, folgendes Lied: (folgt der Abdruck der 8 Strophen.) — Welche Phantasie, mit welcher Einfalt gepaart, wie groß und wie kindlich zugleich. Ist ein würdiges Lied dem Rhein gesungen worden, so ist es dieß, worin er sich ganz spiegelt, wie er ist, mit seinen Reben und Schlössern, den, vom Echo beseelten Felsen und den raschen Strudeln, in dem langen Heldenlauf zum Meere, wovon der Schiffer träumt! Wenn dereinst Goethe's Fischer und König von Thule und andere herrliche Volkslieder aus dem Munde dankbarer und gerührter Enkel fortklingen in alle Zeiten wie jetzt, so wird es dieses Lied nicht minder; aber es erfordert auch einen Komponisten, der dem großartigen Sinn des Dichters keinen Zwang auferlegt, und nicht matt hinter ihm zurückbleibt."

druckt werden. Aber es gehört nicht mehr mein, sondern der hiesigen Armenschule, für deren Vortheil es Herr Diez will drucken lassen, und ein hiesiger Buchhändler als Almosen den Vertrieb übernehmen. — Sie werden nun von Herrn Diez gebeten, vorerst das Manuscript von B * * [1]) zurückzunehmen, woselbst dessen kurze Anwesenheit, mir schon viel Hypokrene [2]), Migräne, Hohnorar und Schandarar gebracht hat. Ich war bereit, Herrn Diez zweihundert Gulden für die Armen zu geben, wenn er es nicht drucken lasse, er bittet aber darum, und meint für seine Schule etwas mehr damit zu verdienen. Ich bin Niemand so viel schuldig als ihm, ich gebe mich gerne für seine Armen preiß. Nun läßt er Sie herzlich bitten, sich in Frankfurt um billigsten und doch saubern Druck und um Papierpreise zu befragen und uns bald die Preise zu melden, damit wir sie mit hiesigen vergleichen. Herr Diez meint, man müsse es nicht allzuschlecht drucken und in mehreren Abtheilungen ausliefern. Das vortheilhafteste Format für die Druckkosten ist Duodez, wo vier und zwanzig Seiten auf den Bogen gehn, dadurch wird ein Drittel des Abdrucks gespart, und das Format kann doch klein Octav sein. Die Charitas Pirkheimer ist z. B. in Duodez. Ich ersuche Sie ein Format zu wählen, etwas kleiner als die Charitas, und verschiedene Papiermuster sich geben zu lassen und mir zu senden. Sie thun wohl in zwei Druckereien nachzufragen und die Lettern zu wählen, Sie haben ja ein richtiges Gefühl darin. Nachher sehen wir wie sich der Preis zu hier verhält, und Herr Hölscher accordirt mit den Leuten. In Offenbach druckt man recht hübsch. Es muß ja nicht luxuriös, sondern gefällig und mäßig sein. Ich wünschte, daß das Ganze in Hefte zerfalle, was zum Verkauf vortheilhaft ist, und daß es nach und nach könne abgeliefert werden broschirt. Herr Diez meint, eine Auflage von fünfzehn Hundert; er glaubt vielleicht durch Barmherzigkeit etwas davon abzusetzen. Es kommt nun bei dieser Sache auf Ihre Liebe an

---

[1]) Brönner, der Frankfurter Drucker, bei dem die Freunde die Märchen erscheinen lassen wollten.

[2]) Anspielung auf die Einleitung in der Iris.

zu diesem Almosen, ob Sie etwa mit einigen anderen Freunden die Correctur übernehmen wollen? Aber, mein Gott! es ist ja mehr dabei zu thun; der Stil ist so nachlässig und einzelne Partien sind gewiß unaussprechlich schlecht. Ich erinnere mich oft des Ekels bei den letzten Vorlesungen. Ist es wohl möglich, daß Sie das Manuscript durchlesen und ohne alles mindeste Vorurtheil — denn ihre Liebe, Geliebter, hat sehr große! — was gar zu ledern gedehnt ist — selbst zusammenziehen, oder wo Sie es nicht vermögen, von einem anderen Freund thun lassen. Vielleicht hülfe der liebe Thomas, oder gar Frau Willemer, die so viel Sinn und Talent hat: das wäre ja ein rechter Liebesdienst. Besonders flehe ich dringend, Alles, was im mindesten ein reines Herz verletzten könnte, doch ja zu vernichten, damit nicht mehr Schuld auf mich komme. Es wäre eine ganz eigenthümlich liebevolle literarische Arbeit, wenn Sie das mit einem Freundes-Comité, worunter Frauen wohlthätig sind, durchführten; es wäre eine Leichenbereitung und Balsamirung für ein Produkt, das todt in die Welt geht, Almosen zu sammeln . . . Ich ersuche Sie auch Kapitel, Abtheilungen, Ueberschriften, Erklärungen, Absätze im Text, wenn es nöthig, Noten dazu zu schreiben, und überhaupt wie mit einem Todten umzugehen. Das ist immer ein heilsamer Umgang. Die Liebe, welche Sie und die anderen, nie verdienten Freunde, dabei beweisen, ist das einzige, was mir die Furcht dabei versüßt. Warum soll ich nicht etwas leiden für viele Geduld, welche Sie Alle mit einem sehr armen und sehr verkehrten Menschen bis jetzt gehabt. Der Titel könnte sein: „Märchen, nachlässig erzählt und mühsam hingegeben von Clemens Brentano. Als Almosen für eine Armenschule erbeten, geordnet und herausgegeben von milden Freunden." Und dann weiter die Untertitel. — Gott sei gedankt, das wäre gethan!" — „Eben erhalte ich einen Brief von Regensburg: Sailer habe aus irgend einem Morgenblatt erzählen gehört, es kämen Märchen von mir heraus, er frage, wie ein Exemplar zu erhalten. Das ist mir einmal ein Friedenswort, daß der gute Mann sich nicht scheut mit den Anderen angeführt

zu werden. Es bleibt übrigens finaliter wie ich oben geschrieben, wir erwarten Ihre Antwort und Genehmigung." (Ges. Schr. IX, S. 175 ff., S. 181.)

Ferner (Koblenz den 5. März 1827): „Ich danke Ihnen für Ihre liebende Absicht in Bezug auf die Märchen. Es wird übrigens kein Selbstverlag, denn Hölscher, ein redlicher Mann, vertreibt es unter seiner Firma und rechnet mit Diez ab. Den Offenbacher Druck finde ich besonders schön. Ich bitte Sie, ja das Manuscript sehr prüfend durchzusehen und alles auszumerzen, was irgend Jemand betrübt. Ich meine, im Märchen vom Murmelthier muß eine sinnliche Amplification eines Nachtigallliedes vernichtet werden, und einige Sticheleien auf Voß, und sonst in allen Märchen, was nur im mindesten einen Menschen ärgern kann. Ich habe nur noch dunkle Begriffe davon." (Ges. Schr. IX, S. 182.)

Böhmer (an Amsler, im September 1827): „Mit den Romanzen bin ich bei Brentano übel abgefahren[1]), nun will ich es einmal wieder mit seinen Märchen versuchen, die ich sammle, ordne und abschreiben lasse; Erquickung im ernsten Tagewerk. Alle, die sie kennen lernen, sind entzückt davon." (Janssen-Böhmer I, S. 145.)

Durch den Artikel im Morgenblatt war scheinbar der Buchhändler Reimer in Berlin, dem Brentano elf Jahre zuvor die Rheinmärchen angeboten hatte, wieder auf die Märchen aufmerksam geworden und hatte sich an den Verleger der Iris, Brönner in Frankfurt, gewendet, um die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Das geht aus einem Brief Brentanos an Böhmer hervor (Koblenz, den 4. November 1827): „Herzlichen Dank verehrter Freund für Ihre freundlichen Zeilen. Was die Reimer'sche Forderung anbetrifft, hat Herr Diez in dieser Woche direct an ihn geschrieben; Sie können also an Brönner sagen lassen, es sei direct an Reimer geschrieben. — Es ist mir lieb, wenn Sie mir den Theil des Märchen-Manuscripts, den ich hier

---

[1]) Vgl. Brentanos Brief an Böhmer vom 3. Juli 1826 (Ges. Schr. IX, S. 141.)

habe, länger erlauben, ich gedenke in Mußestunden daran zu flicken. Vieles ist gar zu roh und wirr." (Ges. Schr. IX, S. 182.)

Böhmer (an H. Hübsch in Karlsruhe, 17. Nov. 1827): „Clemens Brentano ist in Koblenz, schon seit lange. Er will etwas über die frommen Schwestern de St. Charles schreiben. An den Märchen verändert er noch immer und deßhalb wird noch nichts gedruckt, so daß der Druck meines bisher still gelegenen Codex dipl. wohl noch eher beginnt." (Janssen II, S. 166.)

Böhmer an Brentano in Koblenz (30. December 1827): „Hiebei erhalten Sie auch den Ihnen fehlenden Anfang der Märchen. Ich wollte, Sie schickten mir die Handschrift, daß ich den Druck könnte beginnen lassen. Jetzt ist dazu Gelegenheit da und ein wohlmeinender Besorger, ein vierschrötiger Ihnen wohlgefallender Drucker; wer weiß, wie lange diese günstigen Constellationen so zusammenstehen, und unterdessen verweht vielleicht ein Wind die von vielen guten Leuten so geliebten Blätter. Jener Winter, in dem ich Ihre Romanzen abschrieb, ward mir durch diese Arbeit voll Blüthe und Duft. Dieser könnte es durch die Märchen werden, wenn Sie wollten. Und einen sehr einsamen würden Sie erheitern." (Janssen II, S. 169.)

Da Brentano noch immer an den Märchen änderte, ohne zu einem Abschluß zu kommen, und also nichts gedruckt werden konnte, suchte Böhmer durch Ausleihen dessen, was er an Manuscript da hatte, den Märchen Freunde zu erwerben und sie möglichst bekannt zu machen. So gab er den Schulmeister Klopfstock dem Dichter Rückert[1]), mit dem er befreundet war, der sich zu ihm darüber folgendermaßen äußerte: „Das Märchen hat uns so wohlgefallen, daß, nachdem ich, sonst ein sehr unbereitwilliger Vorleser, es einigen höchst ernsthaften Badegästen (in Ems) beigebracht hatte, wir uns nun auch, auf Deine Nachsicht rechnend, die Freude machen wollten, es unsern Bu-

[1]) Demnach hat Böhmer schon vor 1831 von einzelnen Märchen Abschrift genommen, wozu die Äußerung an Amsler (oben S. XLIII) stimmt; denn es ist nicht anzunehmen, daß er Rückert das Original anvertraute, da dieser ja auch nicht an eine Rückgabe dachte.

ben vorzutragen, für die es eigentlich gemacht schien, da ihrer auch fünf sind und ich gleichfalls ein armer, abgebrannter Schulmeister. So haben wir's denn zuerst mit nach Schweinfurt und dann nach Coburg geschleppt, an welchen beiden Orten wir unsere bei den Großeltern deponirten Jungen wieder in Empfang nahmen, und überall mit dem mitgebrachten Märchen große Ehre einlegten. Es erspart uns andere Reisegeschenke, und Du hast mir dadurch einen recht reellen Nutzen verschafft, für den ich Dir dankbar bin. In Coburg aber bat es mein Freund Wangenheim sich aus (der Dich schönstens grüßt) und wollt' es noch nicht abliefern, als ich von dort abreisen mußte, versprach mir aber in kurzem, es nachzuschicken! . . . . . Du darfst versichert sein, daß damit kein literarischer Mißbrauch getrieben wird; meine Buben wollen es weder heraus-, noch aus den Händen geben, bis es zerlesen und verlesen ist[1]). — Böhmer antwortete: „So haben wir doch in diesem Stück gleichen Geschmack. Ich glaube, daß diese Märchen (und der Vorrath ist groß und die andern sind nicht geringer) zu dem frischesten der ganzen neuen Literatur gehören. Aber der Verfasser will nun einmal nichts davon drucken lassen, was selbst mir leid thut, der ich doch das Manuscript habe, da es mir unbequem ist, mich durch dessen Zerfetztheit und Unleserlichkeit durchzuarbeiten".

Das Manuscript behielt Böhmer jedenfalls bis 1831. In diesem Jahre ließ er alles, was damals vorlag, durch seinen Schreiber abschreiben, und gab die Manuscripte an Brentano zurück. Als Brentano 1835 ein Verzeichnis seiner bei Böhmer befindlichen „geschriebenen Sachen" sich ausbat, antwortete Böhmer (22. Februar 1835): „Ich suche Ihrem Wunsche durch eine getreue Angabe dessen, was ich von Ihren geschriebenen Sachen habe, zu entsprechen: 1.) Die Romanzen vom Rosenkranz 1. Bd. 4^0, von mir selbst geschrieben. Davon haben Sie Abschrift. 2.) Die Märchen (nämlich: Rheinmärchen, Murmelthier, Siebentodt, Liebseelchen, Myrthenfräulein, Witzenspitzel,

[1]) Aus dem Jahr 1829: Janssen-Böhmer I, S. 145.

Rosenblättchen, Hüpfenstuhl, Dilldarr, Fanferlieschen, Fünf Söhne[1]), Gockel und Hinkel, Commanditchen); zwei Bände klein Folio, von meinem Schreiber geschrieben ... Was Sie nun von diesen Sachen haben wollen, sollen Sie bekommen, aber ich bitte schönstens, daß Sie mir die Romanzen und die Märchen lassen wollen." (Janssen, II, S. 233.)

Die letzten Umarbeitungen.

Von einer Gesammtherausgabe der Märchen war zunächst nicht mehr die Rede. Aber bei der Durchsicht der Märchen kam Brentano seinen Jugendwerken doch wieder näher. An einigen „flickte" er bloß, und so mag manche Ungleichheit entstanden sein, die schon in der Form auffällt, in der Böhmer sie abschreiben ließ; hätten sich Brentanos eigene Handschriften erhalten, so wären, bei seiner Arbeitsweise, die eincorrigierten Änderungen gewiß zu erkennen — so muß man sich mit Vermutungen begnügen. Durch die Böhmersche Abschrift sind wir aber in der Lage festzustellen, was Brentano nach dem Jahre 1831 noch geändert hat, und da sind es, neben einigen stilistischen Besserungen, in der Hauptsache sehr umfangreiche Erweiterungen, die er vorgenommen hat. So hat er eine Stelle aus dem Märchen vom Hause Staarenberg erweitert durch die Geschichte von der Rosenrothen Spinne, die in den Gestalten der Lilinu und des Bergmanns, der in der Tiefe arbeitet, wieder an Louise Hensel gemahnt[2]). Er hat das ursprüngliche Rahmenmärchen der Italienischen Märchen selbständig erweitert im „Schnürlieschen", das die Kindheitseindrücke einer harten Erziehung, die sich schon in der Pimpernelle des Liebseelchen verkörpert hatten, mit

---

[1]) „Fünf Söhne" ist der alte Titel des „Klopfstock" in der Abschrift; die fehlerhafte Schreibung der andern Namen oben geht auf Rechnung des Janssenschen Abdrucks.

[2]) „Kleine rosenrothe Spinne am Thurmfenster" nennt Brentano Louise Hensel schon in einem Briefe vom Herbst 1816 (Ges. Schr. VIII, S. 203). Das Fragment klingt oft wörtlich an Briefe, die er L. Hensel schrieb, an. Vergl. Ges. Schr. VIII, S. 212.

einer melancholischen Altersstimmung eigentümlich vereinigt. Es ist Fragment geblieben, war vielleicht aber auch gar nicht mehr als Rahmenmärchen geplant und sollte wol eine abgeschlossene Geschichte bilden, da von dem Italienischen Cyklus später überhaupt nichts mehr verlautet, und alles Vorhandene nur dem Rahmen der Rheinmärchen eingefügt werden soll[1]). Endlich hat er zwei Märchen völlig umgedichtet und auch vollendet, den Gockel und das Fanferlieschen.

Allerdings kann von eigentlicher Neuschöpfung hier kaum die Rede sein; die Handlung bleibt fast unverändert, die ältere Fassung beider Märchen ist in die jüngere fast unverändert herübergenommen, nur auseinandergepreßt und um unzählige Details bereichert. Es ist nur noch die Technik einer Kleinkunst, die der alternde Brentano beherrscht: ein stetes Verschnörkeln, Paraphrasieren, musikalisches Variiren, das er jedem Satz, jeder Figur, jeder Situation seiner früheren Dichtung zuteil werden läßt. So erklärt sich die Erweiterung des Gockel um etwa 200, des Fanferlieschen um etwa 100 Seiten. Dieser mönchischen Kunst der Kleinmalerei und Verzierung, dieser oft wahrhaft asketischen, aller äußeren Spannung und Wirkung entgegenarbeitenden Versenkung ins Dargestellte entspricht der Inhalt: er ist im Ernsten und Heiteren streng christlich-katholisch. Ihm entspringt viel Schönes und Rührendes, wie die Tierpflegescene im Fanferlieschen oder die ganz persönliche Mystik und Lyrik am Schluß des Gockel; aber ihm fällt auch manche frühere Harmlosigkeit zum Opfer: streng und fast prüde sind Stellen „die irgend einen Menschen betrüben könnten“ ausgemerzt (Vgl. die Änderungen in dem Mäuselied[2]); die Milderung der Judensatire: Mann etc. statt Jude, der Naturphilosophenverspottung; die übertriebne Schamhaftigkeit in der Turmscene gegen die frühere Naivetät); andrerseits aber nimmt der eifrige

---

[1]) Vergl. Brentanos Brief an Böhmer vom 9. März 1837 (Ges. Werke IX, S. 360), unten S. LII.

[2]) Vgl. XII 1, S. 225, Z. 8 mit Gockel (1838) S. 3, Z. 23; S. 237, Z. 15 mit Gockel S. 25, Z. 2.

Katholik seine Feinde recht polemisch mit: die Freimaurer im Gockel und im Fanferlieschen, hier überhaupt die ganze Aufklärung. An litterarischen Anspielungen und Reminiscenzen, an persönlichen Erinnerungen und Bekenntnissen ist vor allem der Gockel überreich[1]), der ja dadurch nun am meisten Gelegenheit hierzu gab, daß er mit dem Tagebuch der Ahnfrau[2]) verknüpft wurde, einer ebenfalls vom Dichter umgearbeiteten Jugenddichtung.

Mit dem bunten Mosaikstil seines Alters langt Brentano nun gerade beim Gegenteil seines Jugendstiles an: Concentration, Form sind freiwillig aufgegeben — er konnte sich nicht mehr zurückschrauben; aber es ist merkwürdig, wie er am alten liebgewordenen Stoff des Jugendmärchens doch das umfassendste und innigste Bekenntnis seines Lebens giebt; denn als das allein will diese Dichtung angesehen werden[3]) nicht mehr als reines Kunstwerk. Die autobiographisch ebenso reiche Zueignung des Märchens an das Großmütterchen (Marianne von Willemer) — die ebensogut im Märchen stehen könnte — zeigt das deutlich. Die Umarbeitung des Fanferlieschens kam wol etwas später zu Stande, sie blieb mit den andern Märchen unveröffentlicht liegen. Die Herausgabe des Gockel konnte Brentano jedoch noch bei seinen Lebzeiten überwachen und mit besonderer Liebe auch die Ausschmückung des Buches bedenken: die Bilder waren seine eigenen „mühseligen Erfindungen", in denen er Kindereinfalt und Märchenunschuld fast reiner traf, als es ihm als Dichter damals noch möglich war. Gerade die Bilder verursachten ihm aber beim Druck mannigfache Sorge und Pein; der Briefwechsel mit Böhmer giebt davon Zeugnis.

Die Herausgabe des Gockel.

Brentano an Böhmer (München, 29. November 1836): „Ich hoffe, daß Sie wieder zu Hause sind, und spreche sogleich

[1]) Vergl. Schellberg, a. a. O. S. 58 ff., S. 70 ff. — Diel-Kreiten II, S. 10.

[2]) Vergl. Schellberg S. 75 ff.

[3]) Diel-Kreiten II, S. 10.

Ihre Gefälligkeit an. Ich habe durch Herrn Oldenburg, der sonst bei Herrn Schmerber war, jetzt hier bei Cotta ist, dem Ersteren den Verlag des Märchens, das ich hier drucken lasse, angeboten, und er ist auf folgende meine Bedingungen eingegangen. Ich beauftrage Sie nun, Ihre treue Freundschaft ansprechend, einen Contract mit ihm darüber aufzusetzen; zugleich bitte ich Sie, ihm die Druckbogen, die Sie besitzen, und beikommende vier Probedrücke der Bilder, die hineinkommen, zu zeigen, damit er sich von der Beschaffenheit des Werkes unterrichte . . . . . So eben empfange ich die traurige Nachricht, daß die Steinzeichnerin der vier ersten Bilder zu dem Märchen, die treue, fleißige Person, die Sie gesehen haben: Maxmiliane Pernelle, heute Morgen drei Uhr an der Cholera gestorben. Gott helfe ihrer lieben Seele." (Ges. Schr. IX, S. 349; S. 351.)

Brentano an Böhmer (München, 15. Januar 1837): „Ihre Theilnahme an dem Tode der armen, fleißigen, bescheidenen Malerin Maximiliane Pernelle macht Ihnen Ehre, sie verdiente die Anerkennung solcher Herzen . . . Sie fragen mich wohl mit Recht, wer mir die folgenden Blätter lithographiren werde. Vier andere Blätter, die von einem anderen rechtschaffenen, geschickten Manne gemacht wurden, sind so roh ausgefallen, daß ich den Stein bezahlt habe, aber nicht brauchen kann. Ich habe mir die Beine abgelaufen, Jemand zu finden, den ich wieder brauchen könne, und bin bis jetzt noch nicht zum Ziele gekommen. Das Kunstvolk ist im Ganzen gar dünn und stümperhaft und charakterlos zusammengewürfelt; was sie nicht auswendig gelernt haben, können sie nicht. Ich habe keine Freude bis jetzt, sondern viel Kummer mit dem Zeug gehabt, und wünsche es nie eingegangen zu sein. — Ich erwarte jetzt den Versuch eines jungen Menschen, der sich mir angeboten hat, um die Sache mit Mühe und Zeitverlust fortsetzen zu lassen. Wenn das Buch fertig ist, übersende ich es Ihnen. Sie werden dann die Güte haben, die Unterhandlung mit Herrn Schmerber abzuschließen. Bis dahin will ich, um mir nicht noch mehr Störung zu verursachen, kein Wort darüber verlieren . . . . . Mit dem Märchen geht es mir miserabel.

Das Manuscript liegt seit einem Monat beendet, der arme Buchdrucker sendet alle drei Wochen einen Bogen. Ich bin vierzehn Tage unpäßlich gewesen und zu faul, ihn zu treiben. Der Lithograph druckt auch nicht, die Zeichner sind ganz lahm: man meint, Himmel und Erde hätten sich verschworen, und ich verdenke es ihnen keineswegs." (Ges. Schr. IX, S. 352, 353; 356.)

Böhmer, der eine Reise nach Italien vorhatte, antwortete am 12. Februar 1837: „Den Verlagscontract wegen dem Märchen werde ich jedenfalls noch aufsetzen, ehe ich weggehe." (Janssen II, S. 243.)

Brentano an Böhmer (München, 27. Februar 1837): „Jetzt vor Allem an die unselige Herausgabe vom Gockel. Sie wollen den Contract noch zu Stande bringen vor der Abreise. Um Gotteswillen thun Sie es und helfen mir armen Schelm aus diesem fatalen Handel. Leider habe ich die Rechnung vor dem Wirthe gemacht, und jetzt hat sich Alles anders gestaltet. Freilich habe ich mit der guten Pernelle auch in dieser Hinsicht viel verloren, und Ihre Frage: wer wird nun die Bilder fortsetzen und wie? war sehr an ihrer Stelle. Hören Sie, wie es mir ging. Sechs neue Blätter ließ ich zeichnen. und mußte sie alle verwerfen, so unerträglich schlecht wurden sie. Das waren nun neunzig Gulden verloren und sehr viele Zeit. Mit vieler Noth und Jammer erhielt ich nun einen sehr guten Arbeiter, muß aber nun fünf und zwanzig Gulden für das Blatt geben statt fünfzehn Gulden, was ein großer Unterschied ist, und der Künstler, weil vielfach beschäftigt und verhindert, arbeitet sehr langsam, aber vortrefflich. Das Schrecklichste aber kommt nun: Der große Schnurrbart und Künstler!! der mir meine mühseligen Erfindungen aus lauter Freundschaft, Kindlichkeit, und Poesie, und Glück meines Umgangs, theils miserabel aufgezeichnet: er, der sich schier andrängte, trat am Schlusse mit der Farbe heraus, und siehe da! sie war sehr theuer. Ich mußte ihm dreihundert Gulden bezahlen für sein Zeug, das er zugleich für meine Erfindung erklärte, die seiner hohen Ansicht nicht entspräche. — Welche Herablassung! Gezankt habe ich mich nicht darum, aber still geärgert. Was ist nun zu thun? Es kann also auf die alte Basis

nicht mehr unterhandelt werden, und ich schlage folgende vor u. s. w.[1]) Will Schmerber das nicht, so lasse ich die ganze Pastete liegen und alles Künftige dergleichen auch. Den Preis kann er machen wie er will. Zugleich versichere ich ihm, daß der Klopstock und Söhne ihn weniger kosten soll. Graf Pocci will mir Zeichnungen dazu machen à la Festkalender, auch wird das Märchen viel dünner; denn ich werde höchstens Correcturen hinein machen. Will er einen Auszug aus Gockel drucken, mag er es thun, nur mir denselben erst vorlegen in einem durch Sie gestrichenen Exemplare. Ich bitte Sie, machen Sie den Handel gleich in Ordnung, denn ich fühle mich ganz zerdrückt von dem Zeug." (Ges. Schr. IX, S. 358 ff.)

Böhmer antwortet (am 2. März 1837): „Nachdem ich mir Ihren Brief vom 27. v. M. ein wenig überlegt hatte, ging ich zu Schmerber und theilte diesem die neuen Bedingungen mit, auf welche Sie abzuschließen bereit seien. Ich wünsche nur, daß auf irgend eine Art einmal ein Anfang gemacht werde, da ich überzeugt bin, daß, wenn man sich dabei nur nicht ganz ungeschickt benimmt, die andern Märchen so wie die neuen Auflagen des ersten, Gelegenheit geben werden, dasjenige nachzuholen, was zuerst etwa an den Bedingungen Vortheilhaftes versäumt worden sein möchte. Wie ungeheuer sich für die bessern Sachen die deutsche Lesewelt ausgedehnt habe, beweisen die vielen Auflagen von Schiller, Göthe, Uhland, und noch zuletzt der Rückertschen Gedichte. — Daß Sie, theuerster Freund, bis jetzt mit Ihren herrlichsten Geistesblüthen nur Kosten, Lauferei, Zererei und überhaupt Verdruß jeder Qualität gehabt haben, ist freilich zu beklagen. Mit den Ansprüchen an Ihre Geduld ist es auch, wie der Brief zeigt, noch nicht einmal aus — aber haben Sie nur immer etwas Geduld: es wird schon noch besseres Wetter kommen." (Janssen II, S. 245.)

Brentano an Böhmer (München den 9. März 1837): „Da haben wir die Bescheerung! Gegen meine innerste Ueberzeugung ließ ich mich schier gewaltthätigen, das unselige Märchen drucken

[1]) Die geschäftlichen Bedingungen sind im Abdruck der Ges. Schr. fortgelassen.

und bebildern zu lassen. Der stärkste Widderkopf gegen mein innerstes Gefühl, den man anwendete, war der Ertrag für die Armen. Ich ging ein. — Da stirbt die Pernelle, da rückt der Freund Künstler mit seiner Forderung heran, da muß ich mißrathene Steine bezahlen, da muß ich für die folgenden Bilder von 15 auf 25 fl. steigen, und noch dazu darum schmeicheln und betteln, und, obschon ich die Kosten für das Mißrathene einstecken will, fällt das verlorene Honorar für die Armen und ein verlorenes halbes Jahr und unsäglicher Verdruß und Kummer auf mein Herz! Was soll ich machen? Ich bin von all der Zerrerei ganz in all meiner anderen Thätigkeitsfassung zerrüttet. So habe ich denn für alle meine Hingabe nichts als hinaus auf den Markt gestoßen zu sein — es ist mir das Alles zum Speien. Ja, lieber Freund, glauben Sie mir, ein jedes gedruckte Buch, das Empfindungen enthält, ist mir zum Speien, und doch bin ich nicht verschlossen." (Ges. Schr. IX, S. 360.)

Über den Vorschlag, die anderen Märchen auch bei Schmerber herauszugeben, schrieb Brentano in demselben Brief: „Was das alte Gockelsmärchen betrifft, so kommt es in die Märchen vom Rhein. Ich bin bereit, diese Märchen à drei Carolin per Bogen in ähnlichem Format herauszugeben [wie der große Gockel], das Honorar wäre gleich nach Vollendung des Drucks zu zahlen und eine gewöhnliche Auflage. — Herr v. Schwind, nach meiner Überzeugung der ausgezeichnetste Künstler, der hier lebt, außer Cornelius und Schnorr, hat sich erboten, Zeichnungen dazu zu machen und zugleich zu radiren. Der Preis, den er verlangt, ist um so billiger, weil der Steindruck höchst riscant ist, und bald im Zeichnen, bald im Drucken mißlingt. Hätte ich ihn früher gekannt, so wäre ich weit besser weggekommen" [1]).

[1]) Brentano ist außer Schwind und Pocci noch manchen andern Künstlern in seiner Münchener Zeit nahe getreten. Sein Verhältnis zum Kaulbach'schen Kreise schildert ein Aufsatz von Hans Müller „W. Kaulbachs junge Ehe und seine Beziehungen zum Katholizismus und zur Romantik" (Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage, 26. Juli 1891): „Anfangs war Brentano viel in dem Kaulbachschen Hause, erzählte an den Samstag-Abenden mancherlei wunderbare Geschichten aus seinem Leben, las daselbst seine ungedruckten Rheinmärchen vor . . . und wußte Alle durch

Böhmer antwortete am 14. April 1837: „Dießmal werden Sie, verehrteſter Freund, halbwegs mit mir zufrieden ſein. Hierbei liegt der mit Schmerber abgeſchloſſene Vertrag. — Das Wichtigſte wird immer ſein, daß der Gockel zur rechten Zeit fertig wird, und 4 bis 6 Wochen vor Weihnachten im ganzen Gebiet des Buchhandels verbreitet iſt. Gelingt dieſes, dann iſt er, wie ich hoffe, im nächſten Mai über ein Jahr vergriffen, Ihre Gelnhäuſer[1]) kriegen das Ihrige, und für alle Ihre andern Schriften verwandter Gattung iſt dann Thür und Thor beim deutſchen Publicum geöffnet. Alſo zur rechten Zeit fertig! Wär ich doch in München, daß ich Ihnen das betreiben könnte! Oder hätten Sie doch jemand anders, der's Ihnen beſorgte. Aber in der Noth gehen hundert Freunde auf ein Loth." (Janſſen II, S. 247.)

Inzwiſchen waren neue Schwierigkeiten beim Druck entſtanden, und als Böhmer von ſeiner Reiſe zurückkam, mußte er gleich helfend eingreifen (8. Juli 1837): „Lieber Freund! Gleich nach meiner Rückkunft aus Italien ging ich zu Herrn Schmerber, der mich Ihren eben erhaltenen Brief leſen ließ.

---

das Poetiſche und Phantaſtiſche ſeines Weſens in einer Weiſe anzuregen, daß die Maler des Kreiſes zu mannigfaltigen Zeichnungen veranlaßt wurden. Namentlich aus den Rheinmärchen wählten ſie ihre Stoffe, deren Illuſtrationen jedes Mal am folgenden Sonnabend dem Dichter vorgelegt werden ſollten. Kaulbachs Zeichnungen hierzu befinden ſich noch im Beſitze ſeiner Wittwe. Vor allem bemerkenswerth ſind vier Blätter zu dem Märchen von Müller Radlauf" (1. Radlauf und Ameleya in der Mühle. 2. Radlauf auf ſeinem Eſel vor der Königsburg in Mainz. 3. Radlauf im Kerker mit dem Rattenkönig. 4. Weißmäuschen vor der Wohnung des Rattenkönigs auf dem Grabmal der Königin von Trier). — „Auch Brentanos Märchen Gockel, Hinkel und Gackeleja wurde illuſtrirt, und alle Anweſenden des Kaulbach'ſchen Künſtlerkreiſes: Neureuther, Morgenſtern, Feodor Dietz, Muttenthaler, Baron Wrangel, die ſich ziemlich regelmäßig des Samstag Abends in der jungen Haushaltung einfanden, betheiligten ſich daran."

[1]) Der Ertrag des Gockel war für den Bau einer Kirche in Gelnhauſen beſtimmt: durch einen ſeltſamen Zufall war ein Prieſter aus Gelnhauſen bei Brentano erſchienen, als er gerade mit den Druckbogen des Gockel beſchäftigt war, und hatte um das Almoſen gebeten. Diel-Kreiten II, S. 489.

Ich bitte Sie, nicht so kleinmüthig und mißmuthig zu sein; das ist ja unmännlich. Wenn Sie den guten Muth in München nicht mehr haben, so setzen Sie sich, wie ich es that, in den Eilwagen, lassen Sie sich ein Stückchen in der Welt herumrütteln, unterwegs bekömmt man ihn immer wieder. Doch im Augenblick muß erst das Märchen in die Reihe gebracht werden. Es wäre freilich besser, wenn Alles fertig wäre, aber auch so scheint mir die Sache gar nicht verzweifelt. Es wird sich wohl noch helfen lassen. — Haben Sie nur die Güte und schicken mir oder Herrn Schmerber gleich Abdrücke der Lithographien, welche wir noch nicht haben." (Janssen II, S. 254.)

Brentano an Böhmer (München, 15. Juli 1837): „Gott sei für Ihre gesunde Heimkehr gedankt! Guido Görres hat seit acht Tagen übernommen, die Besorgung für die Steindrucke usw. auszuführen, denn ich gehe darüber vor Aerger zu Schanden, und kann gar nichts nöthigeres mehr thun. — Er hat die Bedingung gemacht, daß ich mich gar nicht mehr darum bekümmern soll. Haben Sie doch die Güte, ihn durch ein paar Zeilen zu fragen, denn ich rede nicht mehr davon. Gezeichnet ist alles — zwei Steine sind zu drucken — einer zu revidiren! — Mir legen Sie ein Zettelchen bei. Lebt Frau Willemer noch? — Ludwig Grimm, sagen Sie, liege auf den Tod! Das wäre wieder beklagenswürdig! Pernelle, die Dedicatorin todt und der Schriftsteller ist's am Ende auch! auf dem St. Eduard's Stuhl! Ich schreibe mehr, wenn ich für Runge's Zeichnung danke, dies in höchster Eile. Ihr Clemens" [1]).

Letzte Herausgabepläne.

Der Gockel erschien 1838 bei Schmerber mit den Bildern Brentanos [2]). Böhmer mahnte bald zur Herausgabe der übrigen Märchen, zu der sich Brentano schon in seinem Brief vom 9. März 1837 bereit erklärt hatte; Pocci wollte ja zum Klopf-

[1]) Aus dem Janssen-Böhmerschen Nachlaß; abgedruckt bei Cardauns a. a. O. S. 14.

[2]) Auf den Stein übertragen von Kaspar Braun, dem späteren Herausgeber der „Fliegenden Blätter" und der „Müchner Bilderbogen".

stock, Schwind zu den Rheinmärchen Zeichnungen machen. Böhmer schrieb am 28. October 1839 an Brentano: „Unser letzter Verkehr betraf den Gockel. Ich hoffe, daß Schmerber Ihnen die Bedingungen des mit ihm geschlossenen Vertrages ordentlich erfüllt hat. Damals war auch von den Märchen die Rede. Sie wollten deren Herausgabe gestatten (das hatte auch der gute Thomas so sehr gewünscht) in gewöhnlicher Auflage gegen drei Carolin Honorar für den Bogen, wie bei Gockel (d. h. von 27,200 Buchstaben). Ich hätte gerade jetzt Zeit, einen Verlagscontract zu besorgen. Die Märchen ergeben nach einem früher von mir gemachten Überschlag 40 Bogen, wie die des Gockel, also zwei Bändchen. Jedes könnte ein Titelkupfer erhalten. Sonstige Illustrirung durch Kunstblätter wäre wohl am besten für eine zweite Ausgabe vorzubehalten, um dießmal Künstler, Auslagen, Verdruß und Zeitverlust zu vermeiden. Wollen Sie mir Vollmacht geben mit Vorbehalt Ihrer Ratification einen Contract zu unterhandeln?“ (Janssen II, S. 285.)

Brentano antwortete (13. November 1839): „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre treuen, redlichen, unwandelbaren Schriftzüge und Herzenszüge! Sie rechtschaffener, pflichttreuer Vormünder meiner armen, verlorenen Findlingspoesie. — Ich zweifle nicht, daß Herr Schmerber seine Contractsbedingungen erfüllt haben wird, sprechen Sie mit ihm darüber, und fragen Sie dann gütigst Herrn Reuß, wann und wieviel von Schmerber für meine Rechnung bezahlt worden ist. Außerdem forschen Sie nach, ob mir (oder vielmehr den Armen, deren Vormund Sie hierin zu sein nicht verschmähen werden!) noch etwas Ferneres nach dem Contract jetzt oder später zu Gute kommt .... Ich bitte Sie herzlich, das Interesse der Armen in Bezug des Gockelertrags nach Recht und Billigkeit zu wahren. Oft danke ich Gott mit Rührung, daß er mir in Ihnen einen unverdienten, treuen Freund gegeben, damit ich in solchen Dingen nicht ganz als ein Krüppel verkomme. — Was die Herausgabe der übrigen Märchen betrifft, danke ich Ihnen für Ihren gütigen Vorschlag. Ich bin dazu bereit, überlasse Ihnen auch gern, den Contract abzuschließen; jedoch würde ich sehr ungern die Bilder

vermissen, und zwar wünsche ich dieselben in höchster Einfachheit, etwa in bloßen Umrissen radirt, etwa im Charakter der Kleinkinderbücher, die bei Baumgärtner in Leipzig erschienen, in quer Octav. Der Verleger könnte sie dann auf dieselbe anspruchslose Weise illuminiren lassen. Ich wünschte vorerst das Märchen vom Rhein allein gedruckt, was den Leuten Freude machen und sie einladen würde, die nachfolgenden Märchen zu kaufen. Das zweite Bändchen wäre der Hans von Starenberg, welchen ich in Hinsicht der Lieder nochmals durchsehen muß, denn da ist vieles Wasser. — Besorgen Sie nicht, daß ich etwas erweitere, es ist leider schon zu viel, eher werde ich abkürzen und verdichten. Dann könnte Klopstock und Söhne, und etwa Pumpelirio Holzebock folgen u. s. w. Ich meine aber in jedem Fall muß das Rheinmärchen allein und mit einigen Bildern erscheinen. Reden Sie doch geheim und vertraut mit Steinle darüber, daß er sich erbarmen möge, ganz leichte anspruchslose Skizzen, als sei es für seine Kinder, dazu zu machen. Ich sage geheim und vertraut, damit das Bekanntsein, er habe es gemacht, ihn nicht hindert als müsse es seiner würdig sein. Er soll es nur deutlich, kindlich und lustig hinmachen, und so daß es schnell auf die Platte übergetragen und radirt werden kann. Das kann irgend ein Anfänger. Wenn Sie Steinle hübsch anbetteln, so thut er es vielleicht. Er braucht die Sache nur zu skizziren und etwa von einem Schüler reinzeichnen zu lassen — wie sich das macht. Ich glaube nicht, daß das Format ganz wie der Gockel sein müsse. Ich bin mit dem Honorar, wie Sie es nach der Buchstabenzahl berechnen, zufrieden. Der Buchhändler kann es dann nach seinem Interesse etwas weitläufiger drucken, jedoch müssen Sie den Preis mit ihm so stellen, daß er nicht allzuhoch sei." (Ges. Schr. IX, S. 375.)

Böhmer an Brentano (18. November 1839): „Ihren Brief vom 13. November habe ich richtig erhalten und mich herzlich gefreut, daß Sie mir die alten Gesinnungen bewahren. Nun gleich zur Sache. — Die Buchhandlung quaestionis ist die Hurter'sche in Schaffhausen, jetzt von Antistes Hurter und dessen Bruder verwaltet, in kurzem vom Eigenthümer, dem ältesten Sohne

des erstern, der dermalen hier bei Schmerber noch lernt .... Ich habe nun gestern mit diesem Freund, der von seiner künftigen Buchhandlung hierzu speciell ermächtigt ist, die Sache genau durchgesprochen und wir sind vor allen Dingen über folgende Punkte in gemeinschaftlicher Überzeugung einig geworden: — 1.) Die Märchen werden, wie ich sie hier habe, zusammen herausgegeben, weil sie einzeln wirkungslos vorübergehen und die Sortimentshändler zu wenig Interesse haben würden, sich für deren Absatz zu verwenden. Das Publikum soll hier für ein neues Genre gewonnen werden, darum bedarf es der Masse; auch wird man ein zum gesellschaftlichen Vorlesen geeignetes Buch viel eher kaufen, wenn man öfter von vornen anfangen kann. — 2.) Eine Illustrirung durch Bilder erhöht den Preis des Buches und macht die Herausgabe von den Künstlern abhängig, darum bedarf sie ein vorbereitetes Publikum und der Buchhändler bedarf längerer Zeit, um seine Anstalten zu machen. Aus diesem Grunde bleibt die Illustrirung für die zweite Auflage vorbehalten. — 3.) Die Herausgabe der Märchen wird gleich jetzt mit einer Sammlung der zerstreuten Aufsätze und Gedichte in Verbindung gesetzt. — Es würde in der That gar zu weit führen, wenn ich Ihnen alle unsere Gründe für diese Sätze aufführen wollte. Ich sage nur, daß sie in jeder Hinsicht auf meiner vollständigen Überzeugung beruhen. — 4) Was nun die näheren Bedingungen betrifft, so[1]) ... Ich meine so könne die Sache stehen und gehen. Es fragt sich dann hauptsächlich, bis wann Sie die Märchen durchgesehen haben werden und das Manuscript abliefern können? Auch bei den Titelbildern müßten Sie mit Rath und Entwürfen an die Hand gehen. Die drei Bändchen gesammelter Sachen würden wir hier zu besorgen suchen, Ihnen bliebe hauptsächlich nur die letzte Entscheidung .... An den Märchen darf, wie Sie selbst sagen, nicht viel geändert werden. Sehen Sie deren Durchsicht einmal als eine Arbeit an, wie der Ackersmann, wenn er pflügt, wie der Schreiner, wenn er hobelt, wie ich, wenn ich Regesten mache.

[1]) Die Bedingungen sind in dem Abdruck des Briefes ausgelassen.

Dann wird sie Ihnen nicht zu schwer werden. Ich spreche imperatorisch, um kurz sein zu können." (Janssen II, S. 286.) — Den 6. Januar 1840: „Hinsichtlich der Zeichnungen hat sich Steinle, der übrigens mit Schmerber, wie ich höre, auf einem freundschaftlichen Fuße steht, wegen allzu viel anderer Arbeit zu deren Uebernahme nicht verpflichten wollen. Es ist aber ein anderer Künstler hier, dessen Namen ich nicht weiß, der sehr schön und reinlich zeichnet und eben so in Stein gravirt (derselbe, welcher die schönen Vignetten und Arabesken zu dem bei Schmerber erschienenen Philokalos gemacht hat), welcher die Sache unter Steinle's Aufsicht dergestalt übernehmen könnte, daß kein Blatt beigegeben würde, welches Steinle nicht vorher in der Zeichnung gebilligt hat. Ich glaube, daß Sie mit dem Resultat zufrieden sein würden." (Janssen II, S. 288).

Brentano an Böhmer (im Januar 1840): „Ihr Herz hat einen weit größern Umfang als das meine, denn neben den Kaiserregesten nehmen Sie sich auch noch der verwaisten Märchen an; aber ich — was kann ich für die Regesten thun, da ich die Märchen selbst verwaist lasse? . . . . Was das Schmerbersche, Ihnen mitgetheilte Anerbietungsschreiben angeht, habe ich denselben vorgestern gefragt, was er unter dem Namen: „das Rheinmärchen", versteht, denn ich verstehe darunter bis zur Stelle, wo Radlof sich auf das Gerüst ans Wasser setzt, um seine Reise nach Starenberg zu erzählen. — Die Geschichte des Hans von Starenberg würde ein folgendes Bändchen bilden, denn ich vermag unmöglich sie jetzt zu ordnen, ohne zusammen zu brechen. Haben Sie keine Sorge, daß die Sache zu sehr erweitert werden sollte, im Gegentheil wohl hie und da verkürzt; es ist aber jene Geschichte gar zu sehr verschwommen und incorrect romantisch, auch schlecht eingetheilt. — Ich halte es für durchaus vortheilhaft, wenn das Rheinmärchen als lockende Einladung allein erscheint, etwas splendid gedruckt und reichlich, mit gut erfundenen, naiven Bildern, welche nur in der Erfindung lieblich und lustig, in der Ausführung aber wenig kostspielig sind, wodurch sie reichlicher sein können. — Mir schrieb Steinle vor etwa vierzehn Tagen, er werde für

das Rheinmärchen Alles thun, was er könne; aus Ihrem Briefe geht hervor, daß dem lieben Freunde nur möglich sei, die Zeichnungen eines Anderen zu revidiren. Sie sagen, der die Zeichnungen jetzt dort anfertigen könne, sei ein geschickter Mensch. Ist er das heutzutage, so heißt das, er hat eine gewisse Fertigkeit, allerlei manierirte Gestalten in so viel als möglich vergessenen, mittelalterlichen Costümen zu maskiren, und zwischen Albert Dürerischen Schlingpflanzen-Stickmustern aufzuhängen, hie und da von einem unmöglichen Schreibfeder-Zugvögelein angesungen u. s. w. Einem Solchen fehlt es dann an Dünkel nicht, und Steinle ist zu sanftmüthig, ihm irgend etwas zu verweisen, und er zu verbramarbasirt, verholzt, versteinert, verfäustelt, vernibelungelt, irgend Etwas bessern zu können, wenn er auch wollte." (Ges. Schr. IX, S. 378.)

Am 9. Januar 1840 teilt Böhmer dem Buchhändler Antistes F. Hurter in Schaffhausen, der sich um die Märchen beworben hatte, mit, daß Schmerber, der aus früherem Vertrag ein Recht darauf hatte, zur Übernahme der Märchen sich bereit erklärt habe — „was immerhin ein für die deutsche Literatur erfreuliches Ereignis ist" (Janssen II, S. 293).

Der Vertrag mit Schmerber war wol schon geschlossen; denn als Brentanos alter Freund J. G. Zimmer, der einstige Verleger des Wunderhorns, (der inzwischen protestantischer Pfarrer geworden war) um diese Zeit ihn für seinen zweiten Sohn, der Buchhändler geworden war, um die Märchen bat, antwortete Brentano (11. März 1840): „Leider habe ich die Märchen bereits Herrn Schmerber zugesichert, der sie einer armen Anstalt, der sie angehören, anständig honorirt. Also ist mir nicht möglich, Ihren mich so sehr unverdient ehrenden Freundes- und Vaterwünschen zu entsprechen" [1]). —

Aber ehe es zu einer Herausgabe kommt, stirbt Schmerber. — Böhmer an Brentano (25. Januar 1841): „Schmerber ist nun auch gestorben! . . . Die Buchhandlung soll nun, wie ich höre, wenn sich ein annehmbarer Käufer findet, verkauft werden

[1]) H. W. B. Zimmer a. a. O. S. 372.

und macht jedenfalls jetzt keine Verlagsunternehmungen. — Zweitens setzt sich nun wieder der junge Hurter in Bewegung und will die Märchen verlegen. Ich möchte Ihnen nur eine Vorstellung von demselben geben können .... Wenn er einiges Glück hat, wird er gewiß ein Buchhändler in der Art wie Perthes. Nun fragt sich, ob Sie zu einem guten Anfang beitragen wollen? Wenn Sie nicht wollen, so seien Sie über die Anfrage nicht böse, denn ich bin doch jetzt einer Ihrer alten Freunde." (Janssen II, S. 310.) —

Ein Wiedersehen mit Brentano, der schon zu kränkeln beginnt, macht es Böhmer klar, daß er ihn nicht mehr um die Märchen drängen kann. Er meldet an den Buchhändler Hurter am 27. October 1841 aus Frankfurt: „Clemens Brentano ist hier. Von Ihnen spricht er Gutes, doch durfte ich, was ich ihm mit aller Vorsicht wegen den Märchen sagen wollte, nicht aussprechen. In München wird an seinem Marienleben gedruckt. Er will wieder dort hin, wo nun auch Fräulein Linder zurückgekehrt sein soll. Er ist nicht mehr, wie er war. Aerzte fürchten, er habe Anlage zur Wassersucht, doch ist ihm selbst dieß unbekannt. .... Ihre Wünsche bei Clemens werde ich zu betreiben suchen, so sehr ich kann." (Janssen II, S. 328.)

Die Herausgabe der Märchen durch Görres.

Nach Brentanos Tod (am 28. Juli 1842) erfolgte die Herausgabe der Märchen nun nicht durch Böhmer, sondern Brentano hatte sie testamentarisch Guido Görres übertragen und den Erlös zum Besten der Armen bestimmt. Im Testament hieß es: „Die Manuscripte meiner Märchen sollen dem Herrn Dr. Guido Görres überantwortet werden, damit dieser die Herausgabe derselben nach seinem Ermessen besorge. Der Ertrag davon, nach Abzug eines durch die Testamentsexecutoren zu bestimmenden Honorars für den Herausgeber, soll verwendet werden nach Maßgabe und Proportion der unter II B. Nro. 1 bis 6 und Nro. 9 getroffenen Bestimmungen[1])."

[1]) Märchen, hsg. v. Görres, S. V.

Guido Görres (der seinerseits auch auf das Honorar verzichtete und es ebenfalls für milde Zwecke verwendete) hielt sich, nach seiner Angabe, an die Urschrift von der Hand des Dichters[1]). Die Handschrift wurde nicht zum Druck verschnitten, sondern blieb in seinem Gewahrsam — sie hat sich allerdings bei seinen Erben nicht mehr vorgefunden[2]).

Trotzdem hatte G. Görres Böhmers Beistand nötig, um die Ausgabe vollständig machen zu können.

Am 17. August 1844 teilte Böhmer ihm mit, daß, nach Christian Brentanos (des Herausgebers der Gesammelten Werke) Angabe von der früheren Fassung des Gockel sich gar kein Manuscript gefunden habe. „Wenn dieß richtig ist — und ich kann wohl begreifen, daß er die erste Bearbeitung zum Druck verschnitten hat — so habe ich den Ur-Gockel jetzt nur noch allein. Sie werden sich doch darüber entscheiden müssen, welcher von beiden in die Märchensammlung kommen soll. Der ursprüngliche kürzere ist als Ganzes dem späteren wohl vorzuziehen und sollte nicht zu Grunde gehen. Daß meine Abschrift zu ihren Diensten steht, brauche ich Ihnen nicht zu sagen." (Janssen II, S. 387.) Guido Görres, der den Wert der Böhmerschen Hilfe einsah, sandte ihm kurz vor der Herausgabe ein Verzeichnis der im Nachlaß vorhandenen Stücke. Böhmer antwortete am 4. Februar 1846: „Nach meiner Rückkunft habe ich das Verzeichniß Ihrer Märchen mit den bei mir vorräthigen verglichen und allerdings gefunden, daß Ihnen außer dem kürzeren Gockel auch noch das Myrthenfräulein, welches sehr schön ist, fehlt. Ich bemühte mich vergeblich, den früheren Abdruck aufzutreiben." (Janssen II, S. 431.) Er sandte ihm den Band der Abschrift, der die italienischen Mär-

---

[1]) Wie dazu die Angabe von Görres stimmt, daß Brentano seine Märchen durch eine arme Witwe abschreiben ließ (S. XIX), ist unklar. Daß diese Abschrift, in der manche irrige Lesart nach Görres' Zeugnis stand, als Druckvorlage verwendet wurde, wäre denkbar — mancher Druckfehler der Görresschen Ausgabe würde dadurch erklärt.

[2]) Meine Anfragen bei Fräulein Sophie Görres in Wien, und Herrn Dr. Jochner und Dr. Bender in München erfuhren negativen Bescheid.

chen enthielt, wie aus dem folgenden Brief hervorgeht: „Das Myrthenfräulein haben Sie also bekommen, wie ich aus Ihrem Briefe schließe. Verlieren Sie es nicht, denn ich wüßte es nicht zu ersetzen. Der ursprüngliche Gockel muß noch abgeschrieben werden. Betreiben Sie doch den Druck." (1. Mai 1846, Janssen II, S. 441.)

Als dann die Märchen erschienen (Die Märchen des Clemens Brentano. Zum besten der Armen nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben von Guido Görres. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. I. Bd. 1846. II. Bd. 1847) gab Böhmer in einem Brief an Görres (21. Febr. 1847) seine Kritik. Er tadelte unter anderm eine eigenmächtige Änderung aus Prüderie (die aber wahrscheinlich schon von Brentano selbst stammte)[1], und trug einige wichtige Bemerkungen über die Quellen der Märchen nach[2]. In einem späteren Briefe (7. Mai 1847) bedankt er sich dann ironisch für den wieder gesandten Abschriftenband der Märchen: „Ihr Briefchen vom 7. Mai .... und den Ihnen einst geliehenen Band Clemens Brentano'scher Märchen habe ich richtig erhalten; Alles mit Freude, Bewunderung und Undank, wie Sie daraus sehen, daß ich erst heute Ihnen dieses anzeige .... In dem Märchenband geben Sie mir das Fanferlieschen viel schöner, als Sie es dem Herrn J. G. Cotta gegeben haben. Das ist wohl besondere Freundschaft, wofür ich besonderen Dank schuldig bin. Uebrigens hat sich jetzt auch der Urgockel in der Urschrift gefunden." — (Janssen II, S. 486.)

Die Görressche Ausgabe, der bisher alle Gesammt- und Einzel-Ausgaben der Märchen folgten[3], wird schon in ihrer

[1]) Ursprünglich kämpft der Schneider im Siebentodt mit einer Laus; bei Görres ist die Laus in einen „Russen" geändert; wie dies aber geschehen ist (die Wortspiele mit Rußland, Russe, Schwabe), weist entschieden auf Brentano selbst, dem solche Änderungen aus kleinlichen Bedenken ja später nicht fern lagen. Vergl. Märchen I, S. 425 mit Sämmtl. Werken XI, S. 298.

[2]) Janssen II, S. 472.

[3]) Die einzige Ausnahme bildet der Abdruck der Rheinmärchen in der Dielschen Auswahl (Cl. Brentano's ausgewählte Schriften. Freiburg i. B., Herder, 1873). Vgl. Bd. II. Anm. 606: „Einzelne in der Görres-

Anordnung der ursprünglichen Bestimmung der Märchen nicht gerecht: sie erkennt nicht die Zusammengehörigkeit der Italienischen Märchen und ihre Einfügung in den Rahmen des „Liebseelchen", sondern setzt zwei dieser Märchen in den Band der Rheinmärchen. Sie hat ferner vom „Fanferlieschen" nur die Altersgestalt bewahrt, vom Gockel dagegen nur die Urform.

Durch die Heranziehung der erst kürzlich wiedergefundenen Böhmerschen Abschrift von 1831 [1]) ist es der vorliegenden Ausgabe nun möglich geworden, in der Anordnung und im Text die Görressche Ausgabe wesentlich zu verbessern und vor allem um die bis vor Kurzem noch unbekannte frühe Fassung des Fanferlieschen zu bereichern. Der erste Band bringt die Rheinmärchen vom Jahre 1811, mit den Resten früherer Concepte und späterer Umarbeitung als Anhang; der zweite Band giebt die Italienischen Märchen aus der Zeit von 1805 bis 1817 in der ursprünglichen Gestalt, dazu die anscheinend früheste der späteren Umarbeitungen, das Fragment Schnürlieschen; der dritte

---

schen Ausgabe vorkommende sinnstörende Fehler konnten wir mit Hülfe eines Exemplars aus der ehemaligen Bibliothek J. F. Böhmers corrigiren und somit den ursprünglichen Text des Manuscripts herstellen." In der Tat ist der 1. Band der Böhmerschen Abschrift an manchen Stellen benutzt; wenn auch nicht überall, wo es geboten scheint.

[1]) Die Böhmersche Abschrift war mit dem Janssen-Böhmerschen Nachlaß angeblich an Hofrat Pastor in Innsbruck gekommen, der mir eine Benutzung derselben Jahrelang in Aussicht stellte, aber schließlich nicht gewährte. Als er dann 1911 den Nachlaß an das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. verkaufte, zeigte sich, daß nur der erste, die Rheinmärchen enthaltende Band in seinem Besitz gewesen war, den Cardauns noch 1896 für verloren hielt, der zweite Band mit den Italienischen Märchen, den Cardauns 1896 benutzt hatte, jedoch fehlte. Da verschiedene Nachforschungen, die Alphons M. v. Steinle unternahm, ohne Erfolg blieben, erließen wir gemeinsam eine Aufforderung in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", die den Erfolg hatte, daß der Band in der Redaktion der „Stimmen aus Maria Laach" im Nachlaß des Litterarhistorikers P. Baumgartner sich vorfand. Alphons M. v. Steinle konnte noch kurz vor seinem Tode die ursprüngliche Fassung des Fanferlieschen aus diesem Bande im „Gral" veröffentlichen (s. oben S. XXXIII). Der Märchenband wurde dem Freien Deutschen Hochstift übergeben, das nun die Böhmersche Abschrift vollständig besitzt.

Band endlich bringt die beiden großen Umarbeitungen der Italienischen Märchen aus der Zeit nach 1836, den Gockel und das Fanferlieschen; den Gockel mit den Bildern der Ausgabe von 1838.

Die Bilder.

Nur beim Gockel war es Brentano vergönnt, sein Ideal eines Märchenbuches, dem die Einheit von Wort und Bild wesentlich war, zu verwirklichen. Es war ihm wol zuerst am Gothischen Buche aufgegangen: hier, in den Volksbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts, fand er die naiven Bilder von höchster Einfachheit, in bloßen Umrissen, die Holzschnitte, die als lebendige Ergänzung der vorgelesenen Geschichte für den des Lesens unkundigen Hörer gedacht waren — eine Bedingung, die heute nur noch für das eigentliche Kinderbuch zutrifft. In diesem Sinne hat Brentano alles was er schrieb auch im Bilde verdeutlichen wollen (eben weil sein Bestes auch nicht still gelesen, sondern gesprochen sein will); so hat er nicht bloß in den alten Geschichten, die er herausgab, die alten Holzschnitte erneut (worauf zu seiner Zeit kein anderer Herausgeber von Volksbüchern, weder Tieck noch Büsching, verfiel) — sondern er wollte auch seine eignen Dichtungen entweder selbst illustrieren oder von Künstlern, die er liebte, illustriert haben. So hat er Runge, Schinkel, Pocci, Schwind, Steinle um Bilder angegangen, so hat er schon 1805 und noch 1811 zu seinen Märchen die Bilder selbst zeichnen wollen. Was davon zustande kam, ist nicht veröffentlicht worden: ein Titelbild Schinkels zu den Rheinmärchen (s. S. XXIV), Zeichnungen zu den Rheinmärchen und zum Gockel aus dem Münchner Künstlerkreis (s. S. LII). Noch bei seinem letzten Aufenthalt in Frankfurt, 1841, hat Brentano mit Steinle eine mehrtägige Rheinreise gemacht und ihm die Örtlichkeiten gezeigt, wo sein Rheinmärchen spielt „um ihn zu ermuntern, zu demselben ganz einfache Zeichnungen zu machen“ (Clemens Brentano und Edward v. Steinle, Dichtungen und Bilder, herausgegeben von A. v. Bernus und A. M. v. Steinle; Kösel, Kempten und München [1909] S. 22). Steinle hat denn auch

später (1854) zur Ausschmückung des Clemens-Zimmers im Guaita'schen Hause in Frankfurt drei Wandbilder zu den Rheinmärchen gemalt (jetzt bei Frh. v. Handel auf Schloß Albmegg); sie sind von Diel im 2. Bd. der Ausgewählten Schriften reproduciert, neuerdings auch in dem angeführten Werk „Cl. Brentano und E. v. Steinle", das noch verschiedene einzelne Bilder aus dem Rheinmärchen (aus den Jahren 1846, 1849, 1854, 1864, 1870) bringt, und ein Titelbild zum Fanferlieschen, welches, gestochen von A. Schleich, mit einem Auszug dieses Märchens im Rheinischen Taschenbuch auf 1851 (Frankf. a. M., J. D. Sauerländers Verlag) zuerst erschien. So congenial aber z. B. Steinles Zeichnungen zur „Chronika" sind, so wenig haben die genannten Bilder zu den Märchen mit Brentano zu tun: sie sind glatt, conventionell und ohne Phantasie; als Illustrationen (als die sie allerdings nie gedacht waren — es sind selbständige Bilder großen Formats) zerstören sie die Einheit des Märchens; weshalb sie auch in der vorliegenden Ausgabe nicht gebracht werden. Gerade die Einfachheit, Kindlichkeit, Lustigkeit, die Brentano für solche Bilder verlangte und auch von Steinle forderte (S. LVI), fehlt hier völlig — wie die Bilder zum Gockel zeigen, war Brentano selbst der einzige, der auch das Märchen zeichnen konnte.

Das bisherige Schicksal der Märchen.

Die Zeit, in der Brentano eine litterarische Wirkung ausgeübt hatte, wußte von seinen Märchen nichts: die an dichterischen Persönlichkeiten so reiche Zeit bis 1830, die im Wesentlichen bis heute das litterarische Urteil bestimmt, kannte den Märchendichter nicht — die Wenigen ausgenommen, die Brentano etwa als Erzähler oder Vorleser gehört hatten. Die Zeit, in der die Märchen dann erschienen, war ihrer Aufnahme nicht günstig: allem, was mit Romantik zusammenhing, war sie fast feindlich gesinnt. Die Gesammelten Schriften Brentanos (seit 1852) nahmen die Märchen nicht auf und brachten einzig den erweiterten Gockel. So fehlten die Märchen auch nach dem Tode des Dichters in seinem Gesamtbild: den Meisten,

die kritisch oder historisch über Brentano schrieben, blieb die für sich stehende Märchenausgabe unbekannt, sie hielten sich, wenn sie das Märchen überhaupt in Betracht zogen, an den Gockel von 1838, der von der eigentlichen Märchendichtung Brentanos gar keine Vorstellung gab. Der Leserkreis der Görresschen Ausgabe war das süddeutsche katholische Volk; aber ihre Beliebtheit in der katholischen Familie verdankten die Märchen schließlich anderen als ihren ästhetischen Eigenschaften, und so erfreulich diese Wirkung an und für sich war, so konnte sie doch keinen Einfluß haben auf das allgemeine litterarische Urteil über den Dichter. So brachte es die Cottasche Ausgabe immerhin auf drei Auflagen, denen allerdings seit 1879 keine weitere folgte. Es war ein Verdienst des bibliographischen Instituts, daß es die Märchen — genau nach der Görresschen Ausgabe — in die Meyerschen Volksbücher aufnahm; so blieben sie doch überhaupt noch zugänglich.

Für die Meisten ist Brentano bis zum heutigen Tag der Herausgeber des Wunderhorns, der Dichter des Godwi, des Ponce, der Romanzen und einiger Lieder. Aber selbst wenn die Märchen, wie dies in der vorliegenden Ausgabe zum ersten Mal geschieht, in ihrem ganzen Umfang in das Gesamtbild des Dichters eingeordnet werden, so ist doch die Frage, ob dieses Bild dadurch wesentlich verändert wird. Die Beharrlichkeit einmal gefaßter litterarischer Meinungen ist groß; die Vorstellung von dem begabten aber „formlosen" Romantiker, dem kein Ganzes je gelang, wird nicht so leicht aus den Köpfen zu vertreiben sein: man wird die Märchen auch ferner als belanglose „liebenswürdige" Nebenarbeiten ansehen, die bei der Frage nach einer hohen dichterischen Form garnicht in Betracht kommen. Der Grund zu dieser Wertung liegt in unsern ästhetischen Anschauungen, die es sich wol verlohnt an dem Fall Brentanos einmal genauer zu prüfen.

Erfindung.

Daß die Handlung einer Geschichte vom Dichter erfunden sei, ist uns eine selbstverständliche Forderung, da wir unsern Be-

griff des Epischen von der seit Goethe bei uns am meisten verbreiteten Litteraturgattung, dem Roman, abstrahieren. Schon dieser ersten Forderung entspricht Brentano nicht: er hat seine Märchen nur zum geringsten Teil frei erfunden. Das ist umso verwunderlicher, als doch eigentlich im Märchen der weiteste Spielraum der Erfindung sein sollte. Gerade hier aber zeigt es sich, daß man zweierlei Erfindung unterscheiden muß: das Ausdenken von Menschen und Begebenheiten nach Analogie der allen zugänglichen historischen oder realen Erfahrung, das jederzeit durch den Verstand auf seine Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit hin controlliert werden kann: das ist die Erfindung im modernen Roman, der Leben und Historie nicht zu Phantasiebildern formt, sondern daraus nur Modelle entnimmt, an denen er seine Gedanken und Gefühle demonstriert. So häufig diese erste Art der Erfindung ist, so selten wird eine zweite angetroffen: das eigentliche Erschaffen neuer Phantasiebilder im mythischen Sinne. Sie waltet in der Naturpoesie des Heldenlieds, Volkslieds, Volksmärchens — die neuere Kunstpoesie hat erfundene Stoffe in diesem höchsten Sinne fast garnicht aufzuweisen; wo sie jene untergeordnete Art realistischer Erfindung verschmäht, ruht sie durchaus auf gegebenen Stoffen; ja wenn man näher zusieht, auf ganz wenigen uralten Motiven, mögen sie nun dem antiken, christlichen oder nordischen Mythus entnommen sein oder der internationalen, aus Indien stammenden Novellenlitteratur. Man denke an Shakespeare; an Goethes Faust, Prometheus, Iphigenie.

Was Brentano in seinen Märchen von anderer moderner Dichtung unterscheidet, kann also wol nicht sein, daß er meist alte Stoffe übernimmt — im Gegenteil steht er schon dadurch für sich, daß er gelegentlich, etwa in den Rheinmärchen, die Fähigkeit des mythischen Neuschaffens in seltenem Maße hat; — das Unterscheidende wird vielmehr die Art sein, wie er die alten Stoffe behandelt.

Form.

Übernimmt ein moderner Dichter einen alten Stoff, so behandelt er ihn entweder artistisch, indem er ihn in eine wähl-

bare metrische Form kleidet — das Verhältnis der modernen Ballade, Romanze, Legende, des Epos überhaupt; oder er discutiert ihn als Problem, motiviert das vorgefundene Geschehen, „vertieft“ die Charaktere psychologisch und bedient sich dabei einer verstandesmäßigen Prosa — die moderne Novelle; oder er vereinigt beide Behandlungsweisen: er „vertieft“ psychologisch und formt artistisch — das moderne Drama. Mißt man Brentano an diesen uns geläufigen Forderungen, so bestehen seine Märchen allerdings schlecht: sie haben weder eine erkennbare metrische Form, noch weisen sie das auf, was nach moderner Auffassung allein zur Prosadarstellung berechtigen würde: psychologische Interpretation der Vorlage, Charakterzeichnung und -Entwicklung, Wahr- und Wahrscheinlichmachen von Menschen und Begebenheiten. Was giebt er statt dessen? Er erzählt. Er kann den alten Stoff nicht motivieren und „modernem Empfinden näherbringen“ wollen, da er ihm ja vertraut und selbstverständlich ist. Ist nun die Erzählung sich selbst genug, so muß sie auch mit jedem Wort Erfüllung des Inhalts sein; alle Spannung, die auf den alleinigen Endeffekt hinarbeitet, muß solcher reinen epischen Mitteilung ebenso zuwider sein wie das Schielen auf eine „Bedeutung“ und „Idee“, die erst aus der Übersicht über das Ganze sich ergiebt. Das Erzählen selbst also muß den ästhetischen Genuß geben; — dann muß es aber mehr sein, als die verstandesmäßige Mitteilung, die wir sonst allgemein unter Prosa verstehen: es muß sinnliche Mitteilung sein, die mit dem Klang des Worts an das Ohr sich wendet; die nicht nur den „Geist“ beschäftigt, sondern den ganzen Menschen bewegt wie Musik — der völlige Gegensatz zu dem, was sonst, wie oben dargetan, in Theorie und Praxis der Dichtung zu herrschen pflegt.

Gothik und Renaissance.

Der formale Gegensatz, der sich hier auftut, betrifft nicht allein Brentano; er hat in ganzen historischen Epochen seinen Ausdruck gefunden. Er wird mit Gothik und Renaissance, wie

mir scheint, bezeichnender und gerechter formuliert als, wie es sonst geschieht, mit Klassik und Romantik. Denn mit der letzten Unterscheidung wird schon historisch die Sache umgekehrt und das Klassische als das Ursprüngliche und Gesunde, das Romantische als das Willkürliche, Kranke, als Verfall hingestellt; während es in Wirklichkeit so gewesen ist, daß es im Mittelalter eine uns Deutschen naturgemäße Form gab, die dann durch die Renaissance verdrängt ward und erst später von einigen der sogenannten Romantiker wiedergefunden und belebt wurde.

Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts war der epischen Behandlung einheimischer und fremder alter Stoffe eine organische Form erwachsen in der auf mündlicher Erzählung und lautem Lesen beruhenden rhythmischen Prosa, die uns heute noch in Luthers Bibelübersetzung lebendig ist. Der Lyrik war, nach Minne- und Meistersängertum, im Volkslied, dem Drama im Volksspiel die nationale Form geworden. Diese Form wurde durch die Renaissance zerbrochen, und durch vermeintlich aus der Antike abstrahierte Formen ersetzt: an Stelle der natürlichen Rhythmik und Melodik des gesungenen Lieds traten Oden, Elegien und Carmina aller Art, scandiert und abgezählt nach antiker Metrik; an Stelle des primitiven Spiels trat das nach bestimmten Regeln gebaute Drama; an Stelle der Prosa-Epik entweder wortreiche Beschreibung, Rhethorik, Discussion, oder antik-epische Versform; Alles in Allem: an Stelle organischen Ausdrucks kunstmäßige Behandlung. Dieses Prinzip entstammte der bildenden Kunst, die damals im Mittelpunkt stand: wie die italienische Hochrenaissance die überkommenen mittelalterlichen Stoffe nicht mehr naiv darstellte, sondern mit Licht und Schatten, Perspektive und Aufbau, psychischer Charakteristik und Motivierung bewußt „behandelte," so verfuhr fortan auch die deutsche „Kunst"-Dichtung mit dem überlieferten Stoff. Sie kann bis heute ihre Abstammung von der bildenden Kunst nicht verleugnen: in ihrem Schildern und Beschreiben, in ihrem Aufwand von Bildern und Vergleichen, in ihren Epithetis, all ihrem Schmuck, all ihrer „Schönheit" zeigt sie sich wesentlich aufs Auge orientiert — sie ist nicht blind wie Homer. So allein konnte sie sich mit der

Malerei ins Gehege kommen; konnte ein Problem wie das des Laokoon die Geister ernsthaft beschäftigen: weil ihr die Musik abhanden kam, die von allen Künsten allein ihr doch ursprünglich verschwistert ist. Sieht man sich Goethes Erzählungsprosa oder die Verse seiner Dramen an, so wird dies klar: er *bildet* auf eine höchst vollkommene Weise *fürs Auge*, er bezieht sich stets auf das wirklich und äußerlich Anschaubare, zeichnet geistige Vorgänge, soweit sie *sichtbar* werden; dabei kann das Wort keine andere Rolle als die der verständigen Mitteilung spielen; es erzählt dem Verstand von den vom äußern Auge erschauten Bildern und kommt so auf einem Umweg erst zur Erzeugung des inneren *Phantasiebilds*, auf das alle Kunst hinaus will; während die primitive Kunst (und die Kunst Brentanos) den Inhalt völlig in das Sinnliche des Wortes bannt, und ans *Ohr* sich wendet und also unmittelbar, motorisch wie die Musik, das innere Phantasiebild erzeugt. Aber auch Goethe will das Musikalische nicht entbehren: er sucht in der gesetzmäßigen Bindung der Worte die sinnliche Form der Dichtung. Und so wird bei ihm durch das regelmäßig wiederkehrende Metrum des Verses oder durch die abgemessene Periodik der Prosa die Sinnlichkeit *für sich* beschäftigt, während das eigentlich Mitzuteilende *daneben* aus den vielfach verschlungenen Sätzen und aus den wort- und beiwortreichen Versen vom Verstande herausgegriffen wird. Diese uneigentliche, gebändigte Mitteilung, die Verstand und Sinnlichkeit auf eine getrennte Weise beschäftigt, ist das Wesen aller klassischen Kunst, ob sie der Prosa oder des Verses sich bediene.

Neben dieser klassischen Dicht-Convention, die seit der Renaissance die gebildete Vorstellung von der Dichtung bestimmte, blieben die alten naiven Formen des Mittelalters allein erhalten in der Poesie des ungebildeten Volks: in den mündlich überlieferten Volksmärchen und Volksliedern. Aber diese Volksdichtung wurde, wenn sie überhaupt in den Gesichtskreis des gebildeten Kunstdichters kam, verachtet und verlacht. Erst die sogenannte romantische Bewegung hat hier umgewertet: Herder erkannte als der erste in diesen Überresten der Volkspoesie die

ursprünglichen Bedingungen der Dichtung und begann an die verlorene nationale Überlieferung wieder anzuknüpfen. Hierin erscheint die „Romantik“ sehr viel natürlicher, ursprünglicher und gesünder als die Klassik, die recht „romantisch“ einem fremden Formen-Ideal nachstrebte.

Diese neue formale Begründung unsrer Dichtung ist in ihrer tiefen principiellen Bedeutung wenig gewürdigt worden. Man hat in Herders Volksliedern, im Wunderhorn, in den Grimmschen Märchen nicht die praktische Grundlegung der Ästhetik, sondern halb schwärmerisch-unproductive, halb wissenschaftlich-antiquarische Leistungen gesehen: weil der Beweis, daß auf dieser Basis weiterzubauen sei, bis heute zu fehlen schien. Denn in der Dichtung der Romantiker siegte, trotz aller Theorie, doch schließlich fast überall die bekämpfte klassische Convention. Nur die Umwertung der Lyrik, die durch Herder vollzogen war, ging einigermaßen ins allgemeine Bewußtsein über, da hier Goethes Autorität mitsprach; und so haben wir die eigentümliche Erscheinung, daß, bei Goethe angefangen, unsre Lyrik sich von der Herrschaft des Renaissanceideals fast völlig befreite und in ihren größten Sängern dem Volkslied nahe zu kommen suchte, während in Epik und Dramatik nichts von jener principiellen Entdeckung zu spüren war.

Brentano der Epiker.

Brentanos Märchendichtung *ist* der Beweis, daß auch in der modernen Zeit das Epos in einem ursprünglichen Sinne gedeihen kann, daß das Anknüpfen an die naiven Formen der alten Kunst nicht reactionär und unfruchtbar sein *muß*.

Das angeborene Erzählertalent, das Brentano wie kein anderer Dichter mündlich übte, leitete ihn schon instinctiv dahin, wozu ihn persönliche Wahl, Urteil, historische Einsicht und Studium immer mehr ziehen sollten: zur Volkspoesie und zur alten deutschen Dichtung. Die Liebe zu dieser Litteratur machte ihn zum Sammler alter Drucke und Manuscripte, welche z. B. Görres zu seiner Schrift über die deutschen Volksbücher das ge-

sammte Material liefern konnten; sie machte ihn zum Erneuerer alter Prosa, die ihm, dem Erzähler, die beste Bestätigung und Schulung des Eigenen sein mußte. So kam er zum Sammeln der Volkslieder und Märchen, zu einem Einleben in Ton und Wesen der Volkspoesie, das ihm nicht ein Studium bedeutete, sondern innerlichst verwandten, vertrauten Umgang. Eben deswegen konnte er kein treuer Sammler sein: das ruhige Aufnehmen, das unvermischte Aufzeichnen war ihm unmöglich, denn es ist eine Tugend der „neuen Menschen"; weder der ästhetische Zweck, zu dem solches geschieht, noch der wissenschaftliche war ihm zugänglich, denn er hatte selbst die Naivetät des Volks, des Kindes, des echten Dichters: was ihn vom Alten ansprach, sah er gleich so lebendig, so sehr als Teil seiner selbst, daß die Umdichtung geschehen war, wenn er den Mund auftat, es nachzusprechen.

Die erste wesentliche Fähigkeit, die er mit dem Volk und dem Kind gemeinsam hat, ist die, Menschen und Dinge durch bloße Benennung zu poetisieren. Es ist der ursprünglichste dichterische Akt, der ja auch der Spracherschaffung und dem Mythus zu Grunde liegt. Mit dieser Phantasienamengebung, wie sie noch jetzt in Kinderliedern und -Sprüchen lebt, erstehen ihm durch den bloßen Klang des Wortes Gestalten und Bilder, die eine ganze musikalische Mythologie darstellen, die alle Zusammengehörigkeit und Gegensätzlichkeit im Märchen spiegelt. — Das sachliche Geschehen selbst wird in jener schlichten Prosa erzählt, die wiederum schon mit dem leiblichen Klang des Wortes das Phantasiebild auslöst und nicht des Umwegs der Schilderung und Beschreibung bedarf. — An besonders gesteigerter Stelle geht diese gehobene Prosa über in den regelmäßigen musikalischen Rhythmus des Verses, indem ein Reim, ein Spruch, ein Lied erklingt. Auch das Volksmärchen kennt die Steigerung und Gliederung durch den formelhaften Spruch und Vers; das eigentliche Lied aber ist ihm fremd. Brentano vereinigt in sich den Erzähler und den Liederdichter, der im Volke getrennt erscheint, und hat in seinen Märchen, wo es der Inhalt erfordert, Lieder in einer Fülle erklingen lassen, daß dies schon die Mär-

chen unter aller seiner Dichtung an die erste Stelle weisen würde; denn alle seine wesentliche Lyrik ist hier beisammen; oder vielmehr: was in seinen Werken, die nach seinem Tode von fremder Hand zusammengestellt wurden, Hauptsächliches an Lyrik steht, ist alles genommen aus seinen Märchen! Er hat ja selbst nie „einen Band Gedichte" veröffentlicht — auch hierin war er nicht „Kunstdichter" genug —; das Lied erklingt bei ihm nur im Zusammenhang, aus der Situation seiner Erzählung; und war es selbständig entstanden, so wußte er ihm eben keinen besseren Platz zu geben als im großen Zusammenhang seiner Phantasiedichtung. Hier drängt sich der Vergleich mit Mozart — der auch sonst Brentano so sehr entspricht — besonders auf: auch Mozart gilt als der typische Lyriker, dessen Kindlichkeit und reinem Gefühlsausdruck der Kampf und die Leidenschaft des Dramas an sich fremd sein muß; trotzdem hat er sein Wesentliches im Drama gegeben, in dem der Reichtum seiner Lyrik am stärksten sich offenbart, wenn an der rechten Stelle die Arie, das Lied einsetzt; so gewinnt Brentano, der Lyriker, im Epischen die reichste Möglichkeit, als Steigerung und Krönung des Geschehens die reine Melodie des Liedes zu finden. Auch im Aufbau und Umfang seines Werkes steht Brentano der genauen Form der Volksdichtung schließlich so fern, wie Mozart der eigentlichen Volksmusik: daß Beide immer doch ans Volksmäßige rühren, daß, wenn eine wirkliche Volksweise von ihnen übernommen wird, sie zu dem Selbsterschaffenen paßt, und kaum davon zu unterscheiden ist — das ist ihre Größe, ihr Ewiges. Mag Brentano in seinen übrigen Werken noch so sehr Virtuos und Kunstdichter im Sinne der Renaissanceconvention sein: in seinen Märchen geht es ihm wie Mozart in der Zauberflöte, wo plötzlich die ganze Rokoko-Cultur verschwunden ist und ein Meister des Volksliedes zum Volke spricht. Sie stehen hier Beide dem einfachsten, kindlichen Verständnis nahe; sie suchen das, was Allen, Gebildeten und Ungebildeten, gemeinsam ist; sie haben das Isolierende ihrer Cultur, ja ihres Genies, überwunden. Sie umfassen das Ganze, sie wenden sich an das Ganze, wie seit dem Mittelalter, da noch ein Glaube und eine Cultur Alle verband, kein

Künstler mehr es gewollt und fertiggebracht hat. Das Leben ist für Brentano oder Mozart damit nicht weniger problematisch geworden; aber die Kunst fängt für sie — wie fürs Volk und für alle primitive Dichtung — erst dort an, wo alle persönliche Mühsal und Schwere, aller Kampf, alles Problem überwunden ist; sie sind nicht weniger compliciert als andre moderne Künstler — aber sie geben nicht mehr die Abschilderung des complicierten Zustandes, sondern seine Überwindung in Musik: Der Sieg, an dem keine Klage und keine Träne des Kampfes mehr haftet, ist der Inhalt ihres reinen und kindlichen Spiels.

In der Dichtung ist seit dem Mittelalter der reine Typus des Künstlers fern von aller Speculation und Wissenschaft wol in keinem so sehr verkörpert gewesen wie in Brentano, dem Märchendichter. Er hatte die Naivetät, die nur der allergrößte Reichtum verleiht: er hielt von seinen Märchen theoretisch nicht viel, weil sie ihm nicht schwer fielen, er schätzte das höher, was er in der Art andrer bewußter Kunstdichter erarbeitet hatte, seine Dramen, seine Romanzen. Bei seinen Märchen setzte er sich nicht hin, um zu dichten: er strömte das Hohe aus, ohne es zu wissen und zu wollen.

Es war sein Schicksal, daß er nicht, wie Mozart, auf dem Höhepunkt seines Schaffens scheiden durfte, daß er von dem freien absichtslosen Spiel sich wendete zur Verherrlichung der überlieferten Religion des Mittelalters. In den früheren Märchen hatte er gezeigt, daß ein vertrauter Umgang mit der alten volksmäßigen Dichtung nicht notwendig zur unfruchtbaren Nachbildung toter Formen werden muß, sondern daß er zu ganz freien und neuen Zielen führen kann: daß es einen Weg aus dem alten Mythus zu einem neuen Mythus giebt, und daß die Musik des Neuen so rein und wolklingend sein kann, wie die alte. Sieht man aber von diesem Erschaffen eines neuen Weltbilds ab, das ja dem Dichter selten vergönnt ist, so ist, was er nach seiner Bekehrung schrieb, immer noch wertvoll genug. Er hat als Einziger in neuer Zeit die Legende noch einmal mit Ernst und Gläubigkeit gestaltet, und hat den christlichen Mythus in seine letzten musikalischen Möglichkeiten aufgelöst. Selbst die mönchische

Kleinkunst des alternden Dichters, die kein Ganzes mehr bewältigen kann, läßt in der lyrischen Gewalt, die immer wieder durchbricht, noch sein Eigenstes erkennen, das Nietzsche in die Worte faßte:

„Von den deutschen Dichtern hat Clemens Brentano am meisten Musik im Leibe."

Das Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf.

Wie der Müller Radlauf dem Rhein ein Lied sang und einen Traum hatte.

Im Rheingau, wo jetzt Rüdesheim liegt, stand vor undenklichen Zeiten eine einsame Mühle am Rhein, umgeben von einer grünen und blumenvollen Wiese. Auf dieser Mühle wohnte Radlauf, ein junger frommer Müllerbursche. Er lebte mit der ganzen Welt in Frieden, gab den Armen gern ein Mäßchen Mehl umsonst und streute seine Brosamen den Fischen und Vögeln aus. Jeden Abend setzte er sich auf den Mühldamm hinaus und hatte da seine Freude an den schönen grünen Wellen des Rheins, an den Ufern, die sich spiegelten, und den Fischen, die vor Lust aus der Fluth emporsprangen. Ehe er aber schlafen ging, flocht er immer noch einen schönen Blumenkranz und sang dem alten Rhein ein Lied vor, ihm seine Ehrfurcht zu beweisen. Am Schlusse des Liedes warf er dann den Kranz in die Wellen, die ihn freudig hinunter trugen, und wenn Radlauf den Kranz nicht mehr schwimmen sah, ging er ruhig nach seiner Mühle, um zu schlafen. Das Lied aber, welches er gewöhnlich sang, lautete also:

Nun gute Nacht! mein Leben,
Du alter, treuer Rhein.
Deine Wellen schweben
Klar im Sternenschein;
Die Welt ist rings entschlafen,
Es singt den Wolkenschafen
Der Mond ein Lied.

Der Schiffer schläft im Nachen
Und träumet von dem Meer;

Du aber, du mußt wachen
Und trägst das Schiff einher.
Du führst ein freies Leben,
Durchtanzest bei den Reben
Die ernste Nacht.

Wer dich gesehn, lernt lachen;
Du bist so freudenreich,
Du labst das Herz der Schwachen
Und machst den Armen reich.
Du spiegelst hohe Schlösser
Und füllest große Fässer
Mit edlem Wein.

Auch Manchen lehrst du weinen,
Dem du sein Lieb entführt;
Gott wolle Die vereinen,
Die solche Sehnsucht rührt:
Sie irren in den Hainen,
Und von den Echosteinen
Erschallt ihr Weh.

Und Manchen lehret beten
Dein tiefer Felsengrund;
Wer dich im Zorn betreten,
Den ziehst du in den Schlund:
Wo deine Strudel brausen,
Wo deine Wirbel sausen,
Da beten sie.

Mich aber lehrst du singen:
Wenn dich mein Aug' ersieht,
Ein freudeselig Klingen
Mir durch den Busen zieht;
Treib fromm mir meine Mühle,
Jetzt scheid' ich in der Kühle
Und schlummre ein.

Ihr lieben Sterne, decket
Mir meinen Vater zu,
Bis mich die Sonne wecket,
Bis dahin mahle du:
Wird's gut, will ich dich preisen,
Dann sing' in höhern Weisen
Ich dir ein Lied.

Nun werf ich dir zum Spiele
Den Kranz in deine Fluth:
Trag' ihn zu seinem Ziele,
Wo dieser Tag auch ruht.
Gut Nacht, ich muß mich wenden,
Muß nun mein Singen enden,
Gut Nacht, mein Rhein!

Dieses Lied und der Kranz freuten den alten Rhein immer gar sehr; er gewann den Müller Radlauf darum gar lieb und trieb ihm sein Rad gar ordentlich, nicht zu langsam und nicht zu geschwind.

Einstens träumte dem Müller: er gehe auf seine Wiese und wolle dem alten Rhein den gewöhnlichen Blumenkranz winden, er finde aber auf der Wiese gar keine anderen Blumen, als nur Ritterſporn und Kaiserkronen und Königskerzen und Schwertlilien und Ehrenpreis und dergleichen vornehme ritterliche Gewächse, er aber scheue sich mit seinen bürgerlichen Händen nicht, breche die edlen Blumen nach Herzenslust und freue sich, seinem alten Freund, dem adlichsten der Flüsse, einen recht prächtigen Kranz daraus zu winden. Als er nun diesen im Traume in die Wellen warf, tauchte unter demselben ein alter, sehr ernsthafter und doch liebreicher Mann aus der Fluth; sein grünes Schilfhaar war mit einer goldenen Rebenkrone umgeben, in deren Zweigen der Blumenkranz Radlaufs ruhte. In den Armen hielt er ein wunderschönes Jungfräulein und setzte sie vor Radlauf, der am Ufer niedergekniet war, auf den Strand. Die Jungfrau, träumte er weiter, habe sich ihm freundlich ge-

naht, ihm eine köstliche alte Krone aufgesetzt und ihn dann an der Hand aufgehoben, um ihn nach seiner Mühle zu begleiten. Aber da er mit ihr über die Wiese gegangen, sei auch gar kein anderes Kraut mehr darauf zu sehen gewesen, als nur Mausohr, worüber sie beide sehr erschrocken seien; denn das Mausohr sei dermaßen gewachsen, daß es sie ganz umklammert habe; dann aber sei ein Kraut, Katzenschwanz, emporgeschossen, und rings an allen Hecken und Bäumen so viele Weiden- und Palmkätzchen, wie sie am Palmsonntag in der Kirche eingesegnet werden, und habe das Mausohr ganz wieder verschlungen. Während alle dem sah er im Traume den alten Wassermann in dem Rheine zornig herum springen und ganze Berge von Wellen in die Höhe werfen, und seine Mühle schimmerte ihm wie ein Schloß am Bergfuß entgegen. Darüber erwachte der Müller in großen Aengsten.

Wie des Müllers Traum wahr geworden.

Der Traum war so lebhaft gewesen, daß Radlauf sich die Augen nicht lange rieb. Er sprang von seinem Lager und eilte hinaus auf die Wiese, um nach den vornehmen Blumen zu sehen, von denen er geträumt hatte. Da war aber Alles wie sonst: Gänseblümchen die Menge und hier und da ein frisches Maiglöckchen und viele Butterblumen, auch im Schatten noch einige Veilchen. Die Sonne guckte eben mit den äußersten Spitzen ihrer goldenen Augenwimpern über den Rochusberg, welcher der Mühle gegenüber jenseits des Rheins lag, hervor. Radlauf trat auf den Mühldamm hinaus, den Rhein zu beobachten; denn sein Traum stand ihm so klar vor Augen, daß er glaubte, es müsse alle Augenblicke der alte Wassermann hervortauchen und ihm die schöne Prinzessin entgegen reichen.

Wie er so auf die Wellen niedersah, hörte er auf einmal eine herrliche Musik; da zitterte ihm das Herz vor Freude, und er dachte schon, das könne etwas bedeuten. Als aber plötz-

lich Pauken und Trompeten durch die Luft tönten und aus dem Echo wiederschmetterten: hob er seine Blicke den Rhein aufwärts und sah von Mainz herab ein goldenes Schiff fahren, worauf der König und die Königin von Mainz nebst ihrer Tochter, der Prinzessin Ameleya, saßen, umgeben von vielen Hofdamen, Kammerherren, Rittern und Musikanten.

Merkwürdig war in dieser Gesellschaft, daß der größte Theil der Dienerschaft keinen Antheil an der Musik zu nehmen schien; denn der ganze Hofstaat hatte nur Ohren für das Schnurren und Spinnen einer großen Katze mit funkelnden Augen, die auf dem Schooße der Königin ruhte und mit dem Schweife wedelte. Alle schienen hierin eine Vorbedeutung großer Ereignisse zu sehen.

Die mächtigen Leute hatten damals den Brauch, gewisse bedeutungsvolle Thiere als Hof- und Leibthiere mit sich herum zu führen, welche lebendige Würdeträger innerlicher Eigenschaften und Geistesrichtungen ihres Stammes oder ihrer Person waren. Manche führten Löwen, Adler, Bären, Leoparden, Falken, Schwäne, Kraniche und dergleichen Thiere bei sich, diese alte Königin aber eine Katze. Diese Thiere waren zu einer großen Ruhe und Gleichmüthigkeit erzogen und durften nur im äußersten Fall durch ein bescheidenes, vieldeutiges Zeichen ihre innere Gemüthsstimmung bemerklich machen. Denn von ihrem Betragen hing Glück und Leben von Land und Leuten ab; weil sie als Barometer für den Erfolg einer jeden Staatsangelegenheit betrachtet wurden, nach deren Aeußerungen man Krieg und Frieden, Bündnisse und Heirathen schloß. Ging aber ein solcher Handel schief: so setzte man das Thier ab, jagte es in den Wald oder brachte es sonst bei Seite und nahm ein anderes an dessen Stelle. Manchmal bei großen Veränderungen nahm man größere, mächtigere Thiere an die Stelle; so kamen Tiger, Leoparden und Löwen an die Stelle der Katzen. Es waren diese Gebräuche mit der alten Zeichendeuterei verwandt, nach welcher berühmte Helden vor jedem wichtigen Geschäft erst aus dem Fluge der Vögel, dem Lauf der Thiere, dem Fressen der Hühner Glück und Unglück vorhersehen wollten. In späteren Zeiten wuchsen die Leiden-

schaften der Menschen so, daß kein Thier mehr groß genug war, sie vorzustellen. Auch waren die Löwen, Adler und Elephanten wegen ihrer Unbändigkeit und Größe unbequem und unanständig; denn die Menschen wurden äußerlich zahmer und weichlicher. Da machten gelehrte Leute die Erfindung, nur die Abbildung der ehemaligen Hof- und Leibthiere mit herum zu führen und statt derselben geschickte, wohlerzogene Menschen anzustellen, welche sich nicht gleich Alles merken ließen, damit man sich erst auf jeden Fall gehörig vorbereiten konnte. Es war dieses gewiß eine vortreffliche Erfindung, der wir Ruh und Frieden zu verdanken haben. Aus diesen Abbildungen der Hof- und Leibthiere entstanden die Wappen, und man kann aus den seltsamen Figuren der auf denselben abgebildeten Thiere sich eine Vorstellung machen, wie wunderbar Erziehung und Hofbrauch die ehemaligen Hofthiere zugestutzt hatten. Zu dieser wohlthätigen Veränderung sollen die traurigen Begebenheiten mit beigetragen haben, welche durch die wenige Zurückhaltung der großen Katze auf dem Schooße der Königin von Mainz in dieser Geschichte veranlaßt wurden. Wenn gleich alle diese abergläubischen alten Händel längst vergessen sind, so ist doch hie und da noch eine Spur übrig geblieben, wie man an den Wollflocken, welche die Vögel zu ihren Nestern von den Dornhecken sammeln, sehen kann, daß vorübergezogene Schafheerden sie daran hängen ließen, und so soll das Sprüchwort: Es kommt Besuch, denn unsre Katze putzt sich, noch von der prophetischen Gewohnheit jener Katze herkommen, sich vor jeder Ankunft hoher Gäste fein sauber zu belecken und zu putzen.

Heute aber war die Aufmerksamkeit nicht ohne Ursache auf das Betragen der Katze gerichtet; denn die königliche Familie fuhr dem versprochenen Bräutigam ihrer einzigen Tochter, der Prinzessin Ameleya, entgegen, dem Prinzen Rattenkahl von Trier, der mit der alten Königin von Trier den Rhein herauf fahren sollte.

Es war nicht ganz unbekannt geblieben, daß diese Familie ein Hof- und Leibthier von sehr verschiedener Gemüthsart mit

sich führte; aber ein altes Staatslied enthielt die Prophezeiung, daß am Bingerloch durch Zusammenkunft von Katz und Ratz eine hohe glückliche Verbindung und eine neue glückliche Zeit eintreten sollte. Das Liedlein sagte Folgendes:

Gute Zeit! wenn Ratz und Katz
Einig auf des Rheines Fluth
Hingeleiten Schatz zu Schatz,
Alles wird dann werden gut.
Glück, dann hält des Rades Lauf
Hochzeitskranz und Krone auf.

Weil nun die Familie des Prinzen Rattenkahl eine ausgezeichnete Ratze mit sich zu führen pflegte: so hielt man das heutige Begegnen der beiden Schiffe, welche Ratz und Katz und auch den herzallerliebsten Schatz, die Prinzessin Ameleya, mit sich führten, für die Erfüllung jenes alten Reims, und die Hofmusikanten spielten gar keine andere Melodie, was schier langweilig war.

Die schöne Ameleya war sehr begierig, ihren Bräutigam zu sehen, mit welchem ihr ein so großes Glück kommen sollte, und sie hatte sich ganz vornhin auf den Schnabel des Schiffes gesetzt, so daß ihre blonden Locken wie ein goldenes Wimpel wehten. Sie trug ein grünsammtenes Kleid, mit goldenen Träublein gestickt, und spielte mit einem goldenen Ruder nachlässig in den Wellen, während sie dann und wann durch die hohle Hand in das dunkle Felsenthal hineinsah, in welches sich der Rhein aus dem heiteren und lichten Rheingau ergießt, als wolle er mit seinem feurigen Wein einen kühlen Keller suchen. Radlauf wendete kein Auge von der schönen Prinzessin; denn ihm schien nicht anders, als daß sie die nämliche sei, welche ihn im Traum so sehr erfreut hatte. Dazu kam noch, daß er in dem Gesange von dem Schiffe her, in den Worten „Schatz, Glück, Rades Lauf" immer von einem besonderen Glück zu hören glaubte, das dem Radlauf begegnen sollte.

Da erhob sich aber auf einmal ein starker Wind, und das Schiff der Königin von Trier strich mit vollen Segeln bei dem Binger Loche heraus und war in wenigen Minuten dem Mainzer Schiff sehr nahe. Der Bräutigam, Prinz Rattenkahl, saß auch auf dem Schiffsschnabel, seine Braut desto eher zu erblicken. Aber er sah nicht zum Besten aus. Wenn er gleich ein guter Herr von großen persönlichen Eigenschaften sein mochte: so stand ihm doch sein kahler spitzer Kopf, sein sehr dünner aber langer Schnurrbart und der enge Pelz von schwarzen und weißen Mäusefellen mit einem langen Rattenschwanz daran sehr unvortheilhaft. Hinter ihm saß auf einem ledernen Stuhl seine Mutter, die Königin von Trier, eine sehr alte Dame, die so beschäftigt war, die große Staatsratze, die ihr auf einem großen Sammtkissen im Schooße lag, mit Zuckerbretzeln zu füttern, daß sie von Allem um sie her nichts hörte und nichts sah; denn die Ratze schien besonders unruhig und wollte sich immer verstecken. Nun kamen sich die Schiffe sehr nah, und die Mainzer Musikanten machten einen gewaltigen Lärm mit ihrem alten Staatsgesang, den sie mit Pauken und Trompeten begleiteten.

Nun war der wichtige Augenblick der Erfüllung des alten Staatsreims heran gekommen: keine Miene verzog sich auf den beiden Schiffen; hier schaute Alles nach der Katze, dort nach der Ratze, welche sich beide auch in äußerster Stille verhielten; man erwartete das große Glück.

Die schöne Ameleya, etwas über das Aussehen ihres Bräutigams verlegen, wendete ihr Köpfchen gegen Radlaufs Mühle hin, und Radlauf rückte auf den äußersten Rand seines Mühldamms. Nun ertönte der alte Staatsreim noch einmal, und die Erfüllung stand nicht länger auf dem Sprung.

Die Katze fuhr wie ein Blitz über die schöne Ameleya weg nach der Ratze in das andere Hochzeitschiff hinüber, die eben so geschwind vor ihr in einen Winkel schoß; die alte Königin war mit ihrem Stuhle umgefallen; aber, o Unglück! der schönen Ameleya entfiel das goldene Ruder, sie bückte sich darnach und stürzte in die Fluth, und, plumps! sprang Radlauf mit gleichen Beinen in den Rhein, sie zu retten.

Auf den beiden Schiffen war Alles in der größten Verwirrung. Die alte Königin von Trier schrie wie rasend: „Staatsratz! o Staatsratz!“ — Die alte Königin von Mainz aber schrie: „Staatskatz! o Staatskatz!“ denn der Prinz Rattenkahl trieb diese dermaßen mit dem Ruder im Schiff herum, daß sie sich endlich auf den Mastbaum rettete. Diese Verwirrung mehrten die Musikanten noch, die wie toll und rasend drauf los paukten und trompeteten, worüber der König von Mainz endlich so unwillig ward, daß er den Pauker und zwei Trompeter ins Wasser stieß. Da ward es etwas geräumiger und stiller, und er konnte das Jammern der Hofdamen über das Unglück der Prinzessin Ameleya erst verstehen, und nun erhob er ein großes Wehgeschrei. Er trat auf die Spitze des Schiffs, wo sie hinabgestürzt war, und rief dem Trierischen Prinzen Rattenkahl zu: „O, theuerster Herr Schwiegersohn! retten Sie Ihre Braut!“ Rattenkahl aber hörte und sah nichts vor Zorn über die Katze, die er noch immer herumhetzte, um sie aus dem Schiffe zu bringen, und schrie immer mit seiner Mutter zugleich: „Ins Wasser mit der Katze, sie soll ertrinken!“

Da warf der König von Mainz ihm aus Zorn die Krone an den Kopf, aber sie traf ihn nicht und flog in den Rhein.

Nun wendete sich der König zu seinem Gefolge und rief aus: „Wer mir meine Tochter rettet, der soll sie zur Frau haben und meine Krone dazu!“

Die Musikanten wollten platterdings nicht retten und schützten vor: das Wasser verderbe das Gehör, verstimme die Geigen, stehe gar zu tief unter dem Kammerton, habe keine Resonanz und könne man leicht in den tiefen Noten aus dem Takt kommen. Einige Ritter sprangen in den Fluß, aber ihre Waffen zogen sie alle in den Grund. Mehrere Hofdamen jagte der verzweifelte König nun selbst hinein; aber ihre breiten, steifen Röcke hielten sie oben wie Fischkasten, dabei jammerten sie, es komme ihnen kalt an die Beine und sie würden von Fischen gebissen. Hierzu raste der König um seine Tochter, die Königin jammerte um die Katze, die Musikanten spielten und

schrieen den Staatsreim in einem betrübten Ton toll durcheinander; denn die Damen und Pauker und Trompeter, die um das Schiff herumschwammen, faßten sie an den Haarzöpfen, um sich herauszuhelfen. Da that die gehetzte Staatskatze plötzlich einen Satz nach dem Mainzer Schiff, sie hatte aber nicht gut gemessen und fiel ins Wasser, worüber Rattenkahl lachte, daß ihm der Mäusepelz auf den Schultern tanzte, seine Mutter aber, die alte, böse Königin von Trier, vor Freuden in die Hände patschte. Sie hatte sich die ganze Zeit mit ausgebreiteter Schürze in den Winkel des Schiffs vor die Staatsratze gesetzt und, um die Katze von sich zu scheuchen, wie ein Hund gebellt. Die Katze aber wurde von einem schwimmenden Edelknaben mit dem Ellenbogen wieder in das Schiff geschleudert und ist später aus dieser That ein ganzer Landesname, Katzenellenbogen, entstanden.

Als aber Rattenkahl noch mit dem Ruder so nach ihr schlug, daß das Wasser dem König von Mainz die ganze Frisur verdarb, kam dieser in einen solchen Grimm, daß er ausrief:

„So wollt' ich dann, daß dich das Bingerloch mit Mann und Maus verschlänge und die Felsensteine rings dazu lachten!"

Darauf aber erwiderte die Königin von Trier nichts, als mit einer recht spitzigen feinen Stimme: „Ei, daß dich das Mäuschen beiß!"

Die Königin von Mainz herzte und trocknete indeß ihre Lieblingskatze, und der König wendete seinen ganzen Zorn nun auf sie, weil er behauptete: diese verwünschte Katze habe all das Unglück herbeigeführt; und sie begannen beinahe schon zu raufen, als der alte Rhein das unartige Betragen all dieser häßlichen Herrschaften nicht mehr länger mit ansehen konnte und plötzlich einen heftigen Sturm in seinen Wellen zu erheben begann. Da flogen die beiden Schiffe wie Spreu aus einander. Das Mainzer Schiff flog gegen Mainz, das Trierische gegen Coblenz zurück. Da das letzte aber bei Bingen um die Ecke herum fuhr, ward die Verwünschung des Königs von Mainz schon an ihm wahr: der Strudel faßte das Schifflein und drehte

es herum wie einen Kreisel, immer geschwinder und geschwinder; da lautete es, als wenn sich ein Riese gurgelte, und auf einmal war das Schiff voll Wasser, und Rattenkahl, seine Mutter und die Ratze verschwanden mit ihm. Die Felsen aber lachten rings dazu: „Klick, klack, klack!“ als wenn man mit tausend Peitschen knallte.

So ward der Fluch des Mainzer Königs wahr und der Traum des frommen Müllers Radlauf auch und der alte Staatsreim auch; denn sein Freund, der alte Rhein, trieb dem schwimmenden Radlauf den Schatz, die schöne Ameleya, richtig in die Arme.

Mit ungemeiner Anstrengung arbeitete er, die schon halbtodte Prinzessin nach seinem Mühldamm hinzubringen, und da er merkte, daß er selbst auch die Besinnung zu verlieren begann, umfaßte er die Prinzessin fest mit beiden Armen und rief in Gedanken den Vater Rhein um Hülfe an, der ihn nicht verließ und mit Ameleya gleich neben seiner Mühle, auf der schönen Wiese, ans Land warf, wo sie beide ohnmächtig wie todt neben einander lagen.

Wie Radlauf die schöne Ameleya in seine Mühle führt.

Der Rhein war schon wieder ganz ruhig und spiegelglatt, und die Sonne schien warm hernieder; da erwachte Radlauf aus seiner Betäubung.

Ach! wie war er verwundert, als er die schöne Prinzessin in ihrem grünen goldgestickten Sammtrock neben sich im Grase liegen sah.

Schnell sprang er auf und kniete wieder vor ihr nieder und flüsterte: „Ach, allerholdseligste Prinzessin! wollen Sie nicht aufstehen und sich in meine Mühle bemühen?“ Da sie aber kein Zeichen von sich gab, kam er in die größte Angst, und dachte erst, daß sie wohl gar könne ertrunken sein.

Nun besann er sich hin und her, was er für Mittel gehört hatte, Ertrunkene wieder zu sich selbst zu bringen. Aber es wollte ihm keines recht gefallen; er wagte keines aus Schüchternheit anzuwenden; so sehr unwürdig fühlte er sich, die Prinzessin zu berühren.

Das gewöhnliche Mittel, sie auf den Kopf zu stellen, fiel ihm zuerst ein; aber wie konnte er, dem es schon durch Mark und Bein ging, wenn er einen Laib Brod auf der oberen Seite liegen sah, auch nur den Gedanken ertragen, eine Prinzessin auf den Kopf zu stellen; dann fiel ihm ein, daß man solchen Betäubten Federn unter der Nase verbrenne, um sie durch den scharfen Geruch zu sich zu bringen; aber auch dies Mittel schien ihm erschrecklich; er hätte sich nie verzeihen können, einer so schönen Nase etwas Häßliches in die Nähe zu bringen. Da er also gar nichts wußte, fing er, neben ihr knieend, von ganzem Herzen zu beten an: der liebe Gott möge die schöne Amelexa doch wieder zum Leben zurückrufen.

Wie er so betend ihr in das liebliche Angesicht schaute, summte eine kleine goldene Biene um sie her und wollte sich eben auf ihren rothen Mund, den sie für eine duftende rothe Nelke hielt, niederlassen. Da vergaß Radlauf in der Angst, die Biene möge die Prinzessin stechen, alle seine vorige Schüchternheit und gab der schönen Amelexa, als er die Biene verjagen wollte, eine ziemliche Ohrfeige, nach welcher sie mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug und erwachte.

Radlauf kniete noch zitternd neben ihr und sprach in der tiefsten Ehrerbietung: „O allerholdseligste Prinzessin! verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen eine Ohrfeige gegeben, aber ich versichere Dieselben, der Schlag war allein auf eine unverschämte Biene gemünzt, welche Dero lieblichen Mund für etwas anderes, z. B. eine rothe Blume ansah und Honig darauf sammeln wollte. Als ich diese nun erschlagen wollte, entwischte sie unter meiner Hand, und diese hatte das Unglück, der allerholdseligsten Prinzessin Wange nur allzuderb zu berühren. Ich flehe nun um Verzeihung; ist aber mein Verbrechen wirklich so groß, als ich es fühle, so bitte ich Dieselben, mir alsogleich den Tod zu geben."

Die schöne Ameleya hörte diese Worte des Müllers kaum, so betäubt war sie noch, und da sie sich endlich aufrichtete und auf ihren Füßen fest wie eine schöne Bildsäule am Rhein dastand und gar nichts von der Ohrfeige zu wissen schien, that er auch weiter keine Erwähnung davon.

Die Prinzessin sah bange den Rhein hinauf, da hörte sie noch in weitester Entfernung eine Trauermusik erschallen, mit welcher das Schiff ihrer Eltern nach Mainz zurück ruderte. Das beruhigte einigermaßen ihr Herz; denn wo ihr Bräutigam, der Prinz Rattenkahl, hingekommen sein möge, das kümmerte sie gar nicht, weil sie eigentlich aus Schrecken über dessen unangenehmes Aussehen in das Wasser gefallen war.

Nun kniete sie nieder und dankte Gott von Herzen, daß er sie so wunderbarlich errettet habe, und wandte sich dann zu Radlauf, dem sie nun auch von Herzen dankte und ihn bat, sie in seine Mühle zu führen, damit sie ein wenig schlafen könne.

Radlauf konnte vor Freuden und Entzücken, als die schöne Prinzessin mit ihm sprach, gar kein Wort vorbringen. Er machte bloß eine unterthänige Verbeugung, und als sie nach der Mühle zu wandelte, ging er hinter ihr her, theils aus Ehrerbietung, theils damit ihr die vom Rheinwasser noch sehr nasse Schleppe nicht so kalt an die Beine schlagen sollte. Der Prinzessin gefiel diese Artigkeit des Müllers gar sehr, und sie sah dann und wann um und nickte ihm freundlich mit dem Kopf. Er aber sah ganz beschämt an den Boden, und wie erstaunte er nicht, als er überall, wo die schöne Ameleya ihren Fuß auf der Wiese hinsetzte, lauter Ehrenpreis und Königskerzen und Ritterspor und andere adelige Blumen aufblühen sah, worauf er wieder sehr an seinen Traum gedachte.

So traten sie in die klappernde und stäubende Mühle, und als er sie in seine Stube gebracht, redete sie mit großer Freundlichkeit einige Worte zu ihm; doch konnte er ihre Stimme nicht verstehen vor dem Mühlgeräusch, und er wollte sich schon wegbegeben, die Mühle fest zu stellen, aber sie blieb in demselben

Augenblick von selbst stehen, was ihn zu einer andern Zeit gewiß sehr verwundert hätte, ihm jetzt aber gar nicht auffiel, so beschäftigt war er mit seinem vornehmen Besuch und besonders mit dem Gedanken, was in aller Welt er ihr wohl für eine Mahlzeit auftischen sollte.

Radlauf verbeugte sich vor Ameleya und bat sie, sich es bequem zu machen; er legte ihr weiße Tücher über sein Bett, setzte ihr frisches Wasser hin und feine Kleie zum Waschen, auch sein bestes Handtuch und einen ganz neuen buchsbaumenen Kamm, den er selbst geschnitten hatte, wie auch das Brauthemd seiner verstorbenen Mutter und die Hochzeitkleider derselben, damit sich die Prinzessin umkleiden könne; dann machte er ein Feuer auf den Herd, theils ihr etwas zu kochen, theils auch die durchnäßten Kleider zu trocknen.

Alles das that er still, ohne ein Wörtchen zu sagen. Die Prinzessin war auch ganz still und sah ihm zu, wie er Alles so fleißig und bedachtsam und bescheiden besorgte, was ihr etwa angenehm sein könnte. Nun nahm er noch seine eigenen Sonntagskleider aus dem Kasten, hängte sie über den Arm, legte ein Stückchen Kreide auf den Tisch, ließ sich dann auf ein Knie nieder und sprach: „Allerholdseligste Prinzessin! wenn Sie sich der wenigen Bequemlichkeit in der Stube eines armen Müllers bedient haben: geruhen Sie mit dieser Kreide hier an die schwarze Küchenthüre Ihre sämmtlichen Leibspeisen aufzuzeichnen, damit ich hernach wieder hereinkomme und sehe, womit ich Sie in der Eile zu erquicken vermag."

Die Prinzessin war durch die Artigkeit des Müllers sehr gerührt, brach die Kreide entzwei und gab dem Müller ein Stück mit den Worten: „Nimm hin, mein guter Radlauf! begebe dich in die Küche und schreib auf die andre Seite der Thüre deine Leibspeisen, und diejenigen, welche wir beide zugleich werden aufgeschrieben haben, sollst du mir dann bereiten." Radlauf nahm die Kreide und sprach: „Nicht allein dieses, sondern auch alles andere, was Sie wünschen könnten, schwöre ich Ihnen zuzubereiten, wenn es in meinem Vermögen steht." Nun machte er eine Verbeugung und begab sich nach der Küche.

Wie Radlauf den Küchenzettel macht und der schwarze Hans auch dabei sein will.

Kaum war Radlauf in der Küche, als er ein hübsches Feuer auf dem Herd machte und alles Geschirr recht reinlich ausscheuerte, wobei er sich immer besann, was er für Lieblingsgerichte aufschreiben sollte; aber es wollte ihm auch gar nichts anders einfallen, als gebrannte Mehlsuppe und Rührei, denn er hatte sein Lebtag nichts anders gegessen und kannte auch kein anderes Gericht.

Unter diesen Geschäften und Sorgen horchte er dann und wann nach der Thüre hin, ob die Prinzessin etwa schon auf der andern Seite ihre Lieblingsspeisen daran schreibe; aber er vernahm noch nichts, sie schien beschäftigt sich umzukleiden.

Mit allem war er nun bereit, nur besann er sich noch immer auf irgend eine andere Speise und rieb sich die Stirne, indem er auf und ab ging. Er hatte aber am Fenster einen zahmen Staar im Vogelbauer hängen, den er trotz langer Bemühung noch nicht hatte sprechen lehren können, wenn gleich der Vogel eine besondere, ja beinah menschliche Klugheit verrieth; als er nun den guten Vogel ganz tiefsinnig auf seiner Stange sitzen sah, als ob er sich auch auf einen Küchenzettel besänne, fragte er ihn, wie er gewöhnlich pflegte, wenn er seine Mahlzeit zubereitete:

„Schwarzer Hans, du meine Freude!
Was kocht der weiße Müller heute?“

Da antwortete der Staar zum erstenmal, aber mit sehr trauriger Stimme:

„Gebranntes Mehl und Rührei,
Der schwarze Hans ist auch dabei!“

„Wohlan so soll es auch dabei bleiben“ rief Radlauf aus, voll Freude, daß sein Vogel zum erstenmale gesprochen.

Fröhlich ging er zum Vogelbauer, streute schönen Weizen hinein und füllte das Tröglein mit frischem Wasser; aber Hans blieb immer traurig, er wollte nicht fressen und nicht saufen; das Herz schlug ihm, als wenn er einer Katze gegenüber säße, und die Flügel ließ er hängen wie ein Leichenbitter. Radlauf konnte gar nicht begreifen, was den Vogel nur so betrüben möge. Endlich dachte er, er ist vielleicht erschrocken, als ihm auf einmal der Verstand aufgegangen und die Sprache gekommen, nun weiß er jetzt seines Studirens kein Ende, weil er vor lauter Gedanken gar nicht weiß, was er zuerst sagen soll. Um ihn ein wenig aufzumuntern, sprach er zu ihm:

„Friß und sauf und bade dich
Und pfeife eins, Hans ohne Sorgen,
Weil ich zum Schmause lade ich;
Hast du kein Geld, ich will dir's borgen."

Worauf ihm aber der Staar noch viel betrübter antwortete:

„Was hilft's, wenn ich viel fresse,
Es ist mein Leichenschmaus;
Mich speist doch die Prinzesse,
Denn meine Zeit ist aus.

Was hilft's, wenn ich viel saufe,
Es ist mein Sterbetrunk;
Dem Tod ich nicht entlaufe,
Mich ißt ihr rother Mund,

Was hilft's, wenn ich viel bade
Mein Trauermäntelein;
Ich sterb' heut ohne Gnade,
Ich muß gefressen sein."

Dabei legte er den Kopf ganz betrübt auf sein Freßtröglein, als wollte er ihn abgehackt haben. Radlauf bemitleidete

ihn herzlich und machte ihm den Bauer auf und das Fenster, damit er sich eine Bewegung machen möge; denn er glaubte, er sei von vielem Studiren und Einsitzen so tiefsinnig geworden. Indem hörte er die Prinzessin mit der Kreide an der Thüre schreiben, und schnell sprang er mit seiner Kreide auch an die Thüre; sie schrieb von außen und er schrieb von innen, und sie schrieb noch lange, als er längst fertig war. Endlich machte sie die Thüre auf und sprach; „Jetzt will ich lesen, was ich alles aufgeschrieben, wenn du es nicht hast, so gieb mir ein Zeichen.“ Da las sie:

„Gebackene Pflaumen von Wolfenbüttel?“
Der Müller mit dem Kopf schüttelt.
„Ein verzuckerter Schweinskopf?“
Der Müller schüttelt mit dem Kopf.
„Eine Schneckenleber-Pastete?“
Der Müller mit dem Kopf drehte.
„Ein vergoldetes Kalbshirn?“
Der Müller schüttelt mit der Stirn.
„Lämmerschwänzchen in Honig gebacken?“
Der Müller schüttelt mit den Backen.
„Ein kandirter Wasserhase?“
Der Müller schüttelt mit der Nase.

Endlich sagte sie:

„Gebrannte Mehlsuppe und Rührei?“
Der Müller sprach: „Es bleibt dabei.“

Dann las die Prinzessin noch:

„Einen frischen Staarenbraten?“
Der Müller sprach: „Ach ja, Ihr Gnaden!“

und die Thränen liefen ihm in die Augen, denn der Staar sprach einmal übers anderemal laut und vernehmlich, aber mit

sehr betrübter Stimme dazu: „Der schwarze Hans ist auch dabei;“ und Radlauf merkte wohl, daß der gute Vogel vorausgefühlt haben müsse, daß ihn die Prinzessin aufessen werde. Warum er das wußte und wie er es wußte und wozu es gut war, daß es geschah, das wußte damals kein Mensch und kein Staar; vielleicht wird es im Fortgang dieser Märchen noch einmal bekannt. So viel ist gewiß, daß Radlauf wohl fühlte, er könne der Prinzessin keine Einwendung machen, so leid es ihm auch that, den schwarzen Hans zu schlachten; denn er hatte ihr geschworen, Alles, was in seinem Vermögen sei, für sie als Speise zuzurichten, so sie es begehrte. Er verbeugte sich demüthig vor der schönen Ameleya und sagte: „Sogleich werde ich die Ehre haben, Euer Holdseligkeit zu bedienen,“ und somit zog er die Küchenthüre wieder zu.

Wie sich der schwarze Hans selbst umbringt, Radlauf und Ameleya ihn essen und nach Mainz ziehen.

Nun band sich Radlauf einen ganz neuen Mehlsack als Küchenschürze vor und nahm seinen Schleifstein und sein Messer zur Hand; denn er wollte dem Hans den Kopf mit einem recht scharfen Messer abschneiden, damit er nicht viel Schmerzen haben möge. Da er nun mit seinem Messer auf dem Wetzstein hin und her fuhr, fing der Staar an, dazu zu sprechen:

„Messer, Messer, wetz, wetz, wetz,
Ist der Lohn für mein Geschwätz:
Hätt ich nicht so sehr geschwätzt,
Wäre ich ein Fürst bis jetzt.“

Als Radlauf diese bedeutungsvollen Worte des schwarzen Hansen hörte, hielt er mit Wetzen ein und redete sogleich, denn er hatte eine besondere Hochachtung vor Standespersonen in andern Umständen, den Vogel mit folgenden Worten an: „Ihro

Durchlaucht waren also ein Fürst, ach vielleicht gar von Geblüt; o dann getraue ich mich nicht, meine Hand an Ihr gesalbtes Haupt zu legen, und so Euer Durchlaucht geruhen, werde ich Dieselben der Prinzessin Ameleya vorstellen." Der Vogel antwortete hierauf:

„Einst war ich Fürst von Staarenberg,
Mein Maul stand damals überzwerg;
Doch habe ich so viel geschwätzt,
Daß es ein Schnabel ward zuletzt."

Dann bat er den Müller noch, ihn zu der Prinzessin zu lassen; er wolle nur die Ehre haben, sie vor seinem Tode noch einmal zu sehen, worauf er sich wieder einstellen wolle, um geschlachtet zu werden. Sein Testament sei bereits gemacht, er habe es mit Kienruß vermittelst seines Schnabels auf einen Mehlsack vor einigen Tagen geschrieben, und werde es Radlauf zu seiner Zeit finden. Hierauf machte der gerührte Müller Thür und Fenster auf und sprach: „Ihro Durchlaucht können sich begeben, wohin Sie wollen." Der Staar aber flog nicht etwa zu dem Fenster hinaus; das fühlte er tief unter seiner Würde; er begab sich vielmehr zu Fuß mit langsamen anständigen Schritten in die Stube zu der Prinzessin, und Radlauf schloß die Thüre bescheiden hinter ihm zu, horchte auch nicht am Schlüsselloch, weil ihn Staatssachen damals gar nicht interessirten.

Als Ameleya den Vogel herein trippeln hörte, wendete sie sich zu ihm, und er flog vor ihr auf den Tisch, an welchem sie mit aufgestützten Armen nachdenkend saß. Er machte da mehrere Complimente und rührende Stellungen vor ihr; die Prinzessin sah ihm verwundert zu und wollte eben über seine wunderlichen Manieren lachen, als der Vogel mit beweglicher Stimme zu ihr sprach:

„Gott grüß dich, schöne Ameley!
Der schwarze Hans ist auch dabei"

und mit seinem Schnabel eine goldne Nadel unter seinem Flügel hervor zog, die er sich so heftig in das Herz stieß, daß das Blut der Prinzessin auf den Arm spritzte. Als er niedersank, sagte sie mit Thränen: „Ach, armer Hans! was hast du gethan?“ Da sprach der Vogel mit sterbender Stimme:

„Ade du schöne Ameley!
Verzeih mir meine Schwätzerei;
Das schönste Grab wird mich beehren,
So du mich willst sogleich verzehren;
Der Müller soll auch essen mit,
Ich wünsch' euch guten Appetit.“

Nach diesen Worten streckte er die Beine aus, schloß die Augen, sperrte den Schnabel auf und war mausetodt.

Die schöne Ameleya zog ihm die Nadel aus der Brust und erkannte dieselbe als eine ihrer Haarnadeln, die sie vor mehreren Jahren einem Edelknaben zu Mainz geschenkt hatte, der bald darauf verschwunden war. Ueber sein Verschwinden ging das Gerücht unter den übrigen Edelknaben, er habe ihnen erzählt, daß die Prinzessin Ameleya ihm eine ihrer Haarnadeln geschenkt, und da sei er plötzlich in einen Staar verwandelt worden und davon geflogen. Jetzt erkannte Ameleya nur zu gut die Wahrheit jenes Gerüchtes und vergoß bittere Thränen des Mitleids um den armen Hans und weinte und schluchzte so laut, daß Radlauf nach seinem Mühlrad ging, welches vorhin stehen geblieben war, um zu sehen, was es am Gange hindere; denn das Jammern der Prinzessin ging ihm so zu Herzen, daß er wünschte, er möge es vor dem Mühlgeklapper nicht mehr hören.

Da fand er nun zu seiner großen Verwunderung die Krone des Königs von Mainz, die, als der alte Herr sie in seinem Zorn dem Prinzen Rattenkahl an den Kopf hatte werfen wollen, in den Rhein gefallen war, in dem Getriebe seiner Räder hängen, wodurch sie still gestanden waren. Kaum hatte

er sie herausgenommen, so ging die Mühle wieder munter darauf los.

Als er nun wieder in die Mühle gehen wollte, sah er jenseits des Rheins einen Trompeter auf dem Rochusberg stehn; der blies, daß es in die Felsen hinein schmetterte, und rief dann etwas mit lauter Stimme aus. Auch sah er viele Fischer und Taucher auf dem Rheine herumfischen und schwimmen und tauchen und suchen. Einer von diesen sagte ihm nun: der König von Mainz habe Dem seine Tochter, die Prinzessin Ameleya, zur Gemahlin versprochen, der sie lebendig wieder brächte, und wer sie todt brächte, der solle ein Schloß am Rhein haben, und wer sie sammt der verlornen Krone zurück liefere, der solle sein Nachfolger sein.

Radlauf konnte ihn vor Freude gar nicht zu Ende hören; er versteckte die Krone in seinen Busen und hüpfte freudig nach der Mühle über die Wiese hin. Da er in die Küche kam, hätte er beinahe vor Freuden der Prinzessin: Juchheh! mein herzallerliebster Schatz! zugerufen; aber das Wort im Munde erstarrte ihm, denn er sah die Prinzessin beschäftigt den verstorbenen Herrn von Staarenberg zu rupfen. Sie pflückte so zärtlich an seinen Federn, die sie alle in ihr seidenes Schnupftuch that, als fürchte sie, ihm weh zu thun, und unterdessen erzählte sie dem Müller den ganzen Selbstmord des schwarzen Hansen, salzte ihn mit ihren Thränen und steckte ihn an ihren großen silbernen Schnürnestel, um ihn zu braten; seine Eingeweide aber that sie in eine Büchse, um sie in seinem Familienbegräbniß beisetzen zu lassen. Aus den Federn machte sie ein seidenes Kissen, welches sie immer auf ihrem Herzen trug.

Die gebrannte Mehlsuppe und die Rühreier waren auch fertig geworden, und der Herr von Staarenberg, der gutes Futter bei dem Müller genossen hatte, gab einen delikaten Bratengeruch von sich. Die schöne Ameley nöthigte den Müller zu Tisch und aß vor Allem unter bittern Thränen ihr Theil von dem schwarzen Hans. Das Herz schnitt sie entzwei und gab die Hälfte dem Müller; aber kaum hatten Beide davon

gegessen, als es ihnen sehr wunderbar zu Muth wurde und sie eine große Liebe zu einander empfanden. Sie sahen sich immer einander an, und die schöne Ameleya sagte:

„Mein lieber Müller, es ist mir niemals so wohl gewesen als bei dir, und wenn du von Adel wärest, wollte ich mit Niemand mein Leben zubringen als mit dir.“ Radlauf aber sagte zu ihr:

„Allerschönste Ameley, ich habe einen reichen vornehmen Freund, den alten Rhein, er soll uns wohl helfen, er hat Euch mir in die Arme gegeben und wird wohl weiter Rath schaffen. Jetzt aber rüstet Euch, daß ich Euch zu Eurem Vater zurück führe.“

„Ach!“ sagte die schöne Ameleya „mein Vater ist sehr stolz und geizig, er wird uns gewiß nicht helfen, und wenn er unsere Liebe merkt, sind wir verloren.“

„Seid nur ruhig,“ sagte Radlauf „ich habe ein ganz anderes Glöcklein läuten hören,“ und somit ging er mit Ameley, die ihn nicht mehr verlassen wollte, hinaus auf die Wiese, und bat sie, ihm zu helfen, allerlei Kränze zu machen.

Während sie das that, holte er seinen schönsten Esel und zäumte ihn mit bunten Bändern und schmückte ihn mit den Kränzen. Auch die schöne Ameleya wurde mit Blumen geziert, und setzte sich dann auf den Esel. Er selbst setzte die Krone des Königs auf, that seine Feierkleider an und führte, in der einen Hand eine blühende Königskerze tragend, den Esel mit der schönen Ameley nach Mainz.

Ihre Gespräche unterwegs waren von lauter Liebe und Freundlichkeit, und sie übereilten sich gar nicht; der Esel machte einen Schritt nach dem andern. In den Dörfern entstand die größte Freude; Jedermann, der ihnen begegnete, pries den guten Müller Radlauf selig und schloß sich dem Zuge an; Viele aber eilten mit der frohen Nachricht voraus.

Kaum hatte nun der König gehört, ein Müller habe die schöne Ameleya gerettet und bringe sie, als er bekannt machen ließ: kein Mensch solle bei Todesstrafe ein Wort davon sprechen, daß er die Tochter dem Finder zur Braut versprochen.

Wie Radlauf betrogen ward, dem König von Mainz den Krieg erklärte, was er nachher in seiner Mühle träumte, und wie er die Königin und Rattenkahl von Trier begräbt.

Der Zug kam Mainz immer näher, und als die schöne Ameleye die Fenster des Schlosses in der Abendsonne spiegeln sah, weinte sie vor Traurigkeit, und als sie über die lange Rheinbrücke zogen, weinte sie noch viel mehr, und sagte zu dem Müller: „Lieber Radlauf, nimm diesen Ring zum Angedenken“ und gab ihm einen Ring, „und diesen Kranz, wirf ihn in den Rhein, daß er uns helfe.“ Das that der Müller, und sie zogen in die Stadt ein, vom Volke begrüßt, und vor das Schloß.

Der König lag mit der Königin am Fenster, und als Radlauf sie sah, machte er mit dem Esel Halt, schwenkte die Krone und rief hinauf: „Ich wünsche Euch einen guten Abend, Herr Schwiegervater und Frau Schwiegermutter! Hier bringe ich Euch meine Braut, Eure Tochter, die schöne Ameleya lebendig: nun sagt mir öffentlich vor dem Volke zu, was Eure Trompeter ausgeblasen haben, so sollt Ihr Euer Kind wieder in Eure Arme schließen.“

Die schöne Ameley ward roth bis über die Ohren, als Radlauf so muthig hinauf schrie; der König und die Königin wurden aber vor Bosheit todtenbleich, und plötzlich drangen mehrere Trabanten aus dem Schlosse, rissen die schöne Ameley vom Esel und brachten sie ins Schloß, dessen Thore sie dem nacheilenden Radlauf vor der Nase zuschlugen; zugleich wurden auch alle Fenster des Schlosses zugemacht, und der betrogene Radlauf mochte pochen und jammern, wie er wollte, er bekam keine Antwort.

Er hatte aber den schwarzen Hansen halb im Leibe und war voll Muth und erklärte, auf seinen Esel steigend, dem König von Mainz laut den Krieg, worüber die Mainzer Bürger ihn höhnisch auslachten, und die Kinder ihn den Eselsritter nannten.

Da aber einige brave Leute ihm beistanden und laut den König wortbrüchig nannten, ließ der König sogleich ausrufen: Jedermann solle sich nach Hause begeben, und man solle den wahnwitzigen Müller ruhig heim ziehen lassen. Weil sich nun das Volk noch nicht verlor, ließ er einen hohen Galgen vor dem Schlosse aufrichten, vor welchem die Mainzer mit großem Respekt nach Hause gingen.

Als sie Alle fort waren, stand der arme Radlauf mit seinem Esel allein da. Er sah die Sonne untergehen ganz roth in den Rhein und blickte an die Fenster, ob er seine schöne Ameleye nicht sehen könnte: da warf man plötzlich alle die Kränze oben herab, mit denen er die schöne Ameley geziert hatte. Er las sie sorgsam auf und hängte sie an seinen Esel, und da es bereits dämmerte, ging er an den Galgen, und hängte des Königs Krone daran, und schrieb dazu:

„Zum ewigen Angedenken
Häng' ich hier deine Krone,
Wo du, meineidiger König!
Zu deines Undanks Lohne
Heut selber müßtest henken."

Dann drehte er seinen Esel herum und ritt ruhig wieder nach Haus.

Unterwegs dachte er, wie er es anfangen sollte, den König zu bestrafen; aber immer kamen seine Gedanken auf die schöne Ameley, und er vergaß allen Zorn und fiel in eine tiefe Schwermuth. Als ihm seine Mühle entgegen klapperte, fiel ihm seine Armuth und seine heutige Hoffnung recht aufs Herz, und als er seinen Esel eingestellt und seine Stube betreten hatte, wurde er sehr betrübt.

Alles lag, wie die schöne Ameleya es verlassen, und sein Bett war noch eingedrückt von ihr. Alles ließ er, nichts getraute er sich zu verrücken, es war ihm Alles heilig.

Als er in die Kammer trat, wo ihm sonst sein Staar entgegen geschrieen, und er nun den leeren Käfig ansah, rief er aus: „Ach armer, schwarzer Hans! kaum war dir der Adel über

den Schnabel gekommen, so konntest du nicht anders, du mußtest aus Höflichkeit sterben und gefressen werden; ach ich armer Müller! Kaum nenne ich den König Schwiegervater, so läßt man mir den Galgen vor die Nase bauen; aber ich lasse nicht ab, bis mir mein Recht gehalten wird, und sollt' ich beim Kaiser selbst drum appelliren." Nun ging er auf seinen Mühldamm; es war zwölf Uhr in der Nacht; aber er wollte doch noch seinem alten Freund, dem Rhein, gute Nacht sagen, und sang ihm folgendes Lied, indem er ihm die Kränze der schönen Ameley zuwarf:

Wie oft ich dir gesungen,
Weißt besser du als ich;
Wie manchen Kranz geschlungen,
Weißt besser du als ich.

Wie froh mein Herz geschlagen,
Weißt besser du als ich;
Wie ich mein Leid soll klagen,
Weißt besser du als ich.

Die hohen Sterne schwanken
So düster heut in dir;
Es schwanken die Gedanken
So düster heut in mir.

Du gabst mir in den Wellen
Die schöne Ameley:
O wolle mir gesellen
Die schöne Ameley.

Sie schickt dir Blumenketten
Die schöne Ameley,
O helfe mir erretten
Die schöne Ameley.

Gute Nacht, thu dich bedenken,
Was mir das Beste sei;
Thu in dem Traum mir schenken
Die schöne Ameley.

Da er dies gesungen, ging er nach Hause und legte sich auf die bloße Erde neben das Bett, wo heute die schöne Ameley geruht; denn er wollte dies nicht verändern, und so schlief er ein und hatte folgenden Traum. Er sah den alten Rhein wieder, der saß im Rohr und schnitt eine Pfeife, und als er ihn fragte: „Für wen ist die Pfeife?“ sprach der Rhein: „Für dich und deine Armee, du sollst sie in dem Kriege blasen, den du dem König von Mainz angekündigt.“ Als er ihn aber fragte, woher er die Soldaten erhalten sollte, sagte der Rhein: vom Prinzen Rattenkahl im Bingerloch.

Da erwachte der Müller, und dachte seinem Traum lange nach und konnte nicht klug daraus werden; doch hatte er einen großen Glauben an den Traum und ging am Rhein hinab an das Bingerloch spazieren, und da er dort ein schönes Rohr fand, schnitt er sich eine Rohrpfeife und setzte sich auf eine Felsenspitze und pfiff ein lustiges Lied. Kaum hatte er ein Stückchen gepfiffen, als er wieder ein großes Gepfeife hörte und eine Menge schwarzer Mäuse um den Felsen herauf kriechen sah; an ihrer Spitze stand eine große Ratze, welche sich auf die Hinterbeine setzte und also zu ihm sprach: „Mein lieber Müller Radlauf, was steht zu deinen Diensten?“ Da sagte Radlauf: „Ein paarmal hundert tausend Mann gegen den König von Mainz, der mir die schöne Ameley nicht geben will.“ „Von Herzen gern“ sagte die Ratze „aber du mußt mir auch einen Gefallen thun und den Prinzen Rattenkahl und seine Frau Mutter, bei der ich bis jetzt in Diensten gestanden, und die im Bingerloch verunglückt sind, begraben.“ — „Das ist nicht mehr als Schuldigkeit“ sagte Radlauf. „Ihre Körper“ erwiederte die Ratze „liegen bei dem Bingerloch auf der Insel, wo du sie begraben kannst, bis die Leute von Trier es erfahren und sie abholen; wenn du das verrichtet hast, so gehe nach Mainz mit deiner Pfeife, und so bald du pfeifst, komme ich mit allen Mäusen der ganzen Welt, denn ich bin der Rattenkönig, und helfe dir.“ — „Aber der schönen Ameleya dürft ihr nichts thun“ sagte Radlauf. „Behüte Gott“ sagte die Ratze, und so war der Bund geschlossen.

Nun setzte sich der Müller auf seinen Kahn und fuhr hinüber auf die Insel mit Hacke und Spaten. Da fand er den Prinzen Rattenkahl und seine alte Mutter, die Königin von Trier, auf dem Sande liegen, und eine Menge Ratten um sie herum, welche sie bewachten. Er machte in die Mitte der Insel zwei schöne Gruben neben einander, die er mit Kräutern und Blumen ausstreute, wobei ihm die Ratten sehr fleißig halfen. Dann legte er die Beiden hinein und faltete ihnen die Hände. Bei dem Prinzen gelang es ihm, aber bei der Königin ging es nicht; denn sie hatte zwei Fäuste gemacht, und die konnte er nicht aufkriegen. Er ließ ihnen allen Schmuck; ja er putzte ihnen noch ihre Kronen mit Rheinsand wieder blank, da sie von dem Schlamm trüb geworden waren. Auf das Grab aber legte er einen Stein, auf welchen er folgende Inschrift machte:

Hier ruht

Die Königin von Trier,
Prinz Rattenkahl auch neben ihr.
Sie zogen auf die Freierei
Nach der schönen Ameley;
Im Bingerloch ertranken sie;
Der Müller Radlauf begräbt sie hie;
Er hat sich eine Pfeif' geschnitten
Und ist nach Mainz in Krieg geritten,
Der Rattenkönig steht ihm bei,
Daß Gott gepfiffen und getrommelt sei.

Wie Radlauf die Mäuse zu Mainz zusammenpfeift, das Testament des schwarzen Hans auf seiner Mühle findet und in den Schwarzwald abreiset.

Als Radlauf das Begräbniß vollendet hatte, war es schon Abend geworden; aber er ritt dennoch nach Mainz, und es schlug zwölf Uhr in der Nacht, als er allein vor dem

Schlosse stand. Ach Gott! dachte er, wenn ich nur die schöne Ameley noch einmal sehen könnte, ehe ich meinen Krieg anfange, vielleicht könnte noch Alles gut gehen. Mehreremal wollte er seine Pfeife an den Mund setzen, aber immer unterbrach ihn irgend ein Geräusch, und er glaubte immer, das könnte Ameley sein, und er blies nicht. Aber endlich hörte er ein Fenster aufgehen und folgendes Lied singen:

Da drunten in jenem Thale
Da treibet das Wasser ein Rad,
Das treibet nichts als Liebe
Von morgen bis wieder zur Nacht.
Das Rad das ist zerbrochen,
Die Liebe hat ein End,
Und wenn zwei Liebchen scheiden,
So reichen's einander die Händ.

Der Müller erkannte bald die Stimme der schönen Ameley und war sehr gerührt, denn er merkte wohl, daß sie mit der Mühle, von der sie sang, seine Mühle meinte; und er sang ihr wieder:

Da droben auf jenem Schlosse,
Da singet ein Jungfräulein,
Das hab ich wohl gestern gezogen
Aus dem tiefen blauen Rhein;
Sie ist's, um die ich freie,
Der Vater versaget sie mir;
Gott grüß dich, schön Ameleye!
Der Müller steht vor der Thür.

Man kann sich wohl denken, wie die schöne Ameley erfreut wurde, als sie Radlaufs Antwort hörte; ach leider hatte sie ihm nichts Gutes zu sagen, und sang ihm wieder:

Ach Radlauf! lieber Radlauf!
Ich bitt dich, zieh nach Haus;

Mein Väterlein will dich henken
An dem hohen Galgen hinaus!
Mein Mütterlein will dir schenken
An den Hals einen Mühlenstein
Und dich, mein Lieb! versenken
Wohl in den tiefen Rhein.

Dieser Vers gefiel dem Müller gar nicht, und er sang wieder hinauf:

Ich hab einen Traum geträumet
Von blauen Ritterspor n,
Von goldnen Kaiserkronen,
Der wird mir zu Disteln und Dorn.
Mausöhrlein trägt nun mein Garten,
Gut Nacht, schön Ameley;
Nun steig ich auf die Warte
Und mach ein Feldgeschrei.

Mein Völklein soll nun ziehen
In des Königs Land einher;
Er wird ihm nicht entfliehen,
Sie sind wie der Sand am Meer;
Sie tragen graue Pelze
Und führen scharfe Zähn';
Kein Hälmlein auf dem Felde
Soll ihnen sicher stehn.

In deiner Mutter Speiskammer
Soll'n sie zur Tafel gehn;
In deines Vaters Krautgarten
Soll'n sie spazieren gehn;
Den Thron ihm ganz verderben
Und seines Hauses Schwell.
Und wenn auch Hundert sterben,
Stehn Tausend auf der Stell.

So lang, bis er wird halten
Sein hohes Königswort,
Soll'n meine Landsknecht schalten
Mit Rauben und mit Mord;
Dich werden sie verehren,
O schöne Ameley!
Das thu den König belehren,
Leb wohl und bleibe treu!

Als er dies gesungen hatte, sagte ihm Ameley weinend gute Nacht und machte das Fenster zu; denn sie wurde von ihrer Mutter gerufen.

Radlauf ging hinauf auf einen Felsen, der Eichelstein genannt, und pfiff einen lustigen Marsch, und kaum hatte er einige Minuten gepfiffen, als er in der Ferne ein großes Gezwitscher hörte. Der Nachtwächter ging vorbei und sagte: „Ei! was pfeift der Wispelwind heut närrisch im Rheingau!“ Die Schildwache aber sagte; „Nein! ich glaube, es sind die Grillen.“ Da machte ein Bäcker seinen Laden auf und sagte: „Ei! was zwitschern die Schwalben heute wunderlich!“ Dann guckte ein Schneider zum Fenster heraus und sagte: „Wie heut dem Scheerenschleifer sein Rad seltsam zischt!“ Der Nachtwächter sagte dann wieder: „Es pfeift wie hundertausend neue Schnupftabaksdosen!“ Die Schildwache sagte: „Ich glaube, das wilde Heer wetzt die Jagdmesser,“ und so kamen sie in einen lauten Streit, was es sei.

Aber das Pfeifen ward immer stärker, und die Leute wachten alle auf und in allen Fenstern ward Licht; Radlauf aber zog ruhig zur Stadt hinaus und sagte hie und da, wo ihn die Leute fragten, was wohl das entsetzliche Gepfeif sei? Das werde wohl des Müllers Kriegsvolk sein, dem der König nicht Wort gehalten.

Als das Pfeifen immer stärker wurde, glaubte der König im Schlaf, es sei die Königin, die so mit der Nase pfeife, und er gab ihr einen Schlag, daß sie aufwachte und bös ward und ihn wieder schlug. Er sagte, sie solle nicht so pfeifen; aber bald

merkten sie es wohl, denn die ganze Stadt war in Allarm, und Alles schrie: Mäuse! Mäuse!

Nun konnte weder der König noch die Königin eine Maus sehen, ohne in Ohnmacht zu fallen, solchen Widerwillen hatten sie gegen diese Thierchen; aber das half hier nichts, denn in wenigen Minuten liefen sie schon außen an den Schloßfenstern in die Höhe, und es war ein solch Gekniſter und Gepfeife in allen Wänden, daß man in steter Todesangſt war.

Nun waren zwar viele Katzen in Mainz; aber der König ließ sie alle wegfangen und um seine Stube herum setzen, und daß Volk war ganz hilflos. Es war ein Geschrei, daß man sein eigen Wort nicht mehr hörte; denn nun kamen noch die Bauern aus den ringsum liegenden Dörfern und schrieen, daß die Mäuse ihnen alles Getreide abfräßen und das Korn auf den Speichern.

In solcher Angſt war die Sonne aufgegangen, und es ward von den Mäusen etwas stiller; denn sie lieben das Licht nicht. Der geängſtete König und die Königin steckten den Kopf unter der Bettdecke hervor, und die schöne Ameleya trat herein und sagte: wie sie gar nichts von den Mäusen gelitten habe, und wie ihr der Müller Radlauf heut Nacht im Traum erschienen sei und ihr gesagt habe, ehe der König sein Wort nicht halte, werde er seine Kriegsvölker nicht zurückziehen.

Als der König dies hörte, erinnerte er sich auch an die Worte der Königin von Trier, die ihm auf dem Rhein zugerufen hatte: „Ei! daß dich das Mäuschen beiß!“ und er befahl nun, es sollten gleich zwei Trompeter zu Radlauf reiten und ihn höflich einladen, zu einer Unterredung nach Mainz zu kommen.

Als die Trompeter nach Radlaufs Mühle kamen, stand dieser vor der Thüre und schrie ihnen entgegen: „Schon gut, ihr Herren! ich komme schon; ich kann mir schon denken, was ihr wollt“ und ohne sie nur anzuhören, sattelte er seinen Esel und ritt mit ihnen nach Mainz. Seine Pfeife hatte er umhängen, und als er zum Thor einritt, pfiff er einige Töne, worüber alle Mäuse sich verkrochen und still wurden.

Als er vor dem Schloß stand, sah der König zum Fenster heraus und konnte vor Zorn kaum reden; aber endlich sammelte er sich und sprach: „Müller Radlauf! wie hast du mir die Mäuse ins Land gebracht?“ — „Mein gnädigster Herr Schwiegervater!“ sagte Radlauf „mit dieser Pfeife.“ — „Und wo hast du die Pfeife her?“ — „Die hat mir mein Freund, der alte Rhein, im Rohr geschnitten.“ — „Müller Radlauf! du willst mich zwingen, dir die schöne Ameley zu geben, und ich will es auch thun; schicke mir zu einem Zeichen deines Vertrauens deine Pfeife herauf.“ — Sogleich nahm nun der Müller seine Pfeife und gab sie den königlichen Bedienten, die sie in das Schloß trugen; sodann kamen einige Trabanten und führten den Müller auch in das Schloß und machten die Thore zu. Aber der arme Radlauf, welcher froh die Treppen hinauf zur schönen Ameley springen wollte, wurde auf Befehl des falschen Königs in einen finstern Kerker geworfen. Die schweren eisernen Riegel rasselten hinter ihm zu, und er war in seinem Elend allein.

Kaum daß er eine halbe Stunde unter bitteren Klagen auf dem Stroh gesessen, raschelte etwas zu seinen Füßen, und er sah den großen Rattenkönig, mit dem er zuerst den Bund geschlossen, vor ihm sitzen und also sprechen: „Mein guter Freund und Bundesgenosse! du hast deine Sache schlecht gemacht, durch deine Treuherzigkeit hast du mich und mein ganzes Volk in des falschen Königs Hände gebracht; mich allein, bitte ich dich, wenigstens zu retten; halte mir die Ohren zu, daß ich es nicht höre, wenn man mein Volk fortpfeift. So bleibe ich bei dir, und dann wollen wir sehen, was weiter zu thun ist.“ Unter bitteren Thränen hielt nun Radlauf dem Rattenkönig die Ohren zu; denn er hörte schon die Pfeife klingen und das entsetzliche Geschwirre der Mäuse.

Der König ließ nämlich von einem Bettelvogt, der auf einem kleinen Nachen im Rhein stand, alle Mäuse und Ratten in den Fluß pfeifen, und es dauerte wohl mehrere Tage, bis sie alle fort waren; dann warf der Bettelvogt die Pfeife auch ins Wasser und fuhr wieder zurück.

Der arme Radlauf konnte in diesen Tagen gar nicht

schlafen; denn er mußte dem Rattenkönig immer die Ohren zuhalten, und sie lebten indessen von Wasser und Brod. Auch hörten sie beständig vor dem Kerkerfenster von den Straßenjungen Spottlieder auf Radlauf absingen, was der König allen Einwohnern befohlen hatte.

Als aber die Pfeife endlich schwieg, sank Radlauf in einen tiefen Schlummer, den er doch nicht lange genoß; denn der Rattenkönig kitzelte ihn an der Nase, und da er erwachte, sagte er: „Nun strenge alle deine Kräfte an, uns zu retten; sieh, ich habe unter diesem Stein einen unterirdischen Gang entdeckt, durch den wir entfliehen können."

Radlauf machte sich schnell an die Arbeit, und bald hatten sie den Stein so in der Höhe, daß sie hinunter konnten und daß er wieder hinter ihnen zufiel. Der Müller ließ sein Wamms zurück, und so zogen sie bei zwei Stunden weit im Dunkeln fort. Bald hörten sie ein großes Rauschen über sich, und als der Müller sagte: „Vater Rhein, es ist mir, als hörte ich deine Stimme", antwortete es ihm: „Ja, mein Freund, ich rausche über deinem Haupt!" und nun zogen sie noch eine Viertelstunde, da schrie der Rattenkönig: „Licht! Licht!" und sie kamen im Gebirge bei einer kleinen Kapelle unter vielen wilden Hecken wieder aus der Erde.

Der Mond schien und der Himmel war voll Sterne; sie sahen, daß sie unter dem Rhein durchgegangen waren. Hier sagte ihm der Rattenkönig Lebewohl und zog seinen Weg, und Radlauf kniete bei der Kapelle nieder und sagte Gott von Herzen Dank für seine wunderbare Errettung.

Hernach begab er sich wieder nach seiner Mühle und klagte Abends dem Rhein seine Noth, und da er zu Bette gehn wollte, suchte er unter seinen Mehlsäcken herum, sich ein Lager daraus zu machen, und legte sie sich zurecht und schlief ruhig ein.

In der Nacht aber träumte ihm: er sei in einem großen Schloß und habe viele Diener um sich und werde hochgeehrt; nichts aber fehle zu seinem Glück, als die schöne Ameleya, und er reite nach Mainz, um sie zu suchen; aber das ganze

Mainzer Schloß sei leer und Alles voll Traurigkeit; dann reite er wieder nach seiner Mühle, die könne er aber gar nicht finden, und höre sie doch immer klappern, und so reite er bis in den Rhein. Als er aber das Wasser fühlte, erschrak er, und da wachte er auf. Siehe da! er hatte auf dem Sack geschlafen, auf welchen der Herr von Staarenberg sein Testament geschrieben; der Tag graute schon, und er trat mit dem Sack ans Fenster, und las wie folgt:

„Mein lieber Müller Radlauf! wenn du dieses liest, bin ich vielleicht schon todt. Herzlich danke ich dir für die viele Geduld, die du gehabt, mich schwätzen zu lehren; ach! wenn du gewußt hättest, daß ich nur zu viel geschwätzt, und daß ich meinen jetzigen geringen Stand nur durch das Plaudern habe: du hättest dir keine Mühe weiter mit mir gegeben. Nun aber begebe dich in den Schwarzwald und suche den Grubenhansel und zeige ihm meinen Siegelring, den du im Käficht finden wirst, und deinen Mühlknappenbrief; er wird dir mehr erzählen; und wenn du auf meinem Grund und Boden bist, so gedenke meiner und gönne den Ueberresten meines Leibes ein ehrliches Grab bei meinen Vorfahren.

Der schwarze Hans von Staarenberg.“

Mit Thränen benetzte Radlauf diesen letzten Willen des schwarzen Hans und eilte nach dem Käficht und fand da hinter dem Freßtröglein einen goldenen Siegelring, auf dem ein Berg, ein Staar und ein Mühlrad gestochen war; den nahm er zu sich, und beschloß nun, seine Reise nach dem Grubenhansel zu richten, und seine Mainzer Händel einstweilen beruhen zu lassen.

Zuerst nahm er Abschied von seiner Mühle und schloß sie zu. Nichts nahm er mit, als den Käficht, den Siegelring und den Mehlsack. Dann fuhr er nochmals auf die Insel im Bingerloch, wo er wußte, daß sich der Rattenkönig aufhielt, und dem er noch ein Säckchen feines Weizenmehl schenken wollte.

Kaum hatte er sich dem Grabsteine der Königin von Trier genaht, als auch der Rattenkönig erschien, der einen langen Trauerflor an hatte, und da Radlauf ihn gefragt, was der

lange Flor bedeute, sagte er ihm; „Ich trauere um die Meinigen, die durch deine Treuherzigkeit in ihren Tod gegangen sind.“ — „Hier hast du ein Säckchen Mehl“ sprach Radlauf. — „Ich danke dir“ sprach der Rattenkönig, „es thut noth, denn es werden theure Zeiten kommen.“ Dann erzählte ihm Radlauf, daß er eine Reise vorhabe und daß er komme, von ihm und den zwei hier begrabenen Ehrenleuten Abschied zu nehmen. Hierauf pflanzte er noch Thymian und Rosmarin aufs Grab und sagte dem Rattenkönig: was er für die schöne Ameleya in seiner Abwesenheit thun könne, solle er ihm aus alter Freundschaft thun; das versprach ihm dieser, und sie trennten sich.

Nun stieg Radlauf auf seinen Mühldamm und sah noch einmal in den Rhein, und gegen Mainz hin; aber er war so betrübt, er konnte nicht singen, und sagte nur immer: „Leb wohl, Vater Rhein! dir befehle ich meine Mühle, dir empfehle ich die schöne Ameley!“ und unter solchen Worten schied er von dannen ins Gebirg.

Schwarzes Gewölk bedeckte den Himmel; Alles war still und traurig ringsum, und der Rhein schlug mit den Wellen gegen das Ufer, als wolle er ihm Lebwohl sagen, da verbarg ihn der Wald.

Wie der König Hatto von Mainz die alte Königin von Trier und den Prinzen Rattenkahl am Galgen beschimpfte, und wie der Prinz Mausohr von Trier die Kinder zu Mainz aus Rache in den Rhein pfiff und sich dann am Grabe seiner Mutter mit dem Rattenkönig unterredete.

Als der König von Mainz die Mäuse los geworden war, bestellte er ein großes Fest in Mainz, bei welchem er den hohen dreibeinichten Galgen ganz mit Ratzen benageln ließ; dann ließ er von Stroh einen Mann machen und ihm einen

Mäusepelz anziehen, und eine Frau von Lumpen ebenso gekleidet, die ließ er auf einen Wagen setzen, dem alle Kinder mit kleinen Pfeifen folgen mußten, und mit diesem Wagen fuhr man an das Gefängniß Radlaufs, den man auch dazu setzen wollte.

Aber wie erschraken sie, da sie Niemand in dem Kerker fanden als das Wamms des Müllers und einige Todtenbeine, die wohl schon lange da gelegen waren. Nun glaubte man allgemein, die Ratzen und Mäuse hätten den Müller gefressen, und machte es bekannt. Der König bedauerte sehr, daß er ihm keinen Schimpf mehr anthun konnte; ließ aber doch sein Wamms neben dem ausgestopften Rattenkahl und der lumpenen Königin aufhängen und dabei die Kinder mit ihren Pfeifen ein abscheuliches Gequicke machen.

Als die schöne Ameley den Tod des Müllers vernahm, ward sie sehr traurig und ließ von ihrer alten treuen Magd im Kerker nachsuchen, ob man nicht unter den Gebeinen ihr Ringlein finde.

Da die Alte darin herum suchte, kam aber auf einmal der Rattenkönig und sagte: „Mütterchen! was sucht Ihr?“ — Die Alte erschrack Anfangs sehr und fürchtete, die Ratze möchte sie auch fressen; aber als diese ihr sagte: „Grüße die schöne Ameley von dem Müller Radlauf und sage ihr, daß er noch frisch und gesund und daß er nur verreist sei, sie soll ihm treu bleiben und sich nur immer stellen, als wenn sie ihn todt glaubte“ — da ward die Alte sehr froh und begab sich zurück und brachte der schönen Ameley die fröhliche Nachricht.

Nachdem der böse König sein Fest begangen hatte, kam die Nachricht nach Trier, der Prinz Rattenkahl und seine Mutter hätten eine gar traurige Hochzeit in Mainz gehalten; denn der König habe sie an den hellen, lichten Galgen gehängt, und die Kinder hätten sie noch ausgepfiffen.

Nun hatte Rattenkahl noch einen kleinen Bruder, der Mausohr hieß, dem wurde das auch erzählt, und der kam darüber in einen solchen Zorn, daß er gar nicht wußte, was er anfangen sollte, und man mochte ihm sagen, was man wollte, so schrie

er immer: „Die bösen Kinder, die meine Mutter und meinen Bruder ausgepfiffen, will ich strafen.“ Das trieb er so lange, bis er endlich einmal einen vornehmen General zu sehen kriegte, der ihm eine tiefe Verbeugung machte; da schrie ihm Mausohr zu: „Mit Verbeugungen ist mir nicht gedient, so lange meine Mutter und mein Bruder zu Mainz ausgepfiffen werden von den Straßenjungen.“ Als die Soldaten, die hinter dem General so schön gerade wie die Wachspuppen herzogen, dies hörten, fingen sie an mit dem General zu zanken und fragten ihn, warum er sie immer und ewig herum spazieren führe, er solle sie nach Mainz bringen, daß sie ihren Fürsten abholen könnten. Der General aber sagte ihnen: „Ihr seid alle meine Kinder; wenn unser nur mehr sind, so soll es schon besser werden; laßt uns nur abwarten, wie die Courage dieses Jahr geräth.“ — Aber die Soldaten waren so wild und tapfer, daß sie mannshoch in die Höhe sprangen, und einige stellten sich auf den Kopf und präsentirten mit den Füßen das Gewehr.

Als die Vornehmsten des Landes dieses sahen, beschlossen sie, die Soldaten einstweilen an Ketten zu legen, daß sie noch immer wüthiger würden, um sie dann zur rechten Zeit nach Mainz zu führen; dies ließen sie dem kleinen Prinz Mausohr durch seinen Hofmeister sagen und zugleich, daß er, wenn er sich gut aufführe, mitziehen sollte, und hernach gar König werden.

Mausohr schwieg still dazu und dachte sein Theil für sich. Er wartete, bis es Nacht war, und schnarchte von ganzem Herzen, daß der Hofmeister glaubte, er schlafe ganz fest, und auch einschlief.

Da stand aber Mausohr leise auf, und nahm sich einige Stücke Brod und sein ABC-Buch mit, und schlich sich eilends der Stadt hinaus gegen Mainz zu.

Er lief die ganze Nacht durch einen dicken Wald, und da er gegen Morgen auf eine Wiese kam, wodurch ein Bach floß, legte er sich ins hohe Gras, ein wenig zu schlafen. Kaum aber hatte er ein wenig geschlafen, als er durch ein großes Geschnatter erweckt wurde; er guckte sich um und sah einen Storch mit großen langen Beinen auf der Wiese anmarschirt kommen, und hinter

ihm drein liefen viele viele Kinder, die sich um den Storch herumstellten, und ihre Lection hersagten.

Der Storch schrie: A — B: ab, B — A: ba, — Abba, und so fort schrieen es ihm die Kinder immer nach, und wenn eins nicht ordentlich antwortete, schlug er tüchtig mit seinem Schnabel drauf los, daß sie gewaltig schrieen.

Dem Mausohr machte dies viel Vergnügen, und er fing auf einmal an laut zu lachen, worauf die Kinder auch lachten: so daß der Storch ganz böse ward und tüchtig auf sie schlug; da fingen die Kinder alle an zu schreien: „Dort sitzt Einer, der macht uns lachen." — Da lief der Storch so schnell gegen den Prinzen Mausohr, daß er über ihn stolperte und hinfiel, worüber die Kinder wieder sehr lachten; darüber ward der Storch nun dermaßen unwillig, daß er gewaltig zu klappern anfing und eben dem Prinzen Mausohr einen rechten Schlag mit dem Schnabel geben wollte; dieser hielt ihm aber sein ABC-Buch vor, worauf ein großer Storch abgebildet war, und da der Meister Langbein dies sah, gerieth er in die größte Verwunderung und machte die lustigsten Sprünge um den Prinzen Mausohr. „Herr Storch!" sagte nun Mausohr „sind Sie nicht böse auf mich, daß ich gelacht habe, aber es hat mich ein Gräschen in der Nase gekitzelt, und ich will Ihnen auch mein ABC-Buch schenken, auf welchem Sie so schön abgebildet sind." Der Storch war hierüber sehr vergnügt und gab den Kindern Spieltag, die das kaum gehört hatten, als sie schnell und lustig in den Wald fort liefen.

Nun unterredete sich der Storch recht artig mit Mausohr; dieser fragte ihn, wer ihn dann zum Schulmeister gemacht habe, und der Storch erzählte ihm: sein Vater sei hier im Lande auch Schulmeister gewesen, und sein Groß- und Urgroßvater auch; denn da er den Leuten die Kinder bringe, so müsse er sie ihnen auch unterrichten; denn die Bauern hierherum seien nie zu Haus und immer in der Fremde, Korn zu schneiden, so hüte er einstweilen das Dorf, das hinter dem Walde liege, und führe die Wirthschaft, Sonntags predige er auch. Dann ließ er sich von Mausohr das ABC-Buch expliciren und hatte eine große Freude daran.

Nun fragte Mausohr ihn noch: „Bester Herr Schulmeister! wie machen Sie es denn, daß die Kinder Ihnen gehorchen?“ — „Ei,“ — sagte der Storch — „dahinten am Bache, da steht ein Rohrgarten, welcher mir gehört, den hat mein Urgroßvater noch gepflanzt, und wenn ich mir von dem Rohr eine Pfeife schneide und darauf pfeife, müssen mir alle Kinder nachlaufen, wohin ich will.“ — „Könnten Sie mir wohl für mein ABC-Buch so eine Pfeife schenken?“ — sagte Mausohr. — „Mit Vergnügen“ — sagte der Storch und lief fort und brachte ihm bald eine sehr schöne Pfeife, worauf Mausohr sich ihm empfahl und ihm versprach, wenn er glücklich von seiner Reise zurückkehre und sehe, daß er die Kinder aus dem ABC-Buch gut unterrichtet habe, wolle er ihm einen warmen Weck mitbringen; worüber der Storch vor Freuden wieder hoch in die Höhe hüpfte und ihn mit großem Geklapper verließ.

Mausohr steckte seine Pfeife sehr vergnügt in seine Mütze; denn er trug eine hohe Mütze von weißen Mausepelzen und ging munter auf Mainz los.

Unterwegs wünschte er seine Pfeife zu probiren, als er auf eine Wiese kam, wo ein Gänsejunge und ein Gänsemädchen Hirsenbrei mit einander aßen. Er that aus der Ferne nur einen Pfiff auf seiner Pfeife, als sie ihren Brei verließen und auf ihn zu rannten.

Nun, dachte er, will ich die bösen Mainzer Kinder, die meinen Vater und meine Mutter ausgepfiffen haben, so auspfeifen, daß sie mir nimmermehr hineinkommen sollen; und indem er so dachte, setzte er ein Bein so schnell vor das andere, daß er die Thürme der Stadt bald vor Augen sah.

Nun konnte er sich vor Unwille auch gar nicht mehr halten und marschirte munter in die Stadt hinein. Wie wunderte er sich aber, daß er keinen Menschen auf der Straße fand. Alles war wie ausgestorben; da kam er an eine Kirche und hörte gewaltig drin singen und Orgelspielen; er horchte am Schlüsselloch und sah alle Weiber drin, und hörte sie singen:

„Dank und Preis!
Fort sind die Mäus!“

Da schob er ganz leise den Riegel vor die Kirchenthüre und ging an eine andre Kirchenthüre und horchte wieder, da sangen alle Männer drin:

„Dank und Preis!
Fort sind die Mäus!
Der Müller hat im Thurm gesessen,
Da haben ihn die Mäus gefressen."

Da schob Mausohr wieder den Riegel vor die Thüre, und kam endlich an eine noch weit schönere Kirche, da klangen Pauken und Trompeten drin, und als er durchs Schlüsselloch sah, erblickte er den König und alle Hofherrn darinnen, und es war da ein gewaltiger Spektakel mit Singen und Klingen, und er hörte die Worte singen:

„Dank und Preis!
Fort sind die Mäus!
Der Müller hat im Thurm gesessen,
Da haben ihn die Mäus gefressen!
Der Rattenkahl
Nebst Frau Mama,
Juheisasa!
Die hängen an dem Galgenpfahl!
Ein sauber Paar!
Der Herr bewahr
Uns vor solchen Bräutigamen!
Amen! Amen!"

Als Mausohr nun dieses vernommen, war sein Zorn und Unwille aus der Maßen groß; aber er machte doch keinen Lärm, und schob den Riegel, wie überall, auch hier vor die Kirchenthüre; schrieb aber noch mit einem Stückchen Kohle an die Mauer:

„Wer vor dem Wirth
Die Rechnung macht,
Der hat geirrt,
Wird ausgelacht;

Singt nur im Chor!
Den Riegel vor
Das Kirchenthor
Schiebt Mausohr."

Nun ging er nach dem Schloßplatz hin, und je näher er kam, je stärker hörte er ein Geschrei und Gepfeife. Nun trat er um die Ecke herum: da sah er den ganzen Platz voll Kinder mit Pfeifen und Schreien den hohen Galgen umgeben, an dem, wie er glaubte, seine Mutter und sein Bruder hingen, und da fing er heftig an zu weinen.

Als er mit seiner hohen Husarenmütze unter die Kinder trat, welche auch allerlei bunte Sonntagsmützen, aber doch keine solche auf hatten, versammelten sich viele um ihn und fragten ihn: wo er her käme und wer sein Vater sei, und wo er die schöne Mütze her habe und warum er weine. Da nahm sich Mausohr zusammen und sprach: „Kennt ihr denn nicht die Petersau?" — „O ja!" — schrieen alle Kinder, — „die liegt gleich da unten im Rhein." — „Nun, da bin ich her; ich bin des Peters von der Petersau sein Sohn und heiße Peterchen, und mein Vater ist König von der Petersau; er macht dieselben Petermännchen, um die man sich Aepfel, Nüsse und Birnen kaufen kann."

„Ach!" — sagten die Kinder — „da möchten wir auch sein und uns die Taschen mit Petermännchen füllen; aber wo hast du denn die schöne hohe Pelzmütze her, macht die dein Vater auch?" — „Ja wohl!" — sagte Mausohr — „da ist kein Kind bei uns, das nicht eine solche Mütze hat und noch viel schönere, mit goldnen Quasten und einem Federbusch drauf; dies ist nur meine ordinäre Reisemütze." — „Ei! da bist du ja sehr glücklich!" sagten die Kinder — „warum hast du denn geweint?" — „Geweint" — sagte Mausohr — „habe ich vor Zorn über die Leute, die da am Galgen hängen, die euch so vielen Schaden gethan; ei potz tausend! die haben schöne Mäusepelze an, da könnte mein Vater euch allen Mützen davon machen, wenn er sie auf der Petersau hätte."

„Hört einmal, ihr Knaben!“ sagte da ein Schornsteinfegerjunge — „wenn uns nur die Mädchen nicht verrathen, die Kerls mit den Pelzen wollte ich bald herunter haben, und dann nimmt sie Peterchen mit zu seinem Vater und läßt uns Mützen daraus machen.“ — „Ei! ihr wollt uns immer als Verräther ausschreien“ — sagte da ein Schulmeisters Töchterchen — „und ihr seid es doch, die ihr uns neulich verrathen habt, da wir dem Küster die Birnen von dem Baume geworfen haben; wir tragen auch gerne Pelzmützen, und wenn ihr uns auch welche machen lassen wollt, so soll keine Seele was davon wissen.“ — „Ja ja, gewiß nicht!“ — schrieen alle die andern Mädchen. — „Was sollen wir aber sagen,“ versetzte der Schornsteinfegerjunge — „wenn uns die Eltern fragen, woher die Mützen und wohin da die Pelznickel gekommen sind?“ — „Ei!“ — sagte das schlaue Mägdlein — „wir sagen, die Pelznickel seien fortgeflogen, und die Mützen wären vom Himmel herab geregnet; wissen die Eltern doch auch nicht, wo die Mäuse hergekommen.“ —

„Ja ja!“ — schrieen da alle — „so geht es an, herunter! herunter mit den Pelznickeln!“ und mit einem Sprung kletterte der Schornsteinfegerjunge den Galgen hinan und wollte sie schon abschneiden und herunter plumpsen lassen: aber Mausohr schrie ihm zu: „Lieber! laß sie nicht so hart fallen, daß der Pelz nicht zerreißt; habt ihr keinen Wagen, auf dem wir sie nach dem Rhein fahren können, wo ein Kahn steht?“ — „Da neben unterm Schloßthor steht dem König sein kleiner goldener Gartenwagen, auf dem er sich täglich von zwei großen Hunden im Garten herum fahren läßt“ — schrie das Söhnlein des Leibkutschers — „den wollen wir holen, er ist sehr leicht“ und somit liefen gleich Einige nach dem Wagen.

In wenigen Augenblicken stand er unter dem Galgen; der Schornsteinfegerjunge schnitt zu, und alle beide Figuren fielen so schön gerade hinein, daß sie wie lebendige Menschen zu sitzen kamen; so oft aber eine herunterfiel, schrieen alle Kinder Viktoria! und Mausohr drückte die Augen zu; denn er glaubte noch immer, es sei seine Mutter und sein Bruder, und das Fallen könne ihnen weh thun. „Nun fort an den Rhein!“ — schrie Maus-

ohr; die Knaben zogen, die Mägdlein drückten, Mausohr ging voran.

Als sie ans Wasser kamen, stand hinter einem Busch der hochzeitliche Kahn mit schwarzen Wimpeln; er ließ die Strohmänner drauf legen, spannte die Segel auf; die Kinder standen in einem langen Kreis am Wasser hin; da Alles zur Abfahrt fertig war, ergriff Mausohr mit einer Hand das Steuer, mit der andern nahm er seine Pfeife aus der Mütze und sagte: „Nun, ihr Mainzer Knaben und ihr Mainzer Mägdlein! weil ihr denn diesen Ehrenleuten, die hier im Kahne ruhen, so manch Liedchen gepfiffen, will ich euch wieder eins pfeifen; kommt mit! kommt mit! damit mein Vater euch das Maaß zu den Pelzmützen nehmen kann;“ und somit begann er ein Liedchen auf seiner Pfeife, indem er vom Land abfuhr, zu blasen, so wunderbar lustig und traurig, daß die Kinder erst alle an zu lachen und zu weinen und endlich zu tanzen begannen, und sich immer mehr und mehr an das Wasser drängten und endlich gar hinein sprangen und drin herum walzten; und immer ferner fuhr Mausohr mit dem Kahn, und die Kinder sprangen immer lustiger ins Wasser; anfangs hielten sie noch die Kleiderchen in die Höhe, um sie nicht naß zu machen, bald stand ihnen das Wasser bis an den Hals, und dabei sangen sie beständig mit dem beweglichsten Ton:

„Ach Gott und Herr im Himmelreich!
Ach liebster Vater und Mutter mein!
Wir armen Kinder allzugleich,
Wir müssen sterben in dem Rhein!
Ach Hilfe! Hilfe! Hilfe!

Ach Peterchen, Herrn Peters Sohn,
Des Königs von der Petersau,
Du nimmst gar theuren Mützenlohn,
Du nimmst das Maaß gar zu genau,
Ach Peter! Peter! Peter!

Ach hätten nun und nimmermehr
Die Mützen wir gesehen an;

Du rächest dich auch gar zu schwer,
Du falscher, böser Petermann!
Ach Mütze! Mütze! Mütze!

Die Pfeife bläst du gar zu mild,
Die Pfeife bläst du gar zu wild;
Die Erde weicht, das Wasser schwillt
Und uns mit Nacht die Augen füllt,
Ach Pfeife! Pfeife! Pfeife!

Mausohr blies aber immer heftiger zu, und schon sah man von den meisten Kindern nichts mehr, als ihre Hüte und Hauben, und der Gesang ward stets schwächer, denn es ertranken immer mehrere.

Das große Geschrei lockte die schöne Ameley herbei, welche sich krank gestellt hatte, um, während der König und alle andern Leute in der Kirche waren, am Ufer spazieren zu gehen und, indem sie den Rhein hinunter sah, ihren traurigen Gedanken an den geliebten Müller Radlauf nachzuhängen. O wie erschrak sie da, als sie die vielen Kinder sah, die wie unsinnig in den Rhein hinein tanzten, und alle waren schon drin, außer ein kleines hübsches Mägdlein, Ameleychen genannt, das sie aus der Taufe gehoben hatte; dies hüpfte noch allein am Ufer herum und schürzte schon sein Röckchen und streckte sein Füßchen gegen das Wasser, um hinein zu patschen; da wollte die Prinzessin es noch geschwind an dem Röckchen zurückziehen, aber in demselben Augenblick stimmte Mausohr ein neues Lied auf der Pfeife an, das so durchdringend lautete, daß auch die schöne Ameley zu tanzen anfing und mit sammt dem kleinen Mägdlein in dem Rhein versank. — Lebt wohl, ihr armen Kinder! Gott erbarme sich eurer! ihr habt schwer für die Treulosigkeit des bösen Königs und euren Muthwillen gebüßt.

Mausohr steckte nun seine Pfeife wieder in seine Mütze und ließ seinen Kahn ruhig den Rhein hinabtreiben; rings um ihn her war der Fluß mit allerlei bunten Hüten und Mützen bedeckt, und mitten drunter schwamm die Haube der schönen Ameley, die man wohl an dem goldenen Krönchen und dem

Perlenstrauß, der drauf war, erkennen konnte. Da aber Mausohrs Schiff durch die Segel schneller getrieben wurde, verlor er bald die Stadt und die langsamer schwimmenden Hüte und Hauben aus den Augen.

Als Mausohr sich nun auf seinem Kahne, wie er glaubte, mit seiner Mutter und seinem Bruder Rattenkahl allein sah, vergaß er alle andern Gedanken und nahte sich den geliebten Leibern seiner Anverwandten, um sie einmal wieder recht herzlich anzusehen.

Er trat zu seiner Mutter hin und sprach; „Ach liebste Frau Mutter! wie ist Euer schönes Angesicht so weiß wie Papier geworden, und Ihr habt ja einen Schnurrbart von Kienruß!“ — Nun nahm er eine Hand voll Wasser, um ihr die Augen zu waschen; aber wie erschrak er nicht, als ihr von dem Waschen die Augen ganz ausgingen, und als er endlich entdeckte, daß beide Figuren gar keine Menschen, sondern nur Strohpuppen waren, die man mit papierenen Gesichtern in die Pelzkittel eingesteckt hatte. „Ach! so bin ich doch betrogen!“ — schrie Mausohr, „und ist all meine Mühe und Arbeit umsonst gewesen!“ und so kam er unter mancherlei Klagen an jene Insel bei dem Bingerloch an, wo seine rechten Eltern, ohne daß er es wußte, begraben waren.

Da er nun lange nichts gegessen und getrunken hatte, wollte er sich bei den vielen Brombeeren, Himbeeren und Haselnüssen erquicken, die da in großer Menge auf der kleinen Insel wuchsen. Kam aber hatte er ein paar Schritte durch das Gebüsch gethan, als er ein wunderliches Klappern hörte, und zugleich sah er einen hohlen Kürbiß wie eine Glocke an einem Haselnußstrauch hin und her schwanken. Da er nun nieder sah, erblickte er zu seiner großen Verwunderung den alten Rattenkönig, der das Glöckchen mit den Vorderpfoten gar emsig zog. Sie sahen sich beide zugleich, und mit einem Sprunge schwang sich der Rattenkönig voller Freude an dem geliebten Prinzen Mausohr hinauf, den er seit seiner Geburtsstunde gar genau kannte, und der ihn immer zu Trier, als er noch bei der verstorbenen Königin als Staatsthier lebte, mit Zuckerbrod gefüttert hatte.

„Ei! wie kommst du hieher?“ fragten sie sich beinahe beide zugleich. Unter vielen verwirrten Freudenbezeugungen erzählte Mausohr: wie er, um Mutter und Bruder zu rächen, alle Mainzer Kinder ins Wasser gepfiffen hätte, und wie er jetzt sich doch mit den Strohpuppen betrogen sähe. „Mein theurer Prinz!“ — sagte der Rattenkönig — „sieh! ich bin hier ein Eremit geworden, dort neben steht meine kleine Einsiedelei von Baumrinden gemacht, und eben da du kommst, läutete ich ein paar Mäuse und Ratzen, die ich von meinem Volke errettet habe, zusammen; wir wollten eben am Grabe deiner Mutter und deines Bruders singen, da kömmst du recht zu gelegener Zeit“ — und somit führte er den verwunderten Mausohr an den Ort, wo Radlauf jene Beiden begraben hatte.

Unter bittern Thränen hob Mausohr den Stein in die Höhe und sah seine Mutter und seinen Bruder fein ordentlich mit ihren Kronen daliegen; er pries den frommen Müller tausendmal selig, daß er so ehrlich an seinen Verwandten gehandelt habe, und dann schimpfte er wieder auf den Mainzer König, der an allem dem Elend schuld sei.

„Ja wohl“ sagte die Ratze „ihm ist alles Böse zu gönnen, und wenn nur seine Tochter, die schöne Ameley, vor ihm gerettet wäre, wollte ich gar nicht mehr an ihn gedenken.“

„Die schöne Ameley hat gute Ruh“ — sagte Mausohr — „die war Schuld an Allem, und sie liegt nun im Rhein mit all den übrigen Kindern, ich habe sie noch zuletzt hineingepfiffen.“ — Da die Ratze dies hörte, gerieth sie in große Traurigkeit und Wehklagen wegen dem frommen Müller Radlauf und stellte dem Mausohr die Sache so beweglich vor, daß er auch zu weinen begann; da die Sache aber nicht mehr zu ändern stand, so beschlossen sie endlich, den Leichnam der Königin und Rattenkahls auf dem Schifflein nach Trier zu bringen, an ihrer Statt aber die Strohpuppen in die Grube zu legen und die Grabschrift zu verändern, damit der Müller, wenn er zurück käme, wisse, was vorgefallen sei.

Nun brachte Mausohr erst seine Mutter und dann seinen Bruder auf das Schiff; dann legten sie an ihrer Statt die Stroh-

puppen hinein, den Grabstein aber drehte er um und schrieb darauf:

Prinz Mausohr von Trier
Fand Mutter und Bruder hier
Und fuhr sie auf dem Kahn
Den Rhein hinab, die Mosel an,
Nach Trier, wo sie jetzt ruhen.
Nun liegen in der Truhen
Zwei Strohpuppen in Mäusebalgen,
Er holte sie vom Mainzer Galgen
Und pfiff die Mainzer Kinderlein
Zur Strafe alle in den Rhein.
Beschlossen ward im Himmelsrath,
Was er aus Kindesliebe that;
Ach frommer Radlauf! ihm verzeih,
Weiß Gott, die schöne Ameley
War auch dabei,
Der Gott genad';
Kömmt Zeit, kömmt Rath!

Nachdem er diese Grabschrift verfaßt hatte, ging er das Schifflein mit allerlei grünen Gesträuchen zu schmücken; der Rattenkönig aber läutete nochmals mit seiner Kürbisglocke, und da ohngefähr ein zwanzig Ratten und Mäuse zusammen gekommen waren, theilte er das Säckchen Mehl, das ihm Radlauf zurückgelassen hatte, redlich unter sie aus, und rief die ältesten unter ihnen hervor, zu denen sagte er: „Ich übergebe euch nun auf längere Zeit die Regierung meines Reichs, da ich schon alt bin und nicht weiß, ob ich von meiner Reise wieder zurück komme." Sodann rief er alle die Paare hervor, die mit einander haushalten wollten, legte ihnen ihre Pfötchen in einander und sprach: „Haltet fein Haus zusammen, und alle eure Kinder haltet dazu an, die schreckliche Niederlage, die der König von Mainz unter eurem Geschlecht angerichtet hat, zu rächen; lebt wohl und haltet euch wie ehrliche Ratten und Mäuse."

Nun begab sich der Rattenkönig mit Mausohr auf den Kahn und sie fuhren mit gutem Wind nach Trier. Man war wegen der plötzlichen Flucht des kleinen Prinzen dort noch in der größten Bestürzung, als er plötzlich an der Stadt landete. Mit ungemeiner Freunde und Trauer empfing man ihn und die Leichen der verstorbenen Herrschaften, denen man ein schönes Grab baute und oben drauf ein kleines goldnes Haus für den Rattenkönig, wo er immer von Mausohr mit Zuckerbrod gefüttert wurde; denn er wollte sich gar nicht von der alten Königin trennen, so sehr liebte er sie.

Mausohr ward nun, weil er so viel Klugheit und Tapferkeit gezeigt hatte, einstimmig zum König ausgerufen, nnd das Erste, was er that, war, daß er alle Zurüstungen zum Kriege machte, um den König von Mainz noch härter zu strafen.

Wie die Mainzer Bürger ein großes Wehklagen erhoben und vor des Königs Schloß zogen, und wie dieser eine neue Treulosigkeit beging.

Nun wollen wir aber einmal wieder nach Mainz sehen, was alle die Leute und der König und die Königin anfangen, die Mausohr in die Kirchen eingeriegelt hatte. Als der Gottesdienst aus war, wollten die Leute nach Haus zum Mittagessen gehen; aber da war die Thüre fest zu. Wan pochte, man probirte alle Schlüssel; nichts half; schon zankten die Leute auf die Kinder und nahmen sich vor, wenn sie erst heraus wären, die Kinder recht zu strafen, denn Niemand anders konnte den Riegel vorgeschoben haben, als die Kinder, weil alle übrigen Leute mit eingeschlossen waren.

Es war ein entsetzliches Lamentiren, die Köchinnen schrieen alle: „Ach Gott! der Braten wird uns verbrennen!“ — Die Mütter schrieen: „Unsere Kinder werden verhungern!“ — Die Königin klagte: „Wer wird meine Katze füttern und meinen Papagei?“ Der Prediger aber, der von der Kanzel gerade durchs Fenster in seine Küche sehen konnte, und dessen Köchin Helene

auch in der Kirche war, sah, daß der Entenbraten, der am Spieß steckte, schon vom Feuer ergriffen wurde, und schrie in voller Herzensangst: „Potz Element! d'Ent' brennt, Helen' wend' d'Ent' um!" Da meinten die Leute, er hätte Latein geredet, und sagten, er solle jetzt nur deutsch reden, wie sie hinaus kommen könnten. „Ach ja" schrie die Köchin Helene „Herr Pfarrer! wenn ich nicht hinaus kann, so kann ich die Ente nicht umwenden, und die Ente muß verbrennen."

Endlich hängte sich Einer an das Glockenseil, kletterte bis ans Kirchenfenster hinauf, ließ sich mit dem Seil hinaus und machte den Riegel draus auf. Nun drängte sich Alles aus der Kirche hinaus, und mit großer Verwunderung las man:

„Den Riegel vor
Das Kirchenthor
Schiebt Mauseohr."

Nun wußte kein Mensch, wer Mausohr sei. Die Leute aus den andern Kirchen kamen auch heraus, und wie verwunderten sich alle, als jeder dem andern erzählte: Ei, wir waren auch eingesperrt, wir auch; dann liefen die Leute nach ihren Kindern auf den Schloßplatz; aber der war leer, und die Puppen am Galgen waren verschwunden; der König suchte die Prinzessin, die war auch nicht da; die Leute liefen nach Haus und suchten nach den Kindern, die waren nirgends zu finden, und immer ward die Angst der Menschen größer, wo die Kinder möchten hingekommen sein. Da fanden sie endlich die Pfeifen der Kinder in der Rheingasse alle an die Erde geworfen, und nun zogen sie dieser Spur mit der größten Furcht nach, und als sie an den Rhein kamen und des Königs Gartenwagen allein am Ufer fanden, und die vielen Hüte und Hauben hin und wieder im Wasser herum schwammen, und in dem Sande die Fußstapfen der Kinder ganz deutlich ins Wasser führten: da brach ein allgemeines Wehklagen und Jammern unter den Müttern und Vätern aus, und man hörte nichts anders, als: „Ach mein blondes Trautchen! mein süßes Annemariechen! mein schwar-

zes Gretchen! mein braunes Stinchen! ach meine goldne Bärbel! mein Zuckerpüppchen! ach sie ist ertrunken! ach mein fromm Charteschen! meine schöne Borgel! ach mein flinker Hannes! mein runder Tonerl! mein Goldfritzel! mein kluger Franzel! ach mein lustiger Martin! mein Severin! ach mein Maxfritzl! mein weißer Wenzel! mein gutes Karlemännchen! mein dickes Dominikuschen! meine Herzgundel! meine Bettine! mein Atschekinkel! mein Madlenchen! mein blauäugiges blondes süßes Bandieckchen! mein Kattel! mein Melinenhühnchen! ach ertrunken! ertrunken! ach das Kind war so fromm! ja es konnte schon so schön beten und stricken! ach! der Junge konnte schon buchstabiren, er konnte schon Messe dienen!" und so jammerten sie und rangen die Hände und weinten und fischten die herumschwimmenden Mützen ihrer Kinder zusammen und küßten sie und erzählten sich abwechselnd die Tugenden ihrer verlornen Kinder.

Nachdem sie mehrere Stunden so am Ufer in unsäglichen Leiden vergeblich ihre Schmerzen ausgesprochen hatten, kehrte sich ihr Unwille desto gewaltiger gegen den König, den sie durch seine Treulosigkeit an Radlauf als den Urheber aller ihrer bisherigen Leiden ansahen, und die einbrechende Nacht konnte sie nicht bewegen, nach Hause zu gehen; denn die guten Leute glaubten, sie könnten nie wieder von der Stelle, wo ihre Kinder zu Grunde gegangen waren.

Der König hatte indessen auch alle Winkel nach der schönen Ameley aussuchen lassen, und als er endlich durch seine Boten das Unglück der ganzen Stadt vernommen hatte, hielt er sich ganz still; denn er fürchtete den Unwillen der Bürger, und er hatte auch Recht. Endlich schickte er einen alten Geistlichen, die Leute zu trösten und zu ermahnen, daß sie nach Hause gingen; aber er wurde nicht sehr freundlich aufgenommen, denn alle schrieen ihn an: wenn er nicht so lange gepredigt hätte, würden sie eher aus der Kirche gekommen sein und hätten ihre Kinder noch erretten können.

Endlich zwang der Hunger die armen Leute doch nach Hause zu gehen, denn sie hatten den ganzen Tag noch nichts gegessen; aber wie wurden sie von neuem betrübt, als sie nun

in ihre Häuser traten, wo ihnen sonst die Kinder entgegen gesprungen waren; als sie in die Stuben traten und die kleinen Stühle und Spielsachen einsam herum lagen; als sie endlich in die Kammer traten, um zu Bette zu gehen, und die lieben Kinder ihnen die Hände nicht boten, nicht ihr Abendgebet mitbeteten, als die kleinen Betten und Wiegen leer neben ihnen standen; ach! da ward kein Bissen ohne Thränen von ihnen genossen, kein Schlaf kam über ihre Augen. Bange griffen zu allen Stunden der Nacht die armen Mütter in die leeren Wiegen, um sich von neuem von ihrem Verluste zu überzeugen, und als sie gegen Morgen ermüdet einschliefen, träumten sie von ihren Kindern, wie sie in den Wellen herum geschleudert würden über Felsen und Steine hin und in die Mühlräder hinein, andere träumten, sie wären noch da, und wenn sie plötzlich erwachten, sahen sie, es war nur ein Traum, und erweckten die Nachbarn von neuem mit ihrem Jammergeschrei.

So begann ein neuer Unglückstag, und viele andere würden eben so traurig gewesen sein, wenn nicht eine neue Qual die armen Mainzer überfallen hätte. Alle Donnerstag war gewöhnlich Kornmarkt in der Stadt, wo Bäcker und Hauswirthe sich ihr Brodkorn kauften, das die Bauern aus der Gegend zu Markte brachten.

Der Tag war wieder heran gekommen und alle Bäcker und Bürger gingen mit ihren Säcken auf den Platz, um zu kaufen; aber da war kein einziger Bauer mit Korn gekommen.

Sie wußten nicht, was das zu bedeuten habe, bis auf einmal eine Menge Bauern von allen Orten kamen, aber auch mit leeren Säcken, sie wollten auch Korn kaufen; „denn“ sagten sie „die Mäuse haben bei uns alle Felder verwüstet; wir haben keine Ernte gemacht, und wenn wir kein Korn kriegen, können wir nicht wieder säen.“ Da sie aber sahen, daß hier auch nichts zu kaufen war, ward die Sorge bald heftiger, und alles Volk schrie bald laut: „Hungersnoth! Hungersnoth! zum König! zum König! der hat noch alle Speicher voll“ — und so zogen nun eine Menge Leute vor's Schloß und riefen: der König solle heraus auf die Gallerie kommen.

Als er nun nach langem Rufen heraus kam, rief er ganz unwillig herunter: „Was will das Gesindel? kann ich niemals Ruhe haben? ich glaubte, da ich nun meine unvernünftige Tochter verloren habe, ich könnte endlich einmal ein Glas Wein in Frieden trinken; aber da macht die Bagage schon wieder Spektakel.“ — Nun schrieen ihm die Leute hinauf: sie wollten Korn haben; durch ihn seien die Mäuse in das Land gekommen, die auch kein Hälmchen auf dem Felde verschont hätten, und nun solle er ihnen auch Korn zur Aussaat und zum Brod geben. Der König antwortete: „Warum habt ihr nicht besser gewirthschaftet; das Korn, das ich aufgespeichert habe, das ist für mich und meine Soldaten.“ — Da schrieen die Leute: „Deine Soldaten sind unsere Söhne, wegen ihnen werden doch nicht ihre Eltern verhungern sollen.“ — Da schrie der König wieder herab: „Wenn ihr den sechsfachen Preis bezahlen wollt, sollt ihr jeder einen Sack voll haben“ — und damit schlug er das Fenster zu. Die Leute aber wurden ganz wild und unsinnig und warfen ihm Steine ins Fenster und schrieen: „Mache uns Brod draus!“ Da ließ der König ihnen sagen: sie sollten so viele Bürger in das leere Stadtkornhaus senden, als hineingingen, und allen denen wolle er Korn geben; da drängten sich die Leute fast zu todt in das Haus und standen sie so dicht bei und übereinander, daß kein Apfel darin auf den Boden fallen konnte; als sie nun alle drin waren, ließ der König die Thore des Kornhauses schließen und die Brücken drum herum aufziehen; denn das Haus war gebaut wie ein festes Schloß und rings mit Wassergräben umgeben, um es gegen Feuergefahr und Diebstahl zu sichern. Nun ließ er rings herum noch Soldaten stellen, und die halbe Stadt hatte er so unbarmherzig zum Hungertode eingesperrt.

Tag und Nacht jammerten und wimmerten die armen Leute drin, daß es zum Erbarmen war, vor Hunger und Elend, und am zweiten Tag ließ ihnen der König einige Brode hineinwerfen, um die sie aus Hunger einander zu Tode schlugen. Und als die übrigen Leute vor dem Schlosse auf den Knien lagen und um Erbarmen für die armen Gefangenen baten,

rief der König ihnen vom Fenster herab: „Hört ihr denn nicht, wie meine Kornmäuse im Kornhause pfeifen! soll ich euch auch zu den andern sperren, weil ihr mir die Ohren so voll schreit!“ — und so gingen die Leute voll Angst und Verzweiflung wieder nach Haus.

Von der guten Frau Marzibille und ihrem lieben Ameleychen, von dem Weißmäuschen und dem Goldfischchen.

Unter den Armen war auch eine gute Frau, die Marzibille hieß; ihr Mann war ein armer Fischer, der auch mit im Kornhaus eingesperrt war, und hatte sie ein sehr schönes Töchterchen gehabt, das Ameleychen hieß und mit den andern Kindern ertrunken war, gerade dasselbe Kind, welches Prinzessin Amelei ihr aus der Taufe gehoben hatte, und welches dieselbe am Rhein zurückhalten wollte, als sie auch versank.

Die arme Marzibille kam traurig nach Haus, steckte ihre Lampe an, kniete an ihren kleinen Hausaltar und flehte unter heftigen Thränen zu Gott um Barmherzigkeit für das Elend der ganzen Stadt und für das ihrige.

Als sie so eine zeitlang geweint und gebetet hatte, hörte sie etwas neben sich pfeifen, und da sie sich umsah, saß ein kleines weißes Mäuschen neben ihr, das sie gar wohl kannte; es war zahm, und ihr kleines Ameleychen, als es noch lebte, hatte immer mit ihm gespielt; seit dem Tod des Kindes aber hatte sie in ihrem Schmerz nicht mehr auf das Thierchen geachtet. — Kaum hatte sie das Mäuschen angesehen, als auch ein kleines Goldfischchen lebhaft in dem Wasserglase schnalzte, in welches Ameleychen es gesetzt hatte, dem es von selbst, als es einst am Rhein spielte, in den Schooß gesprungen war. —

„Ach Gott! ach Gott!“ — sagte Marzibille — „ihr lieben kleinen Spielkameraden meines armen Ameleychens, ihr habt wohl rechten Hunger; ach! mein Kindchen ist nicht mehr da, das euch immer fütterte, mein Mann sitzt im Kornhause

und ist vielleicht auch schon verhungert, und ich selbst habe nichts mehr als diese harte Brodrinde; denn das Fischen hilft nichts mehr, die Leute wollen keine Fische mehr essen, seit die Kinder alle ertrunken sind; ich kann es ihnen auch nicht verdenken, denn ich könnte keinen Fisch mehr essen, wenn ich auch verhungern müßte, aus Angst, ich möchte ein Fingerchen in dem Fische finden, das er vielleicht meinem armen Kinde abgebissen hätte; aber wartet, ich will meine Brodkruste mit euch theilen; so lange ich nicht Hungers sterbe, sollt ihr es auch nicht, weil ihr so schön mit meinem seligen Ameleychen gespielt habt." Da sie aber die harte Brodrinde eben zerbrechen wollte, richtete sich die kleine Maus sachte in die Höhe und sagte: „Frau Marzibille! hör sie mich an" — und das Fischlein steckte den Kopf aus dem Wasser und sagte auch: „Frau Marzibille! hör sie mich an" — da war die gute Frau sehr erschrocken, erholte sich aber endlich und sprach:

„Weißmäuschen! sprich du zuerst, weil du mich zuerst angepfiffen" — und das Weißmäuschen sagte:

„Gute Werke, guter Lohn;
Gott im hohen Himmelsthron,
Der den Menschen schuf aus Erden,
Ließ die kleine Maus auch werden.

Wer in allgemeiner Noth
Mit den Thieren theilt sein Brod,
Wer mitleidig und geduldig,
Dem sind Dank die Thiere schuldig.

Suche nach in meinem Loch,
Vielen Weizen hab ich noch;
Weil ich mir für harte Jahre
Immer reinlich etwas spare.

Ameleychen gab mir Brod,
Ameleychen ist nun todt,

Und du theilst die harte Rinde,
Weinst mit mir ob deinem Kinde.

Lasse Mutter nun mich frei,
Führ ich Glück der Stadt herbei;
Gib mich frei, Frau Marzibille,
Dir zu lohnen ist mein Wille."

Also sprach die kleine Maus recht schön deutlich und stammelte nicht einmal, und Frau Marzibille konnte sich der Thränen nicht enthalten, als das Mäuschen so artig von ihrem lieben ertrunkenen Töchterchen sprach. „Mein liebes Weißmäuschen!" — sprach sie „herzlichen Dank für deine Dankbarkeit; ich will deinen Weizen annehmen und kleine Kuchen daraus backen und, wo die Noth am größten ist, auch Andern davon geben; deine Freiheit kannst du nehmen, wenn du willst; du bist bei mir ein liebwerther Gast gewesen, und wenn du mich wieder besuchen willst, und ich lebe noch, so will ich dir alles Liebe anthun, was ich kann; aber ich möchte dir noch etwas auf die Reise mitgeben, wenn ich nur was hätte!" Da suchte die gute Marzibille überall herum, endlich fand sie an dem Weihnachtsbaume Ameleychens eine kleine Zuckerbretzel hängen, die gab sie dem weißen Mäuschen, und aus vier Haselnußschalen machte sie ihm vier kleine Schuhe unter seine Pfötchen, und so lief die Maus klipper klapper ab.

Nun wendete sich Frau Marzibille zu dem Goldfischchen in dem Glase und sprach: „Was hast du, kleines Fischchen! der armen Marzibille denn zu sagen? ach! ich weiß es wohl, Ameleychen hat dich ganz besonders lieb gehabt, weil du ihm einstens am Rhein freiwillig in den Schooß gesprungen bist." — Da sprach das Goldfischchen also:

„Ich bin aus dem Rhein gesprungen
Deinem Kinde in den Schooß,
Als es süß ein Lied gesungen,
Ward zu ihm mein Wunsch so groß:

Daß ich aus den blauen Wellen
Zu dem blonden Engel sprang,
Und wir wurden Spielgesellen,
Zeit und Weil ward mir nicht lang.

Aber jetzt die Stunden schleichen,
Und ich sehne mich zur Fluth,
Wo dein liebes Ameleychen
Mit den andern Kindern ruht.

Sieh, ihm fehlen dort Bekannte,
Und es wird gar blöde sein;
Aber ich hab viel Verwandte
In dem alten grünen Rhein.

Ameleychen will ich lehren,
Wie es sich verhalten muß;
Lasse drum mich wiederkehren
Zu dem Kinde in den Fluß.

Wenn ich Ameleychen finde
Und es ist gesund und roth,
Komm ich wieder her geschwinde,
Bringe Trost dir in der Noth.

Wenn ich es gestorben finde,
Leg ich's in ein Marmorgrab;
Halt von deinem blonden Kinde
Alle bösen Hechte ab.

Sonntag früh komm du gegangen
Auf die Stelle an den Rhein,
Wo das Kind mich hat gefangen,
Rufe nur dem Goldfischlein.

Und sogleich ich zu dir schwimme
Durch die grüne Fluth geschwind,
Und dir saget meine Stimme
Von dem blonden lieben Kind."

„Ach Goldfischchen! Goldfischchen!“ sagte Marzibille — „du bist doch gar zu treu und gut; gleich will ich dich in den Rhein tragen; ach! wenn es möglich wäre, daß Ameleychen noch lebte, daß ich es jemals wiedersähe, — aber ich möchte ihm doch etwas mitschicken: ein weiß Hemdchen, Halstuch und Strümpfe und sein Sonntagsröckchen, kannst du ihm das wohl bringen?“ — „O ja,“ — sagte der Goldfisch —

„Leg nur einen Stein hinein,
Wirf es nach mir in den Rhein.“

Und nun packte die gute Marzibille ein schön Hemd, Strümpfe und das Sonntagsröckchen und ein Paar schöne neue rothe Schuhe zusammen und legte ein Zettelchen dazu, darauf stand:

„Lebst du noch,
So bete fromm;
Bist du todt,
In Himmel komm;
Bitt die lieben Engelein,
Daß auch ich bald komm hinein;
Dieses ist der einz'ge Wille
Deiner treuen Marzibille.“

Und nun trug sie schnell das Fischlein mit dem Glas an den Rhein, warf es mit einem Lebewohl hinein und dann das Bündelchen, und rief ihm noch tausend Grüße hintennach an das blonde Ameleychen und ging hoffnungsvoll nach Haus.

Von der Gesandtschaft Weißmäuschens zum Rattenkönig und Prinz Mausohr nach Trier und deren Kriegszug.

Nun aber müssen wir uns auf den Weg machen und dem Weißmäuschen nachlaufen, damit wir erfahren, ob es Wort hält und was für Mittel es ergreift, die armen, verhungerten

Leute in der Stadt zu erretten. Zuerst lief es bis nach Bingen, wo die Insel im Rhein liegt, und ließ sich von einer Wasserratze über den Fluß nach der Insel bringen. Da war nun eine große Freude unter den vielen Freunden und Anverwandten, die es da hatte, und jeder wollte ihm eine Ehre anthun; denn Weißmäuschen war von hohem Adel, wie die weißen Mäuse alle sind.

Da Weißmäuschen hörte, daß der Rattenkönig sich nicht mehr auf der Insel aufhalte, sondern in Trier sei, nahm es bald von seinen Freunden Abschied und begab sich schleunigst nach Trier, mit dem Rattenkönig zu sprechen.

Es war mitten in der Nacht, als es in dieser wundervollen alten Stadt ankam. Es hatte auf der Insel erfahren, daß die Königin in einem prächtigen Tempel begraben liege, der drei Kirchen über einander enthielt, und in der untersten sei das Grab, und darauf das Haus des Rattenkönigs. Es lief also so lange in der Stadt herum, bis es die hohe schöne Kirche erblickte. Bald hatte es ein Loch gefunden, wodurch es in die Kirche konnte, und sogleich lief es die schönen marmornen Treppen hinab, die so weiß waren, wie es selbst, und befand sich in einer schönen Kapelle, in deren Mitte das silberne Grabmal des Prinzen Rattenkahl und seiner Mutter bei dem Schein von vier großen alabasternen Lampen herrlich glänzte.

Als Weißmäuschen rings um das Grabmal herumlief, fand es eine silberne Wendeltreppe, durch welche es auf die Höhe des Grabmals kam; hier lag der Prinz Rattenkahl und seine Frau Mutter der Länge nach aus Gold gegossen, ganz natürlich, als wenn sie schliefen; über ihnen war eine silberne Laube mit goldnen Blättern, voller Blumen und Früchte von allerlei bunten Edelsteinen, daß es heller flimmerte, als der volle Sternenhimmel; und dieses war die Wohnung des Rattenkönigs, der auf einem schwarzen Sammtkissen, das in dem Schooße der goldnen Königin lag, eben sanft schlummerte. Aus der einen Hand der Königin pflegte er zu fressen, und in ihrer andern Hand hatte sie einen Becher, aus dem er trank.

Als Weißmäuschen mitten in dieser Herrlichkeit stand, der-

gleichen es niemals gesehen, ward es von dem Glanze ganz berauscht und wußte nicht, auf welche Art es den schlafenden Rattenkönig wecken sollte. Aber eine goldene Harfe lag zu Füßen der Königin, weil sie sehr dies Saitenspiel zu ihrer Lebzeit geliebt, und da Weißmäuschen diese Harfe näher besehen wollte, und unbehutsam mit seinen Schuhen von Haselnußschalen über die Saiten lief, klimperte die Harfe; sogleich entschloß es sich nun, ein hübsches Lied zu singen und dazu die Harfe spielen zu lassen, damit es den alten Rattenkönig auf eine bescheidene Weise erwecke. Es sang also, indem es hin und her tanzend die Saiten erklingen machte, wie folgt:

„Wach auf! wach auf, mein Herr und König!
Aus deinem Schlaf, aus deinem Traum;
Erheb dein Ehrenhaupt ein wenig
Und gebe meinen Bitten Raum;
Hörst du, wie die Saiten tönen
Durch der Laube goldnes Schimmern:
Also wimmern,
Also stöhnen
Viele Männer, viele Frauen,
Die zum Sternen-Himmel schauen
Ohn Vertrauen
Und auf deine Hülfe bauen."

Als Weißmäuschen dies gesungen hatte, erwachte der Rattenkönig ein bischen und sagte halb im Traum: „Ei Frau Königin, Ihro Majestät singen wie ein Violenengel; o darf ich bitten, noch ein Stückchen" — und somit drehte er sich auf die andere Seite und entschlief wieder fest. Da sang Weißmäuschen weiter:

„Du träumst von Ihro Majestäten,
Ich singe von der Hungersnoth;
Erwache! sei recht schön gebeten,
Verschaff den armen Leuten Brod;
Aus der Königin goldnen Händen

Ißt und trinkst du nach Verlangen;
Die Elenden
Schwer gefangen
Müssen all vor Hunger sterben,
Hungernd müssen ihre Erben
Auch verderben,
Lasse Gnade sie erwerben!"

Hier erwachte der Rattenkönig wieder ein bischen und sagte schlaftrunken: „Ich danke recht schön; ich nehm's für empfangen an; ich habe erst einige Zuckerbretzeln zu mir genommen; ich habe keinen Appetit mehr" und drehte sich wieder herum und legte sich aufs Ohr und entschlief von Neuem.

Weißmäuschen wollte schier verzweifeln, den verschlafenen Rattenkönig zu erwecken; als es plötzlich ein Geräusch in der Kirche hörte und Fackelschein aus der obern Kirche herunter fallen sah. Es irrte sich auch nicht und versteckte sich geschwind hinter die Krone der Königin, als der junge König Mausohr im Schlafrock von weißem Mausepelz die Treppe herab kam; er hatte eine Schlafmütze von grauem Mausepelz auf, und die Krone oben drauf, was recht gut ging; denn sie war ihm bei seiner Jugend noch zu weit und hing ihm sonst gewöhnlich um den Hals auf die Schultern. Den Scepter hatte er der Quer im Maul; denn er hatte in der einen Hand die Fackel, in der andern die Kirchenschlüssel; und da er an das Grabmal kam, zupfte er den Rattenkönig am Schwanze, daß er erwachte und sich die Augen rieb. — „Mein liebster Freund!" — sagte König Mausohr, nachdem er den Scepter in den Gürtel gesteckt — „wer singt denn hier so beweglich und spielt die Harfe dazu? mir hat es die Schildwache gemeldet, die oben vor der Kirche steht, und da ich geschwind herzugelaufen, habe ich auch noch ein Stückchen vom Lied gehört, das gar betrübt von lauter Hunger und Kummer lautete."

Nun machte der Rattenkönig, der sich endlich von seinem Schlaf erholt hatte, dem Mausohr tausend Entschuldigungen, daß er ihn so im Bett fände, daß er ihn vor Schlaf nicht

gleich erkannt, und sagte ihm hierauf: es sei ihm auch, als habe er im Schlafe singen und harfen gehört; er habe aber geträumt, die hochselige Königin Mutter spiele ihm ein Lied zur Harfe und wolle ihn hierauf zum Essen nöthigen, da er doch gar keinen Appetit habe; da aber die Schildwache und Mausohr das Singen auch gehört hätten, müsse es wohl etwas anderes als ein Traum sein, und könne er gar nicht begreifen, was es nur in aller Welt sein möge.

Mausohr sagte hierauf laut, daß das Gewölb wiederhallte: „Wer du auch seist, der, mit seinem Gesang über das Elend unglücklicher Menschen klagend, die Ruhe der Todten nächtlich feiert, laß den König Mausohr von Trier deine Klagelieder von Neuem hören, oder zeige dich ihm, er wird dir helfen; denn er hat ein menschliches Herz, und hier bei der Ruhestätte seiner verehrten Mutter und seines geliebten Bruders kann er keinen Unglücklichen ungetröstet von sich lassen."

Als Weißmäuschen hörte, daß Mausohr so gnädig war, schlüpfte es aus der Krone heraus und sang, indem es auf der Harfe herumtanzte, folgendermaßen:

„Schön Dank! schön Dank, Herr Mausohr!
Weil ihr mir also gnädig seid,
Komm ich aus meinem Loch hervor
Und sing zur Harfe euch mein Leid.
König Hatto legt die armen
Mainzer, wenn sie Brod verlangen,
Ohn Erbarmen
Fest gefangen,
Spricht dann, wenn sie hungernd schreien:
Ei, wie mich die Mäuse freuen!
Herr! ich fleh, woll sie befreien,
Gott wird dir auch Trost verleihen."

Als Mausohr und der Rattenkönig sich erst genug über das kleine artige Weißmäuschen verwundert hatten, ließen sie sich Alles von ihm erzählen, und es ließ sich das nicht zwei-

mal sagen, und sagte ihnen, was es nur wußte von Ameleychen und der frommen Fischerin und von der Noth der armen Mainzer; auch schenkte es dem Rattenkönig das Zuckerbretzelchen, das ihm die Fischerin mitgegeben; es hatte es zu diesem Zwecke aufgehoben. Der Rattenkönig dankte ihm und hängte es zum ewigen Angedenken an die gute Frau in die goldne Laube, über dem Grabmal, mitten unter die schönsten Edelsteine, wo es noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

Nun überlegten Mausohr und der Rattenkönig, wie den Mainzern am schnellsten zu helfen sei, und Mausohr sprach: „Wenn gleich die Mainzer geholfen haben, meine selige Frau Mutter und meinen Bruder zu verspotten: so sind sie durch den Verlust ihrer Kinder, die ich im ersten Zorn in den Rhein gepfiffen habe, doch wohl schon zu hart bestraft; ich will mit meinen Soldaten hinmarschiren und den bösen König absetzen und die Gefangenen befreien." — Hierauf sprach der Rattenkönig: „Ich will eine neue Armee von Ratten und Mäusen hinschicken, die sollen den König und die Königin allein anfallen; die Pfeife hat er damals in den Rhein werfen lassen, und er soll sie deßwegen diesmal nicht von sich vertreiben können; nun mache dich sogleich auf und zeige den noch übrigen Mäusen und Ratten auf der Insel bei Bingen an, sie sollen morgen Abend alle bei Rhense auf dem Königsstuhl sich versammeln, ich werde auch dort eintreffen; wir wollen einen Kriegszug thun, der glücklicher ausfallen soll, als unser letzter."

Nachdem das Weißmäuschen diesen Auftrag erhalten, küßte es dem Rattenkönig die Pfote und bat sich die Erlaubniß aus, auch dem König Mausohr die Hand zu küssen. Dieser erlaubte es und schenkte ihm eine goldene Schupftabaksdose mit seinem Portrait mit Brillanten besetzt. „Ach!" sagte Weißmäuschen — „sie ist ja gar zu groß; wenn ich einmal Hochzeit halte, will ich drinn schlafen, hebt mir sie auf!" — „Nun das will ich" — sagte Prinz Mausohr — „aber hier hast du was, was du gleich mitnehmen kannst" und nun nahm er einen brillantenen Hemdknopf aus seinem Hemdärmel und band ihn dem Weißmäuschen um den Hals, worüber es eine große Freude hatte,

und unter tausend Danksagungen, nachdem der Rattenkönig es aus den goldenen Händen der Königin hatte essen und trinken lassen, seinen Abschied nahm, um die Befehle auf die Insel bei Bingen zu bringen.

Der Rattenkönig begab sich gleich in die Stadt und pfiff alle Mäuse und Ratten zusammen und schickte welche aufs Land, die auch pfeifen mußten, und mit Anbruch des Tages hatte er schon über eine halbe Million Mäuse beisammen. Damit sie nun, wo sie durchmarschirten, dem Lande nichts schaden sollten, wurden als Proviant eine ungeheure Menge von Kürbissen ausgehöhlt und mit Weizen angefüllt, und vor jeden 12 Mäuse oder 4 Ratten gespannt. Und so ging der Kriegszug in schönster Ordnung fünfzig Mann hoch, immer 2500 in einem Regiment, mit einer Spitzmaus an der Spitze als General. Diesen Spitzmäusen war befohlen, dann und wann zu pfeifen, damit man sich in der Nacht nicht verirren möchte. Der Rattenkönig selbst ritt auf einem Iltis und hatte vier Irrwische vor sich hergehen, die ihm leuchteten.

So ging der Zug nach Rhense bei Koblenz auf den Königsstuhl, wo die Versammlung sein sollte.

Dieser Königsstuhl ist eine steinerne runde Gallerie mit Bänken rings herum auf acht Säulen ruhend, wohinauf eine Treppe führt. Es kamen vor alten guten Zeiten die Leute da zusammen, die gerne einen König gehabt hätten, und zählten, wie die Kinder im Spiel, mit lustigen Reimen nach den Sylben unter einander ab, wer König im Reich sein solle, und Alles ging dabei unter offenem Himmel ganz deutsch weg. Nachher aber hat man dem Reich den Stuhl vor die Thüre gesetzt und, da man den Wirth nicht zahlen können, ihm den Stuhl auf Abbruch in die Zeche gegeben; der hat ihn dann in sein Wirthsschild gemalt. — Gerade wie die ehemals lebendigen Staatsthiere später in die Wappen gemalt worden sind.

Um diesen Königsstuhl nun versammelte sich das Kriegsheer des Rattenkönigs, und er ritt auf seinem Iltis mit den vier Irrwischen hinauf; er fand das Weißmäuschen und seine Leute von der Binger Insel schon oben auf der Bank herum sitzen,

und nachdem sie sich bewillkommt hatten, begannen sie zu berathschlagen, wie man dem König von Mainz am schnellsten beikommen könnte. Nach langem Hin- und Herüberlegen gab Weißmäuschen folgenden Rath, der auch einstimmig angenommen wurde. Es sprach also: „So viel ich auf meiner Reise gehört habe, sollen morgen die Bauern um Mainz herum dem König 6 Dutzend Melonen für seinen Hofstaat und 24 Dutzend Kürbisse für seine Soldaten nach Mainz in sein Magazin liefern, und für jede Melone, für jeden Kürbiß, der fehlt, hat er geschworen einem Bauern den Kopf abschneiden zu lassen; denn die Hungersnoth ist bereits so groß, daß er nichts mehr zu essen hat, als Melonen und Kürbisse, welche hier herum häufig wachsen. Die Pferde, die Hunde und die Katzen, was sehr gut für uns ist, sind bereits alle gegessen, und der König ist uneinig mit der Königin, weil sie eher als die Staatskatze, die uns allein gefährlich ist, ein Stück von sich selbst zum Braten hergeben will. Diese Melonen und Kürbisse nun liegen hier in der Gegend aufgehäuft, und ich meine, es sollten sich, noch in dieser Nacht, in jede Melone ein Dutzend Braver von unsern Leuten hinein beißen, und in jeden Kürbiß drei oder vier Dutzend von unsern freiwilligen Tapfern, so würde dadurch morgen um zwölf Uhr schon eine große Armee von uns nach Mainz auf Wagen ankommen; denn diese Früchte werden mit Vorspann von Menschen, weil alle Pferde verzehrt sind, im Trab nach Mainz gefahren. Da der König aber Niemand in sein Magazin läßt, aus Mißtrauen, es möchte ihm etwas gestohlen werden, so werden wir nach der Ablieferung ganz allein mit ihm sein und ihn anfallen können."

Dieser scharfsinnige Rath des Weißmäuschens wurde sogleich mit vielem Beifall angenommen, und man rief die Freiwilligen auf, hervorzutreten, die auch in solchem Ueberfluß hervortraten, daß man die Hälfte abweisen mußte; ja die große Armee hatte nicht einen einzigen Feigen, der sich weigerte für das Wohl der Menschheit in Melone, Kürbiß oder Gurke zu kriechen. Nachdem sich nun immer die besten Kameraden dutzendweise zusammen gerottet hatten, wurden sie nach den rings ge-

legenen Dörfern kommandirt, und beordert, sich vor Tage noch in die aufgehäuften Früchte einzubeißen; welches auch in der besten Ordnung geschah, so daß die Bauern sie vor Tag, ohne eine andere Verwunderung, als daß ihnen die Früchte etwas schwerer schienen als gewöhnlich, auf ihre Karren luden und gegen Mainz fuhren.

Weißmäuschen bat sich nun Urlaub vom Rattenkönig aus, nach Mainz zur frommen Fischerin zu laufen und durch sie die armen Bürger unterrichten zu lassen, daß ihnen bald würde geholfen werden; der Rattenkönig entließ es mit tausend Segenswünschen und zog selbst mit seinem übrigen Heere ruhig gegen Mainz hin. Um den Jakobsberg zogen sie aber mit einem großen Umweg herum, weil es dort nicht sicher sein sollte, denn die Kundschafter hatten gemeldet, daß von jeher ein Postillon dort ermordet worden sei.

Wie es dem bösen König Hatto und seinen Soldaten in dem Mainzer Kornhause so übel erging und wie er sich auf die Rheininsel bei Bingen flüchtete und dort mit seinen Mainzer Freimaurern den Mäusethurm erbaute.

Weißmäuschen lief nun so geschwind, daß es um 6 Uhr Morgens schon wieder unter der leeren Wiege Ameleychens saß. Die Fischerin war eben aufgestanden und verrichtete unter Thränen und Seufzern ihr Morgengebet auf ihrem Betstuhl und sagte unter andern: „Ach gütiger Himmel! nun ist Weißmäuschen schon vier Tage fort, ach Gott! erhalte es und bewahre es vor Unglück und sende es mir bald mit Trost und Hülfe zurück.“

Als sie diese Worte ausgesprochen hatte, sah sie, daß sich die Wiege Ameleychens hin und her bewegte, und erschrak nicht wenig darüber; sie sprang hin und glaubte, ihr liebes Kind läge vielleicht wieder drin. Aber die Wiege war noch leer wie zuvor, und sie sprach traurig zu der Wiege:

„Schaukle nicht, du leere Wiege!
Als ob schlummernd das geliebte
Ameleychen in dir liege,
Das mich niemal nicht betrübte,
Das ich niemals wieder kriege,
Das ich also zärtlich liebte,
Schaukle nicht, du leere Wiege!

Wenn du schaukelst, leere Wiege!
Denk ich, daß nun in dem Rheine
Ameleychen schaukelnd liege,
Daß die Fluth an harte Steine
Ihm sein blondes Haupt anschlüge,
Und ich weine, weine, weine:
Schaukle nicht, du leere Wiege!“

Aber es war Weißmäuschen, das hatte an der Wiegenschnur gezupft, um die Fischerin aufmerksam zu machen, und es sprach zu der guten Frau:

„Fischerin! Fischerin! ruhig nur,
Weine nicht, weine nicht, Hülfe naht,
Weißmäuschen zog an der Wiegenschnur,
Hülfe bringt es und Trost und Rath.“

Nun hüpfte Weißmäuschen unter der Wiege hervor, der frommen Fischerin in den Schooß, die sich vor Freude gar nicht zu lassen wußte; und nachdem es der guten Frau tausend Fragen der Freude und des Wiedersehens beantwortet hatte, erzählte es ihr: daß heute einige tausend Mäuse gegen den bösen König in seinem eigenen Magazin erscheinen würden, daß auch morgen früh gewiß der König Mausohr von Trier mit seinem Freicorps in der Stadt sein würde, daß er Brod und Fleisch und Wein die Menge mitbringe. Es komme nun Alles darauf an, daß man die ganze Stadt heimlich davon unterrichte, damit sie dem bösen König auf keine Weise Hülfe brächte; um zwölf Uhr würden die Bauern mit den Früchten da sein, und nach Tisch

würde der Anfall auf den König losgehen; „und nun“ — sprach es — „kömmt es auf dich an, als auf eine kluge fromme Frau, diese Nachricht schnell und so zu verbreiten, daß sie hinreichend bekannt und doch den Soldaten und dem König verborgen bleibt.“ — „Gleich will ich mich aufmachen“ — sprach die Fischerin — „und es in der Frühkirche den Leuten verkünden; es soll Alles gut gehen; in einer halben Stunde bin ich wieder hier.“

Die Fischerin ging nun nach der Kirche, da machte so eben ihr Nachbar, der Barbier, Meister Schrabberling, seinen Laden auf und rief der guten Fischerin: „Einen guten Morgen, Frau Nachbarin! hat Sie wohl ein Stückchen Seife? ich armer Mann habe gestern Abend aus Hunger mein letztes Stückchen Seife gegessen, und nun kann ich heute Niemand rasiren!“ — „Ich will Euch etwas vertrauen,“ — sagte die Fischerin — „das wird den Leuten sanfter thun als Seife, und wenn Ihr es ihnen unter dem Rasiren erzählt, werden sie vor Freude lachen und weinen, wenn Ihr sie gleich mit stumpfen Messern trocken rasirt“ — und nun erzählte sie dem Barbierer, was ihr Weißmäuschen befohlen, und der Barbierer hüpfte vor Freude, sagte es allen seinen Gesellen, und machte sich sogleich mit ihnen auf, es allen Leuten beim Rasiren zu erzählen. Als nun die Fischerin ein paar Häuser weiter ging, machte gerade der Perückenmacher, Meister Rupferling, seinen Laden auf und grüßte sie: „Guten Morgen, Frau Fischerin! ach! kann Sie mir nicht eine Hand voll Mehl und einen Löffel Butter schenken? ich habe gestern Abend aus Hunger all meinen Puder und Pomade aufgegessen, und weiß nicht, wie ich heute die Leute frisiren soll.“ — Da sprach die Frau: „Meister Rupferling! ich will Euch was erzählen, das wird den Leuten kühler thun als Puder und Pomade, wenn Ihr es ihnen unter dem Frisiren wieder erzählt; und sie werden vor Freude lachen und weinen, wenn Ihr ihnen auch die Haare ausrauft und ihnen die Haarnadeln in das Fleisch stecht“ — und nun erzählte sie dem Perückenmacher Alles, was Weißmäuschen befohlen, und Meister Rupferling hüpfte vor Freude den Laden hinaus durchs Fenster und rief seinen Gesellen und sagte es ihnen wieder; und nun liefen sie mit ihren

leeren Puderbeuteln, die Nachricht zu verbreiten. Noch erzählte sie es dem Meister Kneterling, dem Bäcker, der eben kleine Brode, so groß wie Pfeffernüsse, aus Kleien gebacken ans Fenster legte, und dann dem Meister Hackerling, dem Fleischer, welcher einige Würste heraus hängte, die er aus alten ledernen Hosen und Schuhen zusammen gehackt hatte; hierauf kam sie an den Laden des Schusters, Meister Kneiperling; er kaute an einem Stück von einem alten Schmierstiefel, so hungrig war er; dann kam sie zu Meister Meckerling, dem Schneider, er hatte gerade das letzte Horn seines alten Ziegenbocks, den er aus Hunger bereits aufgegessen, mit Wasser zum Feuer gesetzt, um eine Fleischbrühsuppe zu kochen, dem erzählte sie es auch, und so einem nach dem andern.

Da sie nun in die Kirche kam, worin es ganz dunkel war; denn das Oel in der Lampe und alle Wachslichter waren bereits aus Hunger von dem Pfarrer verzehrt, erzählte sie es einer Frau neben ihr und diese einer andern und immer so fort, bis es die ganze Kirche wußte.

Als sie nun wieder nach Haus ging, war die Geschichte schon so in der Stadt verbreitet, daß man es ihr wieder an allen Ecken erzählte; doch that Alles sehr heimlich, und merkte man es nur an den fröhlichen Gesichtern, mit denen sich die Leute grüßten, daß Gott den armen Leuten Hülfe bringe.

Endlich kam die Zeit, daß die Bauern mit den Früchten zum Schlosse einfuhren. Der König zankte und schimpfte, daß sie so spät gekommen; aber sie entschuldigten sich mit der Schwere ihrer Früchte. Der König freute sich darüber; denn er glaubte, sie seien schwer, weil sie besonders gut und reif wären. Ja wohl waren sie reif und voll lebendiger Kerne! — Nachdem sie alle richtig abgezählt und in das Magazin aufgehäuft waren, zogen die Bauern wieder nach Haus, und der König verschloß sich allein in sein Magazin, um Alles nachzuzählen. Da er aber eine Melone essen wollte, wunderte er sich über ihren seltsamen schwarzen Stiel; denn es hing hinten ein Mäuseschwanz heraus. Er wollte ihn abreißen, aber sieh! da zog er die ganze Maus heraus, und die elf übrigen stürzten unter

lautem Pfeifen nach. Als die andern dies Pfeifen hörten, stürzten sie haufenweise aus allen Melonen und Kürbissen, und es war recht entsetzlich, wie sie alle über den König herfielen und ihn zerbissen; zu dem kugelten die bewegten Melonen und Kürbisse über ihn her, und er konnte sich gar nicht mehr helfen; er schrie und schlug und rief Hülfe; aber es regte sich kein Mensch. Endlich konnte er die Thüre erreichen; aber die Mäuse stürzten ihm alle nach, und als er durch den Schloßhof lief, wo sich die Bürger versammelt hatten, erschraken sie fast vor ihm, so schwarz war er mit Mäusen bedeckt; aber kein Mensch wollte ihm helfen. Er eilte vor das Zimmer der Königin und schrie: sie solle ihm um Gotteswillen die Staatskatze ein wenig leihen; diese aber hatte sich eingeschlossen und rief zum Schlüsselloch heraus: „Nein, ich leihe dir sie nicht, du willst sie wie den Staatsvogel auffressen.“ — Da kroch er aus Verzweiflung in einen großen leeren Adlerkäfig. Der Adler, welcher der Staatsvogel eines Landes gewesen, das er dem seinigen einverleibt hatte, und der hier das Gnadenbrod aß — denn hier hatte er einige Ruhe — den hatte er gestern bereits zum großen Unwillen der Königin aufgezehrt, welche mehr auf Herkommen hielt. Das Gitter war sehr eng, und mußten sich erst die kleinsten Mäuse aussuchen, welche durch die Oeffnungen des Drahtes konnten. Da dieser Käfig an einem offnen Fenster des Schlosses stand, konnten ihn alle Leute sehen; aber sie lachten ihn aus und gönnten ihm die Strafe seiner Grausamkeit. Er schrie laut nach seinen Soldaten, die um das Kornhaus herumstanden, wo die armen hungernden Bürger drin waren; sie kamen anmarschirt, aber hinten ihnen drein kamen auch schon die Gefangenen, die aus dem Kornhaus gebrochen waren, als es die Soldaten verließen. Die ganze Stadt war in Bewegung; ein Hagel von Steinen bedeckte die Soldaten von allen Seiten, und man ließ ihnen keinen andern Weg offen, als in das Kornhaus zurück, wo sie nun anstatt der armen Leute eingesperrt wurden, die jetzt von den übrigen umarmt und mit den Lebensmitteln erquickt wurden, die man in Menge aus dem offenen Kornhaus holte.

Der König aber kam von Neuem in Noth; denn nun waren die kleinsten Mäuse zusammengetreten und drangen in den Käfig ein, und als er seine Unterthanen um Hülfe anflehte, riefen sie ihm zu: „Gedenke, wenn wir hungernd im Kornhause wimmerten, da sagtest du, ei wie meine Kornmäuse pfeifen; jetzt versuche auch, wie die hungrigen Kornmäuse beißen.“ — Als aber der König so im Käfig sich gegen die kleinen Mäuse wehrte und um sich schlug, fiel der Käfig vom Fenster in die Stube zurück, und er fing an, sich in dem Käfig herumzurollen, wodurch er ziemlich frei von seinen Feinden wurde, weil sie Gefahr liefen erdrückt zu werden; er rollte sich bis vor den Saal der Königin und flehte von Neuem so wehmüthig um die Staatskatze, daß sie sich endlich erbarmte und zur Thüre heraus trat. Als sie ihren Gemahl von Mäusen umringt in dem Käfig liegen sah, sprach sie: „Ihro Majestät haben sich dies Elend durch dero Treulosigkeit, Geiz und Grausamkeit selbst zugezogen ich kann Ihnen aber mit der Staatskatze nicht dienen; es ist gegen alle Schicklichkeit, dieses Familienthier nach seinem Naturstande zu gebrauchen.“ — Der König bat sie um Gotteswillen, ihre Weisheit auf ein andermal zu sparen und ihm nur jetzt zu helfen; er begehrte von ihr, sie möchte ihn aufs Wasser bringen und mit ihm auf die Insel nach Bingen fahren, wo er, vom Rhein umgeben, gewiß von seinen Verfolgern frei sein würde. Sie rollte nun den Käfig in ihre Stube, in welche die Mäuse wegen der Staatskatze sich nicht hinein getrauten, und fragte aus dem Fenster das Volk, ob sie ihr und ihrem Gemahl freien Abzug nach der Binger Rheininsel gestatten wollten, so wollte er ihnen Freiheit und Ruhe und so viele Constitutionen zugestehen, als sie Lust hätten zu verbrauchen. Aber es müßten einige Maurer mitfahren und ihm dort einen Thurm bauen.

Das Volk, welches froh war, ihn los zu werden, gestand ihm Alles zu und ließ ihn hundert von den eingesperrten Freischützen als Maurer mitnehmen. Und daraus sind nachher die Freimaurer geworden.

Sie rüsteten sogleich ein Schiff aus, füllten es mit Lebensmitteln, und die Königin wälzte ihren Gemahl, während sie die

Staatskatze trug, in dem Käfig die breiten steinernen Schloßtreppen herunter, daß der böse Schelm ach! und weh! schrie; und so wälzte sie ihn mit dem Fuße stoßend durch die ganze Stadt, mitten durch das Volk, welches ihm zurief: „Diese Bewegung ist dir gut zur Verdauung, denn du hast Alles selbst gegessen und uns hungern lassen.“ — Endlich kollerte er auf dem Landungsbrette zum Schiff hinauf und von da plumps noch einen bösen Fall ins Schiff hinunter, welches unter den Verwünschungen der ganzen Stadt mit ihm und seinen Freimaurern den Rhein hinunter segelte.

Nun vertheilten die Mainzer die gefundenen Vorräthe unter einander, und jedes führte seinen armen gefangen gewesenen Gatten, Vater oder Bruder nach Haus, um ihn zu bewirthen und zu pflegen; und da es Abend und dunkel wurde, zogen sich die Mäuse wieder zur Stadt hinaus, dem Rattenkönig entgegen, um ihm zu berichten, wie übel zugerichtet der böse König Hatto nach der Binger Rheininsel geschifft sei.

Der Rattenkönig erhob nun die Mäuse, die sich bei dieser Gelegenheit mit Ruhm bedeckt hatten, eine nach der andern, in den Adelstand und gab der einen freie Erlaubniß, sich die Parmesanmaus zu nennen und künftig die Parmesankäse eines gewissen Krämers zu benagen; einer andern gab er den Namen Edamermaus, einer andern Limburger-, einer dritten Schweizermaus, Bisquitmaus, Marzipanmaus u. s. w.; jeder auch die Anweisung auf irgend einen Ort, wo sie sich an den Speisen ihres Namens satt fressen könnte; und nun entließ er sie für diesmal, weil sie ihren Theil gethan hatten.

Mit der übrigen Armee zog er nach Bingen auf den Rochusberg, um zu überlegen, wie man dem König auf der Insel beikommen sollte, weil man gegen die Staatskatze gewisse völker- und naturrechtliche Rücksichten zu beobachten hatte. Er sah die Freischützen des Königs die ganze Nacht schon beschäftigt, bei dem Schein der Fackeln Steine an dem Rüdesheimer Felsen zu brechen und zu sammeln, um den Thurm für den König zu bauen, und dies ergrimmte ihn um so mehr, weil dort ehedem seine Wohnung gewesen; aber er wollte doch gegen

die Staatskatze die Schicklichkeit nicht verletzen, damit sie allein den Vorwurf trage, einen falschen Schritt oder vielmehr Sprung in das Hochzeitschiff gegen ihn gethan zu haben, was gegen alle herkömmliche Unverletzbarkeit gewesen, und so sah er denn ruhig zu, wie man den Thurm gründete und baute.

Wie es dem Prinzen Mausohr in dem Feldzug mit seinen tapfern Soldaten erging.

Als die Mainzer die erste Nacht geruht hatten, zogen sie den frühen Morgen dem Prinzen Mausohr entgegen, und Weißmäuschen eilte ihnen voraus.

Der gute General, welchem Prinz Mausohr vor seiner ersten Reise nach Mainz einen Wink vom Krieg fallen lassen, hatte diesen nicht hinter den Spiegel gesteckt, sondern diesen Wink vielmehr an die große Sturmglocke und an die Kriegsfahne gehängt. Rattenkahl und sein Mutter! war Parole und Zapfenstreich geworden. Da die Vaterlandsliebe damals in ihren besten Jahren war, ließ sich kein Landeskind, ohne an Heimweh zu sterben, außer Landes gebrauchen, und man hatte deßwegen ein großes Freicorps von Ueberläufern angeworben, erstens weil sie von selbst kämen, und zweitens weil man durch ihr Ueberlaufen gewiß war, daß sie von der Stelle zu bringen seien. Diese Helden bestanden meistens aus Lalenburger und Schildaer Freiwilligen und einem Rest Kochemer Landsturm; auch aus Gaskonien waren viele Messerträger dabei, berühmt und gefährlich wegen ihrem Aufschneiden. Man hatte diese alle in Ketten gelegt, um sie wilder zu machen. Wenn nun die Wildesten aus den Ketten heraus brachen, legte man diese in stärkere Bande, und da brachen die Stärksten wieder heraus, die man wieder anschmiedete, und die, welche dann zum drittenmal heraus brachen, das waren die rechten Leute und wurden mit Ehren überhäuft. So hatte man einen Extrakt des Heldenmuths in wenigen Leuten, und sie brauchten so keine breiten Wege und machten nicht so vielen Staub als die vielen Leute;

es war dieses eine schöne Erfindung, ist aber, wie vieles Alte, wieder abgekommen.

Diese Kerntruppe wurde auch erstaunlich gelehrt. Tag und Nacht stand der Oberprofoß, wovon nachher das Wort Professor gekommen, bei ihnen im Kerker; lehrte sie die verschiedenen Sprachen von Trier bis Mainz sprechen und die verschiedenen Weine durch Beschreibung, der Nüchternheit halber, kennen; der Tambourmajor lehrte sie heldenmäßige fürchterliche Stellungen, nach alten Heidenfiguren, die noch an allen Ecken standen; auch die Kunst, selbst im Schlaf mit gestreckten Beinen und martialischem Schnarchen einen gewaltigen Eindruck zu machen, erlernten sie, was gegen nächtliche Ueberfälle eine unfehlbare Waffe ist; dann lehrte sie, abwechselnd mit der Kunst resolut zu sterben, der Feldprediger den Umgang mit Menschen und Vieh, und der Staatstrompeter gab Unterricht, sich mit Aufblasen ein Ansehen zu geben, in der Eile die schönsten Proklamationen selbst zu machen und in Chören abzusingen. Der General selbst gab Unterricht in der Weltgeschichte aus dem gehörnten Siegfried, der schönen Magelona, der Genovefa, den vier Haimonskindern u. s. w., und da sie nun ausmarschirten, las man ihnen auf dem Marsche die Schwabenstreiche, das Lalenbuch und die Schildbürger vor, und Komma und Punktum wurde mit Trommel und Pfeife dazwischen bemerkt.

In solcher tiefsinnigen Gelehrsamkeit marschirten sie, einer hinter dem andern, um kein Aufsehen zu machen, auf den kleinen Fußpfaden, ohne weiteren Unfall, als daß der Trommelschläger einigemal semicolon statt duo puncta und einmal Fragezeichen statt Ausrufungszeichen trommelte, wodurch große Unordnung in den Marsch kam, weil sie das linke Bein mit dem rechten verwechselten.

In einem solchen zerstreuten Augenblick kamen sie in die Gegend, wo eben der Storch Langebein seine Schuljungen zusammen klapperte; da glaubten sie, der Tambour schlage et cetera, was das Zeichen zum allgemeinen Davonlaufen war. Mit ungemeiner Genauigkeit wurde dieses Manöver ausgeführt. Meister Langebein mußte, um nicht über den Haufen gerannt zu werden,

in die Lüfte fliegen, und da sie seinen rothen Schnabel für einen feurigen Kriegskometen hielten, so liefen sie in forcirten Märschen. Nun schlug zwar der Prinz Mausohr selbst Parenthesis und Claudatur; aber vergebens; er stand allein auf der Wiese und Meister Langebein kam vor ihm nieder geflogen.

Obschon nun der Storch Langebein sich aus den Lüften herabließ, so gab ihm doch Prinz Mausohr an Herablassung nichts nach; denn er drückte ihn Allerhöchst zärtlich an sein Herz, wobei der Storch den Schabel auf den Rücken legte und mit zugedrückten Augen einen respektvollsten Klapperlispel ergehen ließ. Es war dieses eine Gruppe von der größten Anmuth und Wirkung und ist nachher von den Bildhauern, Tänzern, Kunstbäckern und Hundepantomimen oft mit Beifall wiederholt worden. Langebein legte aber früh genug seinen Schnabel wieder in die erste Position, um nicht ein Opfer dieses schönen Augenblicks zu werden; denn Mausohr drückte stark, und die vielen blanken Knöpfe, Schnallen und Zierrathen auf seiner Brust machten einen etwas starken Eindruck auf Langebeins hagere Brust, so daß ihm das Uebermaß seiner Empfindung nächst gefährlich ward. Es wäre zwar ein beneidenswerther Tod gewesen, aber der Titel als Commerzienrath war auch nicht zu verachten; denn diesen gab ihm Mausohr sogleich, da er ihn aus seinen Armen entließ; jedoch unter der Bedingung, ihm wieder eine solche Versammlungspfeife, wie das erstemal, zu bringen. Der Herr Commerzienrath war gleich auf den Beinen, und Mausohr setzte sich auf die Trommel, welche der Tambourmajor bei dem allgemeinen Fluchtmanöver weggeworfen hatte. Diese Situation im Feldzug Mausohrs beschreibt eine schöne Stelle in dem Heldenbuch mit folgenden Worten:

Der Held auf seiner Trommel sitzt,
Im schicksalvollen Wiesengrund,
Die Mütze sinnt, das Knopfloch blitzt,
Zum Pfeifen spitzet sich der Mund.

Durch wenig Interpunktion,
Durch plötzliches et cetera

Und große Subordination
Kam seinem Heer die Flucht zu nah.

Commerzienrath! Commerzienrath!
Die Sammmelpfeife bring heran,
Und zeige dich mit schneller That
Als Favorit und Unterthan.

Es spricht der Held, es läuft der Storch,
Die Pfeife lockt vom Heldenmund,
So süß, so milden Klang, horch! horch!
O schicksalsvoller Wiesengrund.

Rings aus dem Moor, rings aus dem Sumpf
Zieht kühn heran die Heldenschaar
Und stellet sich mit schwarzem Strumpf
Schön uniform von unten dar.

Die Pfeife lockt sie in den Bach,
Und gleich stehn alle unbewegt,
Weil schnell des Storches Trommelschlag
Parenthesis Claudatur schlägt.

Dieses Lied sagt Alles. Die Kriegskunst Mausohrs übertraf sich selbst, er pfiff einen Generalpardon und eine Proklamation und eine Höchste Zufriedenheit in schöner Abwechslung durcheinander und schloß mit einem Triller von Gehaltzulage, als sie in dem Bache standen, mit allgemeinem Beifall. Dieses Finale war um so kühner, weil sogleich die ganze Heldenschaar mit vorgehaltenen Mützen aus dem Bache heraus wollte, um die erhöhte Gage zu fassen. Aber hier zeigte sich das Talent des Commerzienraths Langebein, den Augenblick zu benützen, im höchsten Glanz. Er hatte sich während dem Pfeifen Mausohrs die Trommel auf den Rücken gehängt, beugte seinen Schnabel darauf hin und trommelte mit solcher Kraft Parenthesis und Claudatur, daß das Heer, wie in Klammern festgebannt, im Bache stehen blieb; so machte er sein früheres unglück-

liches et cetera wieder gut. — Mausohr degradirte nun den Tambourmajor wegen falscher Interpunktion und stellte dem Corps den Commerzienrath als Reichserztambour vor. Langebein hatte während dieser neuen Standeserhöhung so seine eigenen Gedanken und Nahrungssorgen und schaute etwas links ins Gras, fuhr auch mit dem Schnabel nach einem kleinen Thierchen, das er in die Luft schleuderte, um es bequemer im Niederfallen aufzuschnappen; aber Mausohr, für Mäusestimmen ungemein reizbar, hörte früh genug den Schrei des Weißmäuschens: Hilf! Hilf! Mausohr! — Er warf sogleich seine Pelzmütze in die Luft, welche dem Meister Langebein sich durch den Schnabel spießend über den Kopf fiel und ihn ungefährlich machte. Während nun Weißmäuschen, das zu den Füßen Mausohrs gefallen war, sich ein wenig von seinem Schrecken erholte und dann dem Prinzen auf die rührendste Weise für seine Rettung dankte, bemühte sich der Storch umsonst, die Pudelmütze vom Kopfe zu kriegen, denn der Schnabel war ihm durchgespießt, und konnte er weder klappern, noch sehen, und lief wie toll auf der Wiese herum und stolperte und schüttelte mit dem Kopf. Endlich kamen die Kinder und machten ihrem Herrn Schulmeister, nachdem sie sich lange über seine schöne Perücke erfreut hatten, die Pudelmütze wieder los.

Weißmäuschen erzählte dem Prinzen den ganzen Sieg der Mäuse in Mainz, und daß ihm nichts mehr zu thun übrig sei, als in die Stadt zu ziehen, deren Bürger ihm schon mit den Schlüsseln entgegen kämen, um sie als König in Besitz zu nehmen. Auch sagte Weißmäuschen, er würde gut thun, seine Soldaten hier im Lande zurück zu lassen, da wenig zu essen in Mainz sei und an keinen Widerstand zu denken; doch möge er sogleich mit ihm gehen, denn die Mainzer Abgesandten seien kaum eine halbe Stunde weit mehr von hier, und sei zu fürchten, die Freude würde getrübt werden, wenn die armen Leute hier die Kinder sähen; denn da sie durch ihn ihre Kinder verloren, würde der Anblick dieser Kleinen eine traurige Erinnerung in ihnen erwecken.

Mausohr wollte eben den Vorschlägen Weißmäuschens

seinen Beifall geben, als der Salvo Titulo Storch, der eine Zeitlang verdrießlich im Hintergrunde gestanden, vor ihn trat und bitter klagte, daß er durch den Wurf mit der königlichen Pelzkappe um alle Reputation und Respekt vor seiner Schuljugend gekommen. Mausohr aber sagte:

„Ritterthum gibt Königshand,
Königskappe gibt Verstand;
Setz die Kappe auf das Ohr,
Kommandir mein Heldencorps"

und setzte ihm die Mütze feierlich vor der Armee auf mit dem Befehl, in ihrer Position ruhig bis auf weitere Ordre zu verweilen und in stiller Haltung durch die darin befindlichen Blutigel ihr Blut für das Vaterland fließen zu lassen, was ihnen versprochen sei; zugleich aber dadurch ihren allzugroßen Muth für den Frieden abzukühlen, und als brauchbare Staatsdiener zurück zu kehren. Dem neuen Commandant sollten als Proviant für den Mann täglich ein Frosch und eine Handvoll Brunnenkresse vergütet werden. Leider war später die falsche Beschuldigung im Umlaufe, sie hätten über den andern Tag mit einer Heuschrecke vorlieb nehmen müssen. Aber der Herr Commerzienrath fanden es unter ihrer Würde, auf solche niedrige Verleumdungen zu antworten. Als Studium ward der Festungsdienst in Wasserpositionen angeordnet, und auch die Preisfrage aufgegeben, mit einem halben Sold als Belohnung, den eigentlichen Ort auszumitteln, wo jeder Schwabenstreich zuerst geschehen ist. Als Mausohrs Willen mit großem Beifall angehört worden, schlich er sich, unter bitterlichen Abschiedsseufzern seiner Helden, mit Weißmäuschen wie eine Katze vom Taubenschlag davon, herzlich froh, seine tapfern Soldaten, die ihm auf dem kurzen Marsch so viele Arbeit gemacht, nicht nöthig zu haben.

Die Wagen mit Lebensmitteln waren der Armee schon vorausgegangen, und er fand sie zwei Stunden vor Mainz, wo er gerade noch so viel Zeit hatte, sich auf einen Wagen voll

Sauerkraut zu seßen, als schon die Mainzer Abgesandten ihm entgegen kamen. Um sich aber doch, da er so ganz allein und ohne Armee kam, einiges Ansehen zu geben, ließ er den ganzen Zug der Viktualien sich folgendermaßen ordnen: er selbst saß auf einem ungemein großen Schinken, der auf einem Wagen voll Sauerkraut lag, und dieser Wagen war mit Guirlanden von allerlei Würsten und Schinken umgeben und von acht der schönsten Mastochsen gezogen. Auf beiden Seiten standen zwei Wagen voll Erbsenmuß, und weiter zwanzig Karren voll Brod, und dann noch unzählig viele Kälber, Kühe, Schweine u. s. w.

Dem angenehmen Geruch dieser Delikatessen zogen die armen hungernden Abgesandten entgegen. Sie bestanden aber: zuerst aus dem Fischer und seiner frommen Marzibille, aus dem Barbier Schrabberling, dem Friseur Rupferling, dem Schuster Kneiperling, dem Fleischer Hackerling und dem Schneider Meckerling. Ach! welche Gefühle von Ehrfucht und Liebe hatten sie bei dem Anblick des Sauerkrauts und der Würste und des Prinzen. Sie übergaben ihm die Schlüssel der Stadt, und nachdem sie sich etwas an seiner Pracht sattgegessen, folgten sie seinem Zug nach Mainz, dort spannten ihm die Einwohner sogleich seine Ochsen aus, die sie schlachten ließen, und zogen ihn selbst in die Stadt.

Alle Lebensmittel wurden vertheilt, die Soldaten auf ihr Ehrenwort aus dem Gefängnisse entlassen und, da sie es selbst begehrten, alle zu Nachtwächtern degradirt zu Ruhe gesetzt, worauf allgemeines Schmausen und Gesundheittrinken begann. Nachdem diese Feierlichkeiten vorüber, machte Mausohr den Bürgern bekannt: da all ihr Unglück aus der Treulosigkeit des Königs gegen seine nun entschlafenen Anverwandten und gegen den Müller Radlauf herrühre, so wolle er damit anfangen, dieses gut zu machen. Er begehre also, daß vor dem Schloß, wo der Galgen gestanden, eine Pyramide aufgerichtet werde; auf der einen Seite sollte seiner Eltern, auf der andern des Müllers, auf der dritten der Ameley und der Kinder Untergang, auf der vierten der Errettung der Stadt durch die Mäuse gedacht werden. Er selbst nahm die Stadt nur in Besitz, bis

der Müller Radlauf, der verschwunden sei, wieder erscheine, der solle sodann ihr König sein.

Die Bürger waren sehr erfreut darüber und schrieen: Vivat! Den folgenden Tag legte Mausohr den Grundstein zur Pyramide, theilte den Bauern Saatkorn aus und zog sodann wieder von den Bürgern begleitet zu dem Storch und zu seiner Armee, wo ihn die Bürger unter tausend Segenswünschen verließen.

Vierzehn Tage war er weggewesen, und wie war er von der Kriegszucht seiner Armee gerührt, da er sie alle miteinander noch auf derselben Stelle im Fußbad begriffen fand, wo er sie gelassen. Das Blutbad hatte ungemein gewirkt, und war ihre Tapferkeit so gemäßigt, daß sie ordentlich miteinander sprachen und gegeneinander über die schwere feuchte Position fluchten, daß es eine Art hatte. Der Prinz kommandirte sie nun selbst aus dem Wasser heraus; aber sie antworteten durch einen Trompeter, daß sie sich nicht eher ergeben würden, bis ihnen das Schnupftuch in der Tasche brennte, sie hätten während der vierzehn Tage solche Fortschritte in der Subordination gemacht, daß diese Festung, die ganz unter Wasser sei, und wo ihre Füße bis an die Waden eingegraben seien, nicht eher übergeben werden könne, bis alle Laufgräben zum Laufen eröffnet und ein Loch geschossen sei, durch das man entwischen könne.

Der Prinz hatte nun nebst dem P. T. Storch von Neuem seine Noth; er konnte sie auf keine Art aus ihrer eingebildeten Festung herauskriegen; endlich ließ der ehemalige Schulmeister durch die Kinder das Bächlein oben abdämmen, und sie standen bald im Trocknen; dann ging der Prinz und steckte mit seiner Tabakspfeife einem nach dem andern das Schnupftuch in der Tasche an, und sodann zogen sie auf eine ehrenvolle Capitulation hin, wo sie Lust hatten, um die aufgegebene Preisfrage ruhig auszuarbeiten. Der Prinz dankte Gott, daß er seine braven und großen Helden los ward, und zog auch nach Trier zurück. Von diesen ausgezeichneten Helden sind nachher alle die vielen Burgen und Thürme am Rhein und an der Mosel erbaut worden, denn sie hatten Abscheu gegen das Wasser erhalten.

Nun wollen wir aber sehen, wie weit der König Hatto mit seinem Thurme gekommen. Aber der ist bereits fertig und steht mitten auf der Insel; der König und die Königin sitzen in ihrer Kammer und lachen den Rattenkönig aus, der sie auf dem Rochusberg ruhig beobachtet. Dann und wann zeigt die Königin dem Rattenkönig die Staatskatze zum Fenster hinaus und ladet ihn höhnisch zum Besuch. Aber der Rattenkönig rümpft die Nase und bleibt in seiner Haltung.

So stehen die Sachen, als Hatto sagt: „Nun muß unser Thurm einen Namen haben; ich will, er soll Mausthurm heißen, weil er mich von den Mäusen gerettet." — „Nein" sagte die Königin „der Name würde der Staatskatze, welche die Mäuse haßt, verdrießlich sein, laß das „s" weg und nenne ihn Mauthurm, weil die Katze durch ihr Mauen die Mäuse abhält." — Das wollte der König nicht, sie zankten sich, und als er sagte, die Katze sei solcher Ehren gar nicht werth, seit sie durch ihren Sprung ins Hochzeitschiff ein großes Unglück veranlaßt habe, schwieg die Königin und begab sich, da es Nacht war, hinab, setzte sich auf das Schiff und fuhr den Rhein weiter hinab und baute sich ein Schloß bei St. Goar, das sie die Katze nannte und worauf sie ruhig fortlebte.

Als der Rattenkönig durch seine Schildwachen erfuhr, daß die Königin mit der Staatskatze fort sei, ließ er sogleich seine ganze Armee in der Nacht von den Wasserratten nach der Insel übersetzen, und nun rächte er den Spott des Königs Hatto, der umsonst nach seiner Gemahlin und der Staatskatze schrie, bitter. Er stürmte von allen Seiten den Thurm, und ehe es noch Abend geworden war, hatte er den König sammt allen seinen Leuten aufgefressen. Nun ließ er die Mäuse, die von der Insel waren, drauf zurück und begab sich mit den übrigen wieder nach Trier, wo er sie entließ und seine Wohnung auf dem Grab der alten Königin wieder einnahm. Um der Königin von Mainz aber auf ihrem Schlosse die Spitze zu bieten, ließ er auf der andern Seite, dem Schlosse Katz gegenüber, ein Schloß bauen, dem er den Namen Maus gab, und das er mit Mäusen und einigen von des Königs Mausohr da herumstreifenden Kriegs-

ſtudenten beſetzte. Beide Schlöſſer ſind noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen.

Wie das Goldfiſchlein wieder zum Vorſchein kam und was es von dem alten Vater Rhein und den Kindern erzählte.

Als die Mainzer Bürger ſich durch Eſſen und Trinken ein wenig herausgefüttert hatten und mit der Pyramide fertig waren, wurden ſie durch die Inſchrift derſelben wieder gar ſehr an den traurigen Verluſt ihrer Kinder erinnert und waren wieder gar ſehr betrübt. In ſolchen traurigen Gedanken lag auch an einem Sonntagmorgen Marzibille und der Fiſcher im Bett und ſprachen von ihrem Ameleychen. „Ach!“ ſagte der Fiſcher „was die Sonne ſo ſchön über dem Rhein aufgeht, gehen wir hinaus und rufen dem Goldfiſchchen, vielleicht bringt es heute Nachricht.“ Sogleich machten ſich beide auf, füllten das Glas des Fiſchchens mit friſchem Waſſer und ſtreuten Broſamen hinein, und nun gingen ſie, da die ganze Stadt noch ſchlief, an den Fluß und ſetzten ſich an die Stelle, wo das Fiſchchen vor einem Jahr dem Ameleychen in den Schoß geſprungen war, und nun rief Marzibille:

„Sonnenſchein
Ueberm Rhein,
Goldfiſchlein
Im Wellenſchein,
Sag geſchwind
Wie der Wind,
Ob mein Kind
Wolle oder Seide ſpinnt?“

Siehe, da machte das Waſſer einige Ringe, und hopp! ſprang das Goldfiſchlein der Fiſcherin in das Glas, das ſie auf dem Schooß hatte, und ſprach:

„Seide, Seide, Seide
Spinnt dein Kind voll Freude;
In dem Sonntagskleide
Sitzt es auf dem Wasserschloß
In des alten Rheines Schooß;
Spielt ihm in dem grünen Bart
Mit den kleinen Händen zart;
All die andern Kinder sitzen
Rings und thun die Ohren spitzen,
Weil der alte Wassermann
Märchen schön erzählen kann;
Und die fromme Prinzessin
Sitzt im Kreise mitten drin;
Ameleychen läßt euch grüßen
Recht von Kopf bis zu den Füßen,
Danket euch für Rock und Schuh,
Für das Hemdlein auch dazu!"

Als der Fischer und die Fischerin diese Worte des Goldfischchens gehört hatten, waren sie ganz außer sich vor Freude; sie liefen geschwind mit dem Goldfischlein nach Hause, deckten ihr Tischchen mit einem weißen Tuch, stellten das Fischlein drauf und setzten sich beide dazu, und nun sprach Marzibille: „Erzähle Fischchen, erzähle;" aber da kam Weißmäuschen auch unter der Wiege hervor und sprang voller Freuden herum, daß das Goldfischchen wieder da war, und sie ließen das Weißmäuschen auf den Tisch springen, und da saß es ganz aufmerksam, und sie hörten alle drei zu, was das Goldfischchen erzählte.

„Als Ihr mich in den Rhein warft, Frau Marzibille, und das Bündelchen Kleider hinter mir drein, kamen gleich ein paar große Hechte heran geschwommen und glaubten, die rothen Schuhe wären was zu fressen; ich schlüpfte aber in den einen Schuh und hörte, wie sie sagten:

„Das ist wieder nur ein Klumpen
Bunter Lumpen,

Mag den Kindern wohl gehören,
Die wir täglich lachen hören
Die wir gar zu gerne fräßen,
Wenn sie nicht im Schlosse säßen."

Und nun schwammen sie fort; ich war voller Freude, daß ich gehört hatte, die Kinder säßen in einem Schlosse und lachten; doch blieb ich in meinem Schuhe sitzen und lauerte weiter. Sieh, da kamen ein paar dicke Rheinkarpfen anspaziert, ein paar alte Leutchen, sie hatten graues Moos vor Alter auf dem Kopfe wachsen; da sagte die Karpfin zum Karpfen:

„Alterchen! das wär so was,
Zieh das Jäckchen an zum Spaß,
Ich will in das Hemdchen schleichen,
Daß wir so den Menschen gleichen,
Und dann schwimmen wir zum Schloß,
Machen tolle Sprünge groß,
Und die Kinder werden meinen,
Daß wir seien, was wir scheinen:
Ich ein Mädchen, du ein Bübchen;
Und sie werden dann, mein Liebchen!
Zu uns vor die Thüre kommen,
Daß wir werden aufgenommen;
Dann paß auf, wie ich dann schnappe,
Einen Jungen mir ertappe,
Du ein Mägdlein magst erwischen,
Jeder soll sich eines fischen."

Der alte Karpfen war ganz bereit zu der Maskerade, die ihm sein närrisches Weib vorschlug, sie half ihm in das Jäckchen und schlüpfte selbst in das Hemd und dann schwammen sie lachend, von vielen andern Fischen verfolgt, den Rhein hinunter. Nun wäre mir das eine schöne Gelegenheit gewesen, mit ihnen nach dem Wasserschloß zu kommen; aber ich wollte die schönen rothen Schuhe nicht zurücklassen, und auch ängstlich war es mir, daß sie mit Ameleychens Kleidern auf und davon gingen. Als

ich kaum einige Minuten nachgedacht hatte, was ich anfangen sollte, siehe, da ging der Mond auf und ergoß sein erquickendes Licht von den Rebenhügeln hinab bis auf den Grund des Rheines, und die Fluth schimmerte unter und ober mir wie ein fließender Smaragd, meine goldenen Floßfedern schimmerten, und die rothen Schuhe, in denen ich steckte, glänzten wie eine Koralle; es war mir durch und durch wohl und selig; da rauschte etwas mit den gelben Wellen des Mainstromes an mich heran, und bald erkannte ich eine heitere Schaar von Nymphen. Es zogen voraus zwei schöne muthige Jünglinge, der weiße Main und der rothe Main, die kräftigen Söhne des Fichtelberges; sie schwammen mit verschlungenen Armen und sangen ein Doppellied, um sie her gaukelten viele schöne Nymphen, ihre Gespielinnen, Geliebten und Bräute: die freudige Rodach, die freundliche Itsch, die lustige Baunach, Lautenbach und Ellern, dann die edle Nordgauerin, die Regnitz, mit ihren Gespielen, der kunstreichen Pegnitz, der Wiesent und Aysch, weiter die kluge Saale und die sinnreiche Sinna, dann die spielende Lohr und die berauschte Tauber, und zuletzt die liebliche Nidda; alle diese rauschten mit Weinlaub, Früchten, bunten Wimpeln, Harfen und Hörnern geschmückt, um die beiden Jünglinge singend und klingend, mit lautem Jubel in den mondglänzenden Rhein. Als sie über mir waren, sangen sie alle mit einander:

„Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Lust gewunden
Spiegelt sich die fromme Nacht.

Welch entzückend laues Wehen!
Blumenathem! Traubenduft!
Wie die Felsen ernsthaft sehen
In des Wiederhalles Kluft!

Rhein, du breites Hochzeitbette!
Himmelhohes Lustgerüst!
Wo sich spielend um die Wette
Stern und Mond und Welle küßt."

Und nun ſangen die Brüder, der weiße und rothe Main:

„Aus dem alten Fichtelberge
Rauſcht zu dir das Brüderpaar,
Im Geſtein die klugen Zwerge
Machten uns manch Märlein klar.

Mit uns ziehen zu dir nieder
Viele Nymphen ſchön und klug,
Und wir bringen alte Lieder
Alte Märchen dir genug.

Rhein, du haſt uns eingeladen
In dein grünes Waſſerſchloß
Zwiſchen jauchzenden Geſtaden,
In den kühlen Felſenſchooß.

Und wir wollen jenen Kindern,
Die du drin gefangen haſt,
Märchen ſingend, bald vermindern
Ihres Heimwehs bittre Laſt.“

Und nun ſangen die Nymphen eine nach der andern:

„Freundlich bin ich, Rodach heiß ich,
Rother Röslein manchen Strauß
Von gebückten Büſchen reiß ich,
Theil' ſie frommen Kindern aus.

Ich bin heimlich, heiße Itſche,
Wenn, wo Dorn und Schlehe blüht,
Still ich durch die Felſen witſche,
Lauſche ich der Hirtin Lied.

Baunach, Lautenbach und Ellern
Sind wir, bringen Kieſel rund,
Die wir in den Felſenkellern
Ausgeſucht hübſch glatt und bunt.

Ich bin edel, heiße Regnitz,
Stamme aus dem Nordgau her,
Aysch und Wiesent und die Pegnitz
Tragen meine Gaben schwer.

Aysch bringt rothe Pfaffenhütlein,
Wiesenblümlein Wiesent bringt,
Und manch Märlein und manch Liedlein
Wissen wir, das lieblich klingt.

Ich die Pegnitz sinnreich heiter,
Bring den Kindern Spielerei:
Trommeln, Pfeifen, Puppen, Reiter
Führ aus Nürnberg ich herbei.

Arche Noäh, Gänsespiele,
Pfefferkuchen, buntes Wachs
Bilderbücher, ei wie viele!
Und manch Liedlein von Hans Sachs.

Ei! die Kindlein werden lachen
Ueber all den lieben Tand,
Breit' ich erst die schönen Sachen
Ihnen aus im klaren Sand.

Heisa! lustig! Rockenstube,
Jahrmarkt, Niklas, heil'ger Christ,
Freu dich, Mägdlein, freu dich, Bube,
Alles hier beisammen ist.

Ich die kluge Saale heiße,
Bin ein Nixchen wunderbar,
Stell verwandelt mancherweise
Bald als Kind, als Greis mich dar.

Sinnreich bin ich, Sinna heiß' ich,
Wandle durch den Erlenwald,
Und vom Erlenkönig weiß ich
Auch manch Lied, das rührend schallt.

Rauſchend durch die Mühlen ſpring ich,
Spiele gern und heiße Lohr,
Von dem Müllerburſchen ſing ich,
Der ſein treues Lieb verlor.

Tauber heiß' ich, Reben ſchwing ich
Trunken in dem Taubergrund,
Und den Kindern Tauben bring ich
Um die Hälſe golden bunt.

Und ich heiße Nidda, Nidda,
Im Gebüſch verſteck ich mich,
Rufe immer: Nit da, nit da,
Mit den Kindern neck ich mich."

Und nun ſangen ſie wieder alle zuſammen:

„Seid gegrüßt, ihr Rebenhügel!
Seid gegrüßt, ihr Felſenſtein'!
Die ihr unter Gottes Flügel
Alſo ſüß geſchlummert ein.

Felder, Korn und Blumen tragend,
Hirtenflöten, einſam klagend,
Hohe Thürme, Glocken ſchlagend,
Kirchlein, Schloß am Felſen ragend.

All ihr hochgeherzten Helden,
Die zu Bacchus Hochaltar
Sich zum blauen Spiegel ſtellten,
Seid gegrüßt von unſrer Schaar!"

Und nun wollten ſie eben ſelig den Rhein, der unter dem blauen Sternhimmel wie eine herrliche Gruft voll Edelſteinen hinaus ſchimmerte, hinabziehen, als die beiden Brüder Weiß-Main und Roth-Main die rothen Schuhe, in denen ich lauſchte, bemerkten und niedertauchend alſo ſangen:

„Aber sieh da! auf dem Grunde,
Wie das schimmert, sieh doch zu!
Ei potz tausend! ein paar bunte,
Neue, rothe Kinderschuh!

Ei! die nehm ich mir geschwinde,
Ehre leg ich damit ein,
Schenke sie dem frömmsten Kinde,
Das ich finde bei dem Rhein."

Da nahmen sie die rothen Schuhe mit, und ich versteckte mich ganz vorn in der Spitze des Schuhes, damit sie mich nicht etwa herausjagen sollten, und so rauschte ich mit ihnen den Strom hinab, noch immer besorgt, wo der alte Karpfen und seine Frau mit dem Jäckchen und dem Hemde möchten hingekommen sein. Als wir an dem Bingerloch ankamen, wo der Rhein einen tiefen Strudel macht, tauchten die Nymphen unter und wir sahen einen hellen grünlichen Schein, und je tiefer wir kamen, je heller ward es, und endlich erkannten wir schon einige Lichter, und nun standen wir vor einem durchsichtigen gläsernen Haus; rings war es von unzähligen Fischen umgeben, die dem Lichte nachgezogen, und mit den Nasen an den glatten gläsernen Wänden herumschnupperten und nicht hinein konnten; da pochten nun die Jünglinge Weiß-Main und Roth-Main leise an, und es fragte ein alter Wassermann drin:

„Ei wer klopfet? wer ist draus?
Wer klopft an dies stille Haus?
Wo die Kindlein alle schlafen,
Träumen von den Wolkenschafen,
Seid ihr es, ihr tollen Fische?
Wart! wenn einen ich erwische!"

Aber nun antwortete der Main:

„Thu' auf! thu auf die grüne Thür!
Der roth' und weiße Main ist hier
Mit vielen holden Wasserfrauen,

Sie wollen nach dem Rheine ſchauen,
Sie bringen ſeinen Kinderlein
Manch Lied und ſchöne Spielerei'n."

Nun kam der alte graue Waſſermann heraus, der da Thorwächter war, und ſprach:

„Wie viel ſeid ihr, daß ich zähle,
Daß kein Fiſch herein ſich ſtehle."

Nun ſprachen die zwei Brüder:

„Wir zwei Brüder, vierzehn Frauen,
Sechzehn ſind wir, du darfſt trauen."

Nun ſprach der Waſſermann, indem er einen nach dem andern herein ließ und mit einem Ruder die Fiſche, die ſich herzudrängten, zurückſtieß:

„Leiſe! Leiſe! plätſchert nicht,
Wecket mir die Kinder nicht,
Die da rings in gläſern' Wiegen
In dem ſüßen Schlummer liegen;
Wenn ihr alle ſeid herein,
Räume ich euch Betten ein.
Ihr kommt wohl zur rechten Zeit,
Von hier ſind gereiſet heut
Erſt der Neckar und die Lahn,
Ich weiſ' euch die Betten an,
Wo ſie lagen ausgeſtrecket,
Sie ſind alle friſch gedecket.
Leiſe! leiſe! plätſchert nicht,
Weckt den Vater Rhein mir nicht;
Er da in der Mitte lieget,
Und nachdem er eingewieget
Ameleychen hold ein Kind,
Selbſt jetzt ſtille Träume ſpinnt;

Folget mir in einer Kette,
Stoßet nicht an jenes Bette
Auf korallenrothen Füßen,
Goldsand füllt die blauen Kissen,
Ameley die Prinzessin
Schlummert drin."

Und nun schlüpften die Jünglinge und Nymphen, eines nach dem andern, bei dem Wassermann zur Thüre hinein, und er zählte sie alle. Sieh! da kam auch ein Siebzehnter und ein Achtzehnter; aber der wachsame Wassermann erwischte die Beiden bei den Aermeln, und da blieb ihm das Jäckchen und Hemdchen in den Händen, und der alte Karpfe mit seiner listigen Frau kriegten eine solche Ohrfeige mit dem Ruder, daß sie sich auf den Rücken legten, was bei uns Fischen ein Zeichen des Todes ist.

Nun könnt ihr euch gar nicht denken, welche Herrlichkeit da zu sehen war, die Nymphen machten einen halben Kreis und gaben nur mit Winken sich ihr Entzücken zu verstehen. Wir waren unter einem gläsernen Gewölbe, und über uns sahen wir das Gewässer mit Millionen bunter Fische, die sich mit ihren glänzenden Schuppen an das Glas anlegten und mit ihren Goldaugen hereinsahen, so daß die ganze Decke wie tausend Regenbogen durch einander schimmerte; wo sich die Fische wegbewegten, sah man wieder zwischen wunderbaren Felsen die Sterne und den Mond durch die dunkle Fluth leuchten, es war nicht zu beschreiben wie schön. Ja, wenn aller blaue Himmel eine Wiese wäre, und alle Sterne bunte Blumen, und alle Wölkchen Lämmer, und der Mond ein Schäfer, und die Sonne ein goldener Brunnen, und die Morgenröthe eine erwachende Hirtin, und die Abendröthe ein ermüdeter Jäger, und die Liebe zöge wie ein Lüftchen durch die Blumen und bewegte sie, und die bunten Bänder der Hirtin spielten in ihr, und die Locken des Jägers wehten in ihr, und der goldene Brunnen sprünge und ergösse sich durch die Wiesen, und die Lämmer tränken aus ihm und der Schäfer stellte einen bunten Stab in den Brunnen

vor die Augen der Lämmer, und Alles wäre selig, und ihr läget unschuldig wie euer Ameleychen in der Wiege und sähet alles das im Traum: so wäre es doch nicht halb so schön, als was ich da sah."

„Nun, nun" — sagte der Fischer — „du machst es auch gar zu schön, Fische bleiben doch Fische, und Wasser Wasser." — „Ach!" sagte Marzibille „es ist mir nur lieb, daß es schön ist; ich wollte, es wäre noch tausendmal schöner, wegen Ameleychen, das nun einmal dort ist; aber erzähle fort, Goldfischchen! ich vergehe vor Ungeduld, von meinem lieben Kinde zu hören."

„So sah es aus, wenn man über sich sah" — fuhr Goldfischchen fort — „ein solcher Himmel lag über Ameleychen und den übrigen Kindern. Aber als ich hinab sah, da ging mir das Herz erst auf, und wäre ich schier vor Freuden aus dem rothen Schuh gesprungen! Rund herum ging eine breite Stufe nach der andern hinab, und auf allen standen im Kreis herum eine Wiege, ein Bettchen am andern, und wir sahen in einen offenen Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern; auf der einen Seite des Kreises schlummerten alle Mägdlein, auf der andern alle Knaben. Tief unten aber stand auf der einen Seite ein schönes Bett von lauter Korallen, darauf schlummerte die Prinzessin Ameley; auf der andern Seite stand ein Bett von Felsenstein mit Goldsand gefüllt, darauf schlief der alte Vater Rhein, ein gar ehrwürdiger, großer und starker Greis, sein langer grüner Schilfbart hing von seinem Lager herab über eine artige gläserne Wiege, und, ach Frau Marzibille! wer schlummerte in dieser Wiege?" — „Ach mein blondes Ameleychen" schrie die Fischerin und weinte vor Freude.

„Ja, Ameleychen schlummerte da" sagte Goldfischchen — „und lächelte im Traume und hatte rothe Bäckchen, wie hier, und hatte seine Händchen gefalten, wie hier, und seine Kleiderchen lagen ordentlich und reinlich zusammengelegt auf dem kleinen Schemel, der bei seinem Bette stand, wie hier."

„Ja, es war immer ein gutes und frommes Kind" sagte jetzt der Fischer und weinte auch.

Was das Goldfischchen weiter von den Wundern erzählt, die es bei dem alten Vater Rhein gesehen.

„Nun aber“ — fuhr Goldfischchen fort — „muß ich euch auch noch sagen, woher das Licht kam, welches das ganze Gewölbe angenehm erleuchtete: rechts von dem Bette des Vaters Rhein und gerade in der Mitte des Bodens war eine große und runde Oeffnung mit einem goldenen Gitter umgeben; es führten Stufen hinab, und unten sah man rings eine Menge Bogengänge nach allen Seiten hin laufen, aus deren jedem ein anderer Glanz heraus schimmerte: grün, roth, blau, gelb, violett, kurz alle möglichen Farben, und als die Nymphen den alten Wassermann fragten, woher dieser wunderbare Schimmer komme, sagte er:

„An diesem wunderbaren Ort,
Da ruht der Nibelungen Hort;
Um ihn geschah wohl mancher Mord;
Hier liegen Schilder, Helm und Ringe,
Manch goldnes Heft, manch gute Klinge,
Kleinode und viel andre Dinge,
Der Frauen Zier, der Helden Wehr
Ruht da, viel tausend Centner schwer,
Und streut das bunte Licht umher.“

Da fragte der weiße Main:

„Was heißt das: Nibelungen Hort,
Um den geschah so mancher Mord?
Erklär' mir, Wassermann, dies Wort.“

Da sagte der Wassermann:

„Es ist ein Schatz, der hier versenket,
Der Rhein des selbst nicht mehr gedenket,
Wer ihm denselben Schatz geschenket;

Doch leben noch vier alte Greiſe,
Macht ihr zu ihnen eine Reiſe,
So werdet ihr hierin gar weiſe.

Der Erſt' ediret an der Spree,
Er ſagt, der Schatz kam über See,
Er heißt der Doktor Hagene.

Der Zweit' notiret an der Iſer,
Wer iſt weitläufiger als dieſer?
Und Docen vom Dociren hieß er.

Der Dritt' und Vierk' ſitzt an der Fuld',
Grimm heißen ſie, doch voll Geduld
Studiren ſie an einem Pult.

Willſt einen um den Schatz du fragen,
So werden alle Vier dir ſagen,
Daß ſie ihn nicht in Rhein getragen.

Und werden Drei von ihnen ſterben,
So wird der Vierk' die Weisheit erben,
Den ganzen Schatz und alle Scherben."

Da fragte der rothe Main:

„Sag beſſer uns, wohin die Gänge
Gewölbet auf der Säulenmenge
Zuletzt noch führen in der Länge?"

Da ſagte der Waſſermann:

„Die ſieben Bogengänge führen
Zu ſieben reinen goldnen Thüren,
Die ſieben Treppen dann berühren.

Und dieſe Treppen auf ſich winden,
Bis ſie in einem Saal verſchwinden,
Dem ſieben Kammern ſich verbinden.

Im Saal auf siebenfachen Thronen
Sitzt Lureley mit sieben Kronen,
Rings ihre sieben Töchter wohnen.

Frau Lureley, die Zauberinne,
Ist schönes Leibs und kluger Sinne,
Hoch hebt sich ihres Schlosses Zinne.

Von innen aus der Maßen fein,
Von außen schroff ein Felsenstein,
Umbrauset von dem wilden Rhein.

Sie ist die Hüterin vom Hort,
Sie lauscht und horchet immerfort,
Und höret sie ein lautes Wort,
Singt, thut ein Schiffer einen Schrei,
So ruft die Töchter sie herbei,
Und siebenfach schallt das Geschrei
Zum Zeichen, daß sie wachsam sei."

„Das ist recht wunderbar" — sagte der weiße Main — „ich will dich aber nicht fragen, wer die Frau Lureley eigentlich ist, und warum sie Alles siebenfach hat, und wie sie zu dem Wächteramt gekommen, du möchtest mich wieder zu deinen vier weisen Meistern schicken." — „Ach!" sagte der Wassermann — „die wissen auch gar nichts von ihr; Frau Lureley ist viel älter als diese Herren, obschon jeder von ihnen ein paar hundert Jahre älter ist als der andere. Frau Lureley ist eine Tochter der Phantasie, welches eine berühmte Eigenschaft ist, die bei Erschaffung der Welt mitarbeitete und das Allerbeste dabei that; als sie unter der Arbeit ein schönes Lied sang, hörte sie es immer wiederholen und fand endlich den Wiederhall, einen schönen Jüngling, in einem Felsen sitzen, mit dem sie sich verheirathete und mit ihm die Frau Lureley zeugte; sie hatten auch noch viele andere Kinder, zum Beispiel: die Echo, den Akkord, den Reim, deren Nachkommen sich noch auf der Welt herumtreiben. Doch das wird euch Frau Lureley selbst erzählen, und zwar siebenmal, wenn

ihr sie darum fragt. Jetzt aber ist Schlafenszeit, hier oben seht eure Kammer, morgen früh um fünf Uhr müßt ihr aufstehen, und dem alten Rhein ein Morgenlied singen."

„Ja" — sagte der rothe Main — „aber lasse uns zuerst unsere Geschenke zu den Füßen des alten Rheins und auf die Betten der Kinder herum legen, damit sie morgen beim Erwachen sich recht freuen."

Nun spazierten die Nymphen in einer Linie rings an den Kreisen der schlummernden Kinder herum und legten ihnen allerlei Blumen, bunte Steine, Muscheln, Kränze, Sträußer, und die Pegnitz ihnen tausenderlei schöne Spielereien auf die Betten. Je tiefer wir kamen, je näher kamen wir zu Ameleychen, je heftiger pochte mir das Herz, und endlich waren wir an der Wiege; der Wassermann sagte leise: dies ist das frömmste liebste Kind hier, und legte die den Karpfen abgenommenen Kleider auf den Schemel, der an der Wiege stand; der Main stellte die rothen Schuhe, worin ich saß, auch dazu, die Pegnitz legte ihm die schönste Puppe in die Arme, und jede Nymphe gab ihm das beste, was sie hatte; und dann zogen sie alle miteinander in die Höhe und schwammen in die Grotten, die ihnen angewiesen waren. Der alte Wassermann sagte jeder gute Nacht und machte die Thüre zu; dann riegelte er auch nochmals die obere Thüre des ganzen Schlosses zu, drehte sich um und segnete das ganze Haus, und schlüpfte auch in ein Felsengewölb, wo er schlief."

„Ei! Ei!" — sagte der Fischer „mein lieber Goldfisch, du machst einem das Leben recht sauer und hältst einen lange hin, bis du auf den Punkt kömmst, ob wir unser Ameleychen auch je wieder zu sehen kriegen; sonst sagt das Sprüchwort: stumm wie ein Fisch; bei dir könnte man sagen: geschwätzig wie ein Fisch."

„Ach lieber Petrus!" — so hieß der Fischer, sagte Marzibille — „laß ihn nur ruhig fortreden, ich höre ihn gar gern, ich gehe jeden Schritt und Tritt mit ihm und denke mir, daß Ameleychen das alles erlebt hat, und ich hoffe, wenn die Kinder so heil und gesund und in so guter Pflege sind, Gott

wird sie uns noch einmal wieder schenken; erzähle, Goldfischchen, erzähle!"

„Ja, Gott wird sie euch wieder schenken" — sagte Goldfischchen — „darüber seid ruhig und verzeiht mir, daß ich das Herz so voll habe, daß ich euch dies gleich zu sagen vergessen, und laßt ihr mich nun ohne Unterbrechen fortreden, so sollt ihr bald hören, wie eure Kinder zu retten sind. — Als nun der Wassermann zur Ruhe gegangen war, war ich es allein, der wachte; das Krystallwasser, welches das Schloß anfüllte, ward immer ruhiger, die ganze Herrlichkeit ober mir war klarer zu sehen; ich hörte rings die Herzen all der Kinder pochen, und sah, wie das Wasser über ihrer Brust leise davon zitterte; ach! ihr könnt nicht denken, wie mir freudig und selig zu Muthe war, als ich Ameleychens Herz pochen hörte und das Wasser über seiner Brust zittern sah; ich konnte mich nicht mehr halten, ich schlüpfte aus meinem Schuh heraus, und schwamm in das bewegte Wasser über Ameleychens Herz, und ruhte so lange in der von ihrem Leben bewegten Fluth mit unendlicher Liebe. Als ich so stille stand und das liebe Gesichtchen betrachtete, bewegte Ameleychen seine Lippen und sprach im Traume: Ach, liebe Mutter! ich bin recht erschrocken, ich bin ins Wasser gefallen; aber es ist recht schön hier; ich bin bei frommen Leuten, meine Pathe, die gnädige Prinzessin ist auch hier; Mutter, komm doch auch."

Als die Fischerin dieses hörte, fing sie heftig zu weinen an, und schrie: „Ja, ja, ich will kommen; drum hat es mich immer so hinuntergezogen, wenn ich am Rhein ging, du hast mir gerufen" — und nun wollte sie zu der Thüre hinaus laufen und sich ins Wasser werfen, aber Petrus hielt sie beim Rock zurück und sagte: „Bleib sitzen, Marzibille! und laß den Fisch ausreden, hernach, wenns nöthig ist, springe ich mit in den Rhein." Marzibille umarmte den guten Petrus, da er dies gesagt, und sie saßen mit verschlungenen Armen bis zum Ende der Erzählung.

„Mich rührte diese Rede, wie euch" — sagte Goldfischchen — „und als über ein Weilchen das Kind wieder sagte: Gold-

fischchen! Goldfischchen! wenn du hier wärest, das wäre ein herrlich Leben für dich und für mich — da war ich so über die Rede erfreut, daß ich näher zu ihm schwamm und mich zwischen es und die Puppe an sein liebes treues Herzchen legte."

„Hat es denn von mir gar nicht gesprochen?" fragte Weißmäuschen traurig.

„Warte nur noch ein bischen" — sagte der Fisch — „gleich kömmt auch die Reihe an dich. Ich schlummerte an einer so lieben Stelle und erwachte nicht eher, als durch den Druck von Ameleychens Hand. Die Sonne ließ eben ihre ersten Strahlen in den Rhein niedersinken, der wie ein fließendes Gold zitterte; man sah die Felsen oben und die Städte und die Berge und die Menschen und die Schiffe; man sah an der Felswand das ganze Haus der Frau Lureley hinauf bis an den blauen Himmel, wo die Vögel hin und her schwebten; man sah den Reiher niederstürzen und einen vorwitzigen Fisch holen; ein Schifflein zog oben, und darauf fuhren zwei Knaben, der eine freudig mit braunen Haaren, der andere traurig mit schwarzen Haaren. Als sie an dem Fels waren, riefen sie:

„Lureley! Lureley!
Es fahren zwei Freunde vorbei."

Und nun sang der Schwarze:

„Am Rheine fahr ich hin und her
Und such den Frühling auf;
Mein Sinn so leicht, mein Herz so schwer,
Wer wiegt sie beide auf?
Der Mond gehet unter,
Die Liebe geht unter,
Das Schiff zieht hinunter,
Wer hält sie auf?"

Und Frau Lureley rief siebenmal zurück:

„Wer hält sie auf?"

Und dann sang der Braune:

„Die Sonne geht auf,
Wonne, Wonne still in Schauern
Dich umfangen frische frische Luft;
Sinnend auf die Strahlen lauern
Spielend in dem Morgenduft;
Lieben und geliebt zu werden
Ist das Einzige auf Erden,
Was ich könnte, was ich dächte, was ich möchte,
Daß es mir nur könnte werden,
Lieben und geliebt zu werden."

Und nun sprach Frau Lureley ihm siebenmal zurück:

„Lieben und geliebt zu werden!"

und sie schwammen hinab. — Darüber nun war Ameleychen aufgewacht, und hatte mich bemerkt und nahm mich voller Freude in die Hand, wodurch ich auch erwachte. Ihr könnt gar nicht denken, wie das Kind mich herzte und drückte, und es fragte gleich nach der Mutter und dem Vater, und auch nach dir, Weißmäuschen, und ich erzählte Alles, was ich wußte, und kaum hatten wir eine halbe Stunde gesprochen, so rauschte der rothe und weiße Main und die übrigen Nymphen aus ihren Grotten und begannen ein Morgenlied, worauf der alte Vater Rhein und die Kinder sich alle regten und die Augen wischten. „Geschwind" — sagte Ameleychen zu mir — „verstecke dich in meine gläserne Wiege, wo du Alles hören und sehen kannst; denn es dürfen keine Fische hier herein; auf die Nacht, wenn Alles schläft, rede ich wieder mit dir" — und nun steckte sie mich in die Wiege, an eine bequeme Stelle, wo ich Alles belauern konnte. Als die Kinder rings erwachten und ihre Spielsachen fanden, entstand ein allgemeiner Jubel. Alle schrieen: das Christkindchen war da, der heilige Niklas war da! Alle Knaben zogen auf Steckenpferden mit Trommeln und Pfeifen am Bette

des alten Rheins vorüber. Alle Mädchen kamen mit ihren Puppen und Blumen an das Bett der Prinzessin Ameley; dazwischen sangen die Nymphen das Morgenlied, und man hörte den Gesang der Lerchen, die über dem Wasser die Sonne begrüßten, dir durch den ganzen Himmel voll Unschuld und Freude niederstrahlte. Da aber Ameleychen dem Vater Rhein seine Spielsachen zeigte und dabei in neuen hübschen Kleidern und in den rothen Schuhen hübsch geputzt dastand, fragte er: „Ei Ameleychen, wo hast du denn die Kleider und die rothen Schuhe her?“ Da sagte das liebe Kind: „Die waren schon lange mein, die Mutter hat sie immer in unserem großen Schranke aufgehoben, sie hat sie mir gewiß herabgeschickt;“ und nun kamen die Nymphen und die beiden Brüder Main herab, und nachdem sie der alte Vater Rhein begrüßt hatte, spielten die Nymphen mit den Kindern; aber der alte Rhein, der rothe und weiße Main, die Prinzessin und Ameleychen blieben beisammen. Der Main erzählte, wie er die Schuhe gefunden, und wie der Wassermann dem Karpfen die Kleider abgenommen; siehe! da fand Ameleychen einen Zettel in der Tasche ihres Rockes, den ihr Frau Marzibille hineingelegt, und gab ihn der Prinzessin zu lesen:

„Lebst du noch, so bete fromm,
Bist du todt, in Himmel komm;
Bitt die lieben Engelein,
Daß auch ich bald komm' hinein.
Dieses ist der einz'ge Wille
Deiner treuen Marzibille.“

Als Ameleychen dies hörte, fing sie heftig an zu weinen, und rief immer: ich will sterben, ich will in den Himmel zu meiner Mutter; auch die Prinzessin weinte sehr, und der alte Rhein war sehr gerührt über Eure Mutterliebe, Frau Marzibille! und die beiden Brüder Main lobten Euch sehr. „Ach“ — sagte die gute Prinzessin „wenn wir nur die gute Frau könnten wissen lassen, daß Ameleychen noch lebt.“ — „Ich weiß nicht, wie es anzustellen ist“ — sagte der alte Rhein — „ja wenn Radlauf,

der Müller, wieder käme; ich kann mit den andern Leuten nicht sprechen." — Als die Prinzessin den Namen Radlaufs ihres Bräutigams hörte, weinte sie von Neuem sehr heftig, und der alte Rhein tröstete sie und sprach: „Schöne Ameley! ich bin es, der Euch zuerst in seine Arme geführt, ich werde Euch wieder mit ihm vereinigen; und wenn es auf Erden nicht sein kann, so werde ich ihn zu Euch herab bringen, wenn er wieder kömmt, seid ruhig; aber wie fangen wir es denn an, der guten Frau Marzibille Nachricht zu geben? die großen Fische sind zu grob und zu dumm, die kleinen würden leicht unterwegs von den großen gefressen, und überdies, weil Frau Marzibille eine Fischerin ist, werden die Fische nichts mit ihr zu thun haben wollen." „Ach," — sagte Ameleychen — „ich weiß wohl ein Fischlein, das gehört mir; es ist mir selbst in den Schooß gesprungen, es steht auf unserem Blumenbrettchen in einem Glase zu Hause bei meiner Wiege, wenn das hier wäre, es ist gar klug und fromm, und würde gewiß die Botschaft ausrichten." — „Närrisches Ameleychen!" — sagte der Rhein — „wenn es hier wäre, so wäre uns freilich geholfen; aber wie solls herkommen?" — „Freilich" sagte Ameleychen — „es kann nicht kommen, es dürfen ja gar keine Fische herein." — Da sagte der Rhein: „Wenn es hier wäre, es sollte mir lieb sein, weil es fromm ist und dir gehört, und uns dienen könnte." — „Nun, da ist es!" sagte Ameleychen und hob seine Decke auf und legte mich dem alten Rhein in den Schooß. Er fragte mich freundlich, wie ich hergekommen, und die Brüder Main lachten, als sie hörten, daß sie mich in den rothen Schuhen hergetragen, und nun mußte ich Alles erzählen, was ich von Mainz wußte. Als ich von der Hungersnoth und der Verzweiflung der Eltern um ihre Kinder erzählte, weinten die Prinzessin und Ameleychen, und bald stimmten alle Kinder mit in die Trauer ein, der alte Rhein und die Nymphen wurden auch sehr betrübt, und da die Prinzessin ihn sehr bat, er sollte den armen Eltern doch die Kinder wieder geben, sprach er: „Alles zu seiner Zeit, was sollen sie mit den Kindern, da sie selbst kaum Brod für sich haben. Wenn der Müller Radlauf wiederkömmt und König von Mainz ist, und wenn ich kein einziges Märchen mehr weiß, um

es den Kindern zu erzählen, dann soll er mir eins erzählen, und dafür will ich ihm auch seine liebe Braut wiedergeben, und dann soll mir einen Tag um den andern eine gute Mutter aus Mainz ein Märchen erzählen, und dafür will ich ihr immer ihr Kind wiedergeben, bis sie alle droben sind; und du, Fischchen! schwimme zurück und grüße die Frau Marzibille, und sage ihr, was du gehört, zum Trost." — Alle dankten nun dem alten Vater Rhein für sein Versprechen; ich aber bat mir die Erlaubniß aus, so lange da zu bleiben, bis die Brüder Main wieder nach Hause zögen, damit ich in ihrem Schutz vor den Raubfischen sicher hierher käme, und das wurde mir zu meiner und Ameleychens großer Freude erlaubt. Nun erzählten während der vierzehn Tage, die ich dort war, die Flüsse die artigsten Märchen, die sie wußten, und die Nymphen sangen allerlei schöne Lieder dazu, wobei alle Kinder sehr vergnügt zuhörten. Da sie aber alle nichts mehr wußten, nahmen sie Abschied und brachten mich wieder her und schwammen nach Franken zurück. Das ist alles, was ich weiß, Ameleychen läßt euch viel tausendmal grüßen."

Der Fischer und die Fischerin sagten dem Goldfischchen viel tausend Dank für die freudige Botschaft und thaten ihm alles Liebe an, und da sie ihm sagten, wenn es wieder in den Rhein wolle, so wollten sie es hin tragen; sagte das Goldfischchen: „Ich will jetzt bei euch bleiben, bis der Radlauf kömmt, dann will ich geschwind zurück und Ameleychen die nahe Hilfe anzeigen" — womit auch die beiden guten Leute ganz zufrieden waren.

Nun dachten sie daran, wie sie auf alle Weise die Nachricht des Goldfischchens den andern Bürgern zum Trost bekannt machen wollten, und gingen gleich in die Kirche und beteten, und nach der Kirche setzten sie sich in den Kirchhof in den Sonnenschein und luden die andern Bürger und Bürgerfrauen zu sich ein und erzählten ihnen Alles. Da ward die Freude und der Jubel allgemein in der ganzen Stadt, und Abends war Illumination und Freitheater und Ball und aller möglicher Spektakel.

Wie Radlauf von seiner Reise zurückkehrt und König von Mainz wird.

Nun aber wollen wir uns wieder einmal an den Müller Radlauf erinnern, der mit dem Testament des Herrn von Staarenberg in den Schwarzwald zu dem Grubenhansel gezogen war; was ihm aber da begegnet ist, wird er hernach selbst erzählen; ich darf jetzt nichts anders sagen, als daß er gerade wieder in der Nacht zu Hause ankam, ehe Goldfischchen zur Frau Marzibille zurückkehrte.

Es war Abends um sechs Uhr, als Radlauf mit den zwölf Rittern, die ihn zurückbegleiteten, auf dem Berg aus dem Wald herausritt; er sah den Rhein zu seinen Füßen, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen; er drehte sich zu den Rittern um und sprach: „Meine lieben Getreuen! wenn ich gleich jetzt euer Fürst bin, so kann ich doch nicht anders; ich muß wieder Müller sein, wenn ich den herrlichen Rhein sehe und die Mühle klappern höre, wo ich meine schöne Ameley zuerst gesehen. Lieben Ritter! schlaget euch hier im Walde ein Lager, indeß ich allein hinabgehe, meine Heimath begrüße und dem alten Rhein wieder ein Willkommen singe; morgen früh sehe ich euch wieder.“ Da antworteten die Ritter: „Herr! wir thun nach Eurem Befehl“ und sie stiegen ab und schlugen sich ein Lager. Radlauf aber legte seinen Helm und Panzer ab und zog seine Müllerkleider an und nahm einige schöne Kränze mit, die er unterwegs geflochten hatte, und so stieg er ruhig den Berg hinab; er war sehr gerührt, wieder in seiner Heimath zu sein, und je näher er seiner Mühle kam, desto lauter pochte sein Herz; aber wie wunderte er sich, da er den bekannten Fußweg ging und seine Mühle nicht fand, denn er wußte nicht, daß sie König Hatto hatte abbrechen und in den Thurm verbauen lassen. Das Rad lag umgestürzt an der Erde, und was ihm bei demselben begegnete, wird er später selber erzählen.

Wie er fortging, trat er plötzlich ins Wasser, das die Ruinen seines Hauses umspielte; mit Mühe zog er sich heraus und

kletterte auf den Mühldamm, und so traurig er über den Verluſt ſeiner Mühle war, ſo erquickte ihn doch der Anblick des herrlichen Stromes, und er ſang:

„Wie klinget die Welle!
Wie wehet ein Wind!
O ſelige Schwelle!
Wo wir geboren ſind.

Du himmliſche Bläue!
Du irdiſches Grün!
Voll Lieb und voll Treue,
Wie wird mein Herz ſo kühn!

Wie Reben ſich ranken
Mit innigem Trieb,
So meine Gedanken
Habt hier Alles lieb.

Da hebt ſich kein Wehen,
Da regt ſich kein Blatt,
Ich kann draus verſtehen,
Wie lieb man mich hier hat.

Ihr himmliſchen Fernen!
Wie ſeid ihr mir nah;
Ich griff nach den Sternen
Hier aus der Wiege ja.

Treib nieder und nieder,
Du herrlicher Rhein!
Du kömmſt mir ja wieder,
Läßt nie mich allein.

Meine Mühle iſt brochen
Und klappert nicht mehr,
Mein Herz hör' ich pochen
Als wenn's die Mühle wär'.

O Vater! wie bange
War mir es nach dir,
Horch meinem Gesange,
Dein Sohn ist wieder hier.

Du spiegelst und gleitest
Im mondlichen Glanz,
Die Arme du breitest,
Empfange meinen Kranz."

Kaum hatte er ausgesungen, so entschlief er, und im Traume erschien ihm der alte Rhein und sagte ihm nichts, als: „Willkommen, König von Mainz! ziehe in die Stadt, du wirst Segen über sie bringen, kehre heut Abend bei dem Fischer Petrus ein, und er wird dir sagen, was du sollst." — Als nun Radlauf erwachte, sah er, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand; er blickte nach seiner Mühle, die war nicht mehr da; er blickte nach der Binger Insel, da stand ein hoher Thurm darauf; er erkannte seine Heimath kaum wieder, und da er über die Wiese ging, stand sie voller Ritterspor und Kaiserkronen und Königskerzen. Betrübt sah er in den Schutt seines Hauses, und indem er einen Stein aufhob, warf er ihn in den Boden und sprach:

„Ein Müller war ich
Ein Fürst bin ich,
Ein König werd ich;
Ich werfe den Stein,
Hier wohne der treuste Mann am ganzen Rhein."

Und somit ging er zu seinen Rittern, legte seine Rüstung wieder an und zog mit ihnen gen Mainz; und als sie Abends um zehn Uhr durch das Thor ritten, war es gerade, da man die Stadt illuminirt hatte. Alles jubelte und schrie: „Vivat der König Radlauf!" und Keiner wußte es, daß er es war. Da er durch das Rheingäßchen ritt, kam er vor ein kleines Haus, da war über der Thür ein Bild illuminirt, darauf stand ein Mühlrad, worauf zwei Kronen lagen und viele Kinder standen drum herum, über den Kronen aber war geschrieben:

„Ich harr' und hoff'
Auf dich, Radlof!
Kommt er herbei,
Wird Ameley,
Die in dem Rhein,
Frau Königin sein,
Und Ameleychen
Der Fluth entsteigen,
Ich harr' und hoff'
Auf dich, Radlof!"

Als Radlauf dies las, pochte er an, und da ein Mann ihm aufmachte, fragte ihn dieser: „Was wollt Ihr vom Fischer Petrus?" — „Bei ihm wohnen" sagte Radlauf und trat ein und gab sich zu erkennen, und Alles war im Hause voll Jubel. Die Ritter banden ihre Pferde vors Haus, und die kleine Stube war so voll, daß man sich nicht regen konnte. Nun erzählte Frau Marzibille dem Radlauf Alles; aber er fragte das Goldfischchen selber aus und weinte vor Freude, als er hörte, daß Ameley noch lebe.

Da nun die zwölf Pferde die ganze Straße versperrten, so sammelten sich die Menschen immer mehr, und endlich ward der Lärmen so groß, daß Gezänk entstand und die Leute auf den Fischer schimpften; da trat Radlauf heraus und sprach: „Seid ruhig, ihr Leute! der König Radlauf ist hier." Kaum hatte er dieses gesagt, als Alles Vivat schrie, und alle Menschen drängten sich herbei, und Radlauf stieg zu Pferd, und die Ritter auch, und sie ritten durch die ganze Stadt und das Volk huldigte ihm.

Am andern Morgen ward er gekrönt und hielt eine schöne Rede und sagte unter anderm: „Nun lieben Bürger! wollen wir vor Allem daran denken, die Prinzessin Ameley und die übrigen Kinder bei dem Vater Rhein auszulösen; wer soll ihm das erste Märchen erzählen?" Da schrieen ein paar alte Judenweiber: „Ich, ich, mein Nathan ist ein wahrer Daniel, meine Rachel ist ein Wunderkind!" Die andern Leute schrieen alle: „Der König Radlauf!"

Nun sagte Radlauf: „Ich danke euch; ihr zwei Judenweiber sollt wegen eurer Naſenweisheit die letzten sein, und ich schlage vor, daß Jeder seinen Nachfolger in der Erzählung nennen soll, und nenne ich dann nach mir den Fischer Petrus, der euch viel Gutes erwiesen."

Alles war damit zufrieden, außer den zwei Judenweibern.

Nun sagte Radlauf: „Jetzt gehet hin und besinne sich Jeder auf eine Geschichte; ich will mich auch besinnen. Das Wappen dieses Landes sei von nun an ein Rad, weil ich ein Müller war. Morgen früh bei Sonnenaufgang kommt an den Rhein, da will ich mein Märchen erzählen, und ihr könnt gleich eure Königin empfangen, denn wir sehen sie gewiß sogleich wieder; der Rhein hält Wort, gut' Nacht!"

Alles legte sich schlafen, außer den Zimmerleuten; die schlugen einen Thron am Rhein auf und schmückten ihn mit Blumen und Bändern; und eigentlich schlief Niemand viel, denn alle besannen sich auf Märchen. So ging die Nacht hin.

Kaum graute der Morgen, so versammelte sich das Volk; aber die ersten schon, welche Petrus und Marzibille waren, fanden den Platz nicht leer, denn Radlauf hatte die ganze Nacht, von seinen zwölf Rittern umgeben, auf dem Thron gesessen und mit Sehnsucht des Tags erwartet. Als Alles versammelt war, erzählte Radlauf folgende Geschichte.

Das Märchen von dem Hause Staarenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf.

Radlauf erzählt, wie er den Kohlenjockel, den Kautzenveitel und den Grubenhansel fand, auch von der alten Mühle und den zwölf Mühlknappen und wie er mit dem Leichenzug des schwarzen Hans vom Wasser verschlungen wurde.

Lieben Männer und Frauen von Mainz, vor Allem muß ich euch erzählen, wo ich so lange gewesen bin, nun höret also:

Schon seit mehreren Jahren hatte ich einen schönen schwarzen Staarmatz in einem Käficht auf meiner Mühle; er war mir von freien Stücken zugeflogen und war gleich so vertraut mit mir gewesen, als kennten wir uns von Kindesbeinen auf; wenn ich in meiner Mühle herum ging, hüpfte er mir von einem Sack zum andern nach; wenn ich aß, saß er auf meinem Tisch. Nie beschmutzte er etwas; wenn ich ihm Abends den Käficht nicht verschlossen, fand ich ihn Morgens oft dicht neben meinem Kopfe auf meinem Bett sitzen. Kurz, er war voll Freundschaft zu mir, und so zu sagen verständig wie ein Mensch; nur eine Eigenschaft aller übrigen Staaren vermißte ich an ihm, die Lust zu schwätzen; nie ließ er einen Laut von sich hören, ich mochte ihm vorplaudern, vorpfeifen, sein Schnabel blieb verschlossen. Wenn ich manchmal gar zu sehr in ihn drang, sich doch vernehmen zu lassen, oder wenn ich ihn gar einen recht dummen stummen Vogel nannte: glaubte ich ihn traurig seufzen zu hören und sah ihn den Kopf schütteln. So hatte ich mich ganz an sein Wesen gewöhnt, und wir verstanden uns vollkommen. An dem Tag aber, da ich meine geliebte Braut Ameley aus dem Wasser zog und in meine Mühle führte, war mein schwarzer Hans auch ganz ungewöhnlich traurig; er hing die Flügel und den Kopf,

als sollte er sterben. Die Prinzessin machte in der Stube und ich in der Kammer den Küchenzettel; wie erschrak ich nicht, als mein Vogel plötzlich anfing zu sprechen; er sagte mir, daß er der Fürst von Staarenberg sei, und daß er die Prinzessin Ameley noch einmal sehen wolle und dann sterben; dabei sah er so vornehm aus und hatte eine so adelige melancholische Miene, daß ich ihm meinen Respekt nicht genug bezeigen konnte; ich öffnete ihm die Thüre, er ging zu der Prinzessin Ameley, sagte ihr abermal, er sei der junge Fürst von Staarenberg und wolle nun sterben; dabei zog er vor ihren Augen eine goldne Nadel, die er unter dem Flügel trug, hervor und stach sie sich durchs Herz, daß sie vor Schrecken ohnmächtig niedersank. Wir rupften und brieten und aßen den liebenswürdigen Selbstmörder unter bittern Thränen, und ich habe ihn nie vergessen können.

Als ich nun glücklich hier aus des bösen Königs Kerker entkommen war, fand ich auf meiner Mühle einen Mehlsack, worauf mir des seligen Herrn von Staarenberg Hochwohlgeborne Gnaden ihren letzten Willen geschrieben; ich sollte mit diesem Sack und dem Siegelring, den ich im Käficht fand, nach dem Schwarzwald gehen und mich bei dem Grubenhansel als seinen Erben melden; und dahin machte ich mich nun auf den Weg, und daher komm ich nun zurück. Nun hört aber zu.

Nach vielen Tagereisen sah ich endlich ein dunkles waldiges Gebirge wie eine Gewitterwolke vor mir aufsteigen; je näher ich kam, je höher ward es; nun kamen mir eine Menge Bauernwägen mit Holz entgegen; ich fragte Einen nach dem Andern, ob dies der Schwarzwald sei? Ja, sagten sie; — „Wo wohnt denn der Grubenhansel?“ fragte ich; das wußte aber Keiner.

Ich ging nun Berg an; da krochen arme Weiber und Kinder unter den Bäumen herum und suchten sich Reiserholz zusammen; „Ihr guten Leute, wo wohnt der Grubenhansel?“ Sie wußten es nicht. Ich ging in einer wilden Waldschlucht an einem Bächlein hinauf; da grasten Ziegen, und Kinder saßen dabei und schnitzten Kienspäne; „Ihr Kinder, wo wohnt der Grubenhansel?“ — Aber kaum, daß ich diese Worte gesagt, flohen sie mit großem Geschrei vor mir in die Gebüsche.

Ich zog immer weiter in den Wald; es ward immer dichter und wilder und stiller. Da hörte ich eine Weiberstimme singen; ich ging auf sie los; sie suchte Arzneikräuter und grub Wurzeln, und war eine Frau von etwa fünfzig Jahren; ich fragte sie freundlich: wo der Grubenhansel wohne? Sie lachte mir ins Gesicht und sprach: „Das weißt du gewiß so gut als ich, du willst mein nur spotten“ — und so oft ich ihr auch versicherte, daß ich es nicht wisse, sprach sie immer wieder: „Du willst mich zum Narren halten, wer wird das nicht wissen.“

Unwillig über sie ging ich tiefer in den Wald; da kam ich auf einen offnen Platz, wo Kohlen gebrannt wurden; ich suchte rings herum nach dem Köhler, konnte ihn aber nicht finden; endlich hörte ich etwas schluchzen und weinen; die Stimme kam aus einem hohlen Baum. Als ich nahe hinzu trat, fand ich einen alten greisen Mann, wohl 70 Jahre alt, in dem Baume stecken; er drehte das Gesicht weg, so daß er mich nicht sah, und schrie immer: „Kautzenveitel! schlag den Kohlenjockel nicht mehr.“

Mit vieler Mühe überzeugte ich ihn, daß ich der Kautzenveitel nicht sei und ihn auch nicht schlagen wolle; und da der alte wunderliche Mann endlich aus dem Baum herausgekrochen war, sperrte er vor Erstaunen über mich das Maul auf.

Ich fragte ihn, warum er weine: „Ach!“ sagte er „mein Vater hat mir Schläge gegeben.“ — „Wer ist denn Euer Vater?“ sagte ich. „Ich bin der Kohlenjockel,“ erwiederte er „mein Vater ist der Kautzenveitel.“ Hierauf fragte ich ihn, wo der Grubenhansel wohne. „Eine Stunde von hier“ sagte er. „Führt mich doch zu ihm“ sprach ich. — „Behüte Gott!“ erwiederte er, „wenn mich mein Vater erwischte, daß ich spazieren ging, er schlüge mir Arm und Bein entzwei.“ Nach diesen Worten lief er an seinen Kohlenhaufen und arbeitete ängstlich.

Höchst verwundert über dieses alte Kind ging ich tiefer in den Wald; selten erblickte ich ein wenig blauen Himmel über mir; die Eiche deckte mit ihren breiten Armen Alles zu, aber die Vögel sangen und schrieen laut durcheinander, und es gellte ihr grelles Pfeifen von den Felsen ringsum zurück.

Nun bemerkte ich hie und da Sprenkel und Dohnen und sonst allerlei Schlingen gestellt, in denen sich verschiedene Vögel gefangen hatten; dann kam ich an einen Vogelherd; dann an eine Krähenhütte; zuletzt aber an einen ziemlich hohen blätterlosen Baum, auf welchem ein so entsetzlich großer Eulenkautz saß, daß ich ihn vor Schrecken kaum ansehen konnte.

Die Vögel groß und klein: Auerhahnen, Birkhähne, Kraniche, Trappen, Fasanen, Tauben und alle Arten Singvögel flogen um das Ungeheuer herum und schrieen es an; wenn sie sich aber auf den Baum setzten, der mit Vogelleim bestrichen und mit vielerlei Schlingen behängt war, waren sie gefangen; und wie erschrak ich nicht, als der große Eulenkönig einen Arm mit ordentlichen Fingern unter dem Flügel hervorstreckte und nach den gefangenen Vögeln griff.

Ich that vor Schrecken einen lauten Schrei, worauf der Kautz mich bemerkte und zusammenfahrend mir entgegen rief: „Nun, nun, Bengel! erschreck die Leute nicht so, du jagst mir ja alle Vögel hinweg.“ Nach diesen Worten kam das Unthier den Baum herab geklettert; meine Angst war nicht klein, und ich wollte eben entfliehen; aber die Frau, die ich früher Kräuter suchen sah, trat mir in den Weg: „Ha, ha, Landsmann! bist du auf dem Weg?“ sagte sie mir, und somit wendete sie sich gegen den großen Kautz, den ich nun in der Nähe als ein steinaltes Männchen erkannte, das aus einem Kittel von Eulenfedern heraus guckte.

Sie küßte ihm die Hand und sprach, indem sie ihm einen Bündel Wurzeln und Kräuter gab: „Guten Abend, lieber Großpapa Kautzenveitel! der Papa Kohlenjockel läßt seinen unterthänigen Respekt vermelden und schickt Ihnen hier die verlangten Kräuter herbas und die Wurzel radix; er läßt Euch nochmals recht sehr um Verzeihung bitten, daß er dem lieben Großpapa ungehorsam war und die Kräuter erst heut geschickt; ach! er hat den ganzen Nachmittag geweint, weil ihn der liebe Großpapa geschlagen; ach! ich bitte recht sehr für ihn um Verzeihung“ — und dabei schmiegte sich das Weib an den Alten, wie ein schmeichelndes Kind, und strich ihm den Bart.

Er sagte nun zu ihr: „Ja, ja, ich weiß schon, wenn er etwas angestellt hat, schickt er dich immer, Abbitte zu thun, du Schmeichelkatze! weil er weiß, daß ich dir, du närrische Wurzelgrethe! nichts abschlagen kann; nu geh nur hin und sage dem Vater, es solle Alles gut sein; da bring ihm den Braten mit" — und somit gab er ihr einen Trappen und einen Kuß; sie nahm den Vogel wie eine Puppe auf den Arm, küßte dem lieben Großpapa die Hand und ging singend ab.

Ich war ganz stumm vor Verwunderung über diese Leute und stand dem Kautzenveitel gegenüber, der ganz ruhig die Kräuter betrachtete und dazu sang: „Was man doch mit seinen Kindern für tausenderlei Sorg und Plage hat" — dabei schlug er einen langen Triller wie eine Nachtigall, und als er fertig war, sagte er: „Was willst du?" — „Ach Gott!" sagte ich, „ich möchte gern zum Grubenhansel, können mir der Herr Kautzenveitel nicht sagen, wo er wohnt?" — „Tölpel," erwiederte er „ich werde doch wissen, wo mein Papa wohnt; übrigens ist es gut, daß Ihr dahin wollt, so könnt Ihr ihm die Kräuter mitnehmen, und ich brauche nicht selbst hinzulaufen; der gute Mann fängt an und kömmt in die Jahre, und hat immer etwas zu predigen; solchen Leuten kann man nichts recht machen; er hat mich gestern erst geschlagen, und drum hab ich den Kohlenjockel heut früh recht ausgeklopft; denn Kinderzucht muß sein in dieser argen Welt; geht nur immer dem Pfad nach, hier habt Ihr die Kräuter, vermeldet ihm meinen gehorsamsten Respekt." — Als er dies gesagt, wendete er sich von mir und kletterte wie eine wilde Katze in ein paar Sprüngen den Baum hinauf, wozu er sang: „Ich bin erst hundert Jahre alt, unschuldig und nichts weiter." Ich ging mit meinen Kräutern schnell fort, denn der Kautzenveitel machte mir angst und bang.

Als ich eine halbe Stunde durch die bewachsenen Felsen durchgezogen war, rauschte mir ein kleiner Fluß entgegen, an dem sich der Weg verlor; ich wußte nun nicht mehr wohin, auch getraute ich mich nicht durchzuwaten, weil das Wasser reißend und tief war; die Sonne war bereits untergegangen, nur an den höchsten Baumgipfeln hing noch ein wenig Glanz, und es wurde

sehr schaurig im Wald; ich setzte mich nieder und holte ein Stück Brod aus der Tasche und gedachte schon mein Nachtlager hier in der Wildniß zu halten. Das Rauschen des wilden Flusses zu meinen Füßen, die Ruhe und Einsamkeit erinnerten mich an den Rhein und an Ameley und ich sang mir ein Abendlied:

„Weit bin ich einher gezogen
Ueber Berg und über Thal,
Und der treue Himmelsbogen,
Er umgibt mich überall.

Unter Eichen, unter Buchen,
An dem wilden Wasserfall
Muß ich nun die Herberg suchen
Bei der lieb' Frau Nachtigall.

Die im brünst'gen Abendliede
Ihre Gäste wohl bedenkt,
Bis sich Schlaf und Traum und Friede
Auf die müde Seele senkt.

Und ich hör dieselben Klagen,
Und ich hör dieselbe Lust,
Und ich fühl das Herz mir schlagen
Hier wie dort in meiner Brust.

Aus dem Fluß, der mir zu Füßen
Spielt mit freudigem Gebraus,
Mich dieselben Sterne grüßen,
Und so bin ich hier zu Haus.

Echo nimm dir recht zu Herzen
Und erlern die Melodei
Meiner Freuden, meiner Schmerzen:
Ameleya! Ameley!
Blühet stolz, ihr Königskerzen,
Ameleya! Ameley!"

Als mir das Echo vom jenseitigen Ufer diese Worte immer entgegen rief, fand ich ein solches Vergnügen an der Wiederholung dieses Namens, daß ich ihn wohl eine halbe Stunde lang in süßer Träumerei bald leiser aus tiefster Seele, bald laut aus voller Kehle durch die Stille der Einsamkeit ertönen ließ, und mein Herz wuchs mir dabei in der Brust, als wolle es sie zersprengen.

Nun stieg der volle Mond über den Bäumen herauf, und es war mir, als sei es das Antlitz meiner lieben Ameley, und meine Wirthin die liebe Frau Nachtigall begann von Neuem süßer als je zu locken; und fest entschlossen dem Mond so lang ins Auge zu schauen, bis ich entschlief und morgens erwachend ihn in die Sonne verwandelt sähe, sang ich, um zwischen Mond und Sonne, diesen zwei leuchtenden Bergen, in die wundervolle Gruft der Träume niederzusteigen, folgende Strophen:

„Wunderinseln, sel'ge Augen,
Die ein liebes Antlitz sehn
In dem Monde untertauchen,
In der Sonne auferstehn.

Sonn und Mond, ihr lichten Hügel,
Schließet ein die ird'sche Kluft,
Und das Leben senkt den Flügel
In des Traumes Zaubergruft.

Wo die Tiefe sich entsiegelt,
Und die Liebe frank und frei
In der ganzen Seele spiegelt
Ameleya! Ameley!"

Hierauf gab das Echo eine wunderliche Antwort, es sang nämlich:

„Heiapopeia, Heiapopei
Ei ja, Ei ja, Ei! Ei! Ei!
Welch ein einerlei Geschrei!"

Hierüber verwundert sprang ich auf und sah auf dem jenseitigen Ufer einen langen alten Mann mit einem großen weißen Bart stehen, der ihm wie ein Wasserfall über die Brust herabwallte; er hatte einen Stock, oder vielmehr einen ziemlichen jungen Baumstamm in der Hand, und da er mich erblickte, sagte er: „Liebster Freund und Gönner, du verführst ja einen gewaltigen Lärm mit deinem Wiegenliede; es kann ja weder Mensch noch Vieh vor deinem ewigen Heiapopeia schlafen; das währt ja schon eine geschlagene Stunde; ich glaube, wenn man mir vor hundert zwanzig Jahren, da ich noch ein Kind war, dergleichen vorgesungen hätte, ich wäre noch nicht aufgewacht. Wer bist du aber, und was suchst du hier?“ — Da sagte ich ihm, daß ich zum Grubenhansel wollte und nicht über den Fluß könnte.

Auf diese Worte ging der Alte schnurstracks durch das Wasser auf mich zu, nahm mich wie ein leichtes Bündel unter seinen Arm und trug mich nicht nur durch das Wasser zurück, sondern auch ein gut Stück weiter bis vor seine Hütte, wo er mich mit den Worten niedersetzte: „Nun bist du bei dem Grubenhansel, nun richte deinen Auftrag aus.“ — Er führte mich bei der Hand in seine Wohnung, die in einem Felsenkeller bestand, dessen Wände mit den wunderbarsten Krystallen, Edelsteinen, Gold- und Silbererzstufen ausgelegt waren, welche von der Beleuchtung einer Lampe so herrlich durcheinander schimmerten, daß einem das Herz lachte.

Ich gab ihm die Kräuter des Kautzenveitels, wobei er sehr auf diesen zankte und ihn einen naseweisen, faulen Jungen nannte; sodann gab ich ihm meinen Mühlknappenbrief und den Sack, worauf der schwarze Hans sein Testament geschrieben, und kaum hatte er dies gelesen, als er mich scharf anblickte und mich dann mit großem Ungestüme umarmte: „Ach, Gott sei Dank!“ sagte er „so sehe ich doch endlich ein Kind meines lieben unglücklichen Ur-Ur-Ur-Urenkels bei menschlichem Leibe; nun kann ich doch endlich hoffen, des langweiligen Lebens los zu werden und einmal zu sterben.“ Dabei lachte und weinte er und trocknete sich die Thränen immer mit seinem Barte ab. „Ach, Gott!“ sagte ich „Ihr wäret also mein Ur-Großältervater?“ — „Ja“ er-

wiederte er „und morgen sollst du meinen Vater sehen; das ist erst ein respektabler Mann, gegen den bin ich nur ein junger Aufschößling zu nennen."

„Liebes Ahnherrchen!" sprach ich mit inniger Angst „wann hat es denn ein Ende? Wird der mir denn auch einen Vater zu zeigen haben?" — „Ach!" erwiederte der Alte „das kann er nicht, er ist eine arme Waise seit seiner frühesten Jugend; aber jetzt mußt du schlafen gehen, und zwar in deiner Mühle, in deines Vaters Mühle, in meiner Mühle. Morgen früh hole ich dich; komme mit, es ist kaum hundert Schritte von hier; ich war erst vor sechzig Jahren drin, und es wird noch Alles in Ordnung sein; doch muß ich dich bitten, Alles so zu machen, wie es einem rechtschaffenen Mühlburschen zukömmt."

Ich war so erstaunt, daß ich, ohne ein Wort zu reden, mitging. Er führte mich einen steilen Weg hinab, und neben uns brauste der Strom. Da führte er mich durch einen Garten, in dem die ungeheuersten Eichen standen, in eine Mühle, die meines Vaters Mühle am Rhein wie zwei Tropfen Wasser glich, und hier sagte er mir gute Nacht und verließ mich.

Da stand ich nun allein in einem wildfremden Hause; kein Licht hatte ich, und sollte doch zu Bette gehen. Nachdem ich ein paar Minuten stille gestanden, wurde mir es, als sei ich zu Hause am Rhein; ich ging links an den kleinen Schrank, wo dort das Feuerzeug stand, und siehe da! ich fand den Schrank, ich fand das Feuerzeug; schnell schlug ich Licht und ging mit dem brennenden Schwefel nach der Stelle, wo am Rhein die Lampe an einem Pfeiler hing; ich fand den Pfeiler und die Lampe; aber es war kein Oel drinnen, ich steckte daher einen Kienspan an, und wie das Licht um mich herleuchtete, sah ich Alles, Alles rings um mich: Treppen, Räder, Mühlbeutel, Thüren und Hausrath wie zu Hause; ja der Mondschein fiel durch einen Spalt der Stubenthüre auf den Hausflur wie zu Haus; ich eilte in die Stube selbst: da stand der Tisch, der Stuhl, das Bett wie zu Haus. Ich war wie in einem Traum und eilte nun noch hinaus auf den Mühldamm, um zu sehen, ob denn auch der Rochusberg mir gegenüberstehe und ob ich

denn wirklich am Rhein sei. Alle kleinen Gänge und Stufen bis zu dem Damm waren dieselben. Gegen mir über war ein Berg mit einem hochgethürmten Schloß; es war aber nicht die Rochuskapelle, und vor mir breitete sich der weite Spiegel eines Sees aus, und es war der Rhein nicht; doch machte die Gegend mir einen ähnlichen Eindruck, nur stiller, einsamer, weiter und ernsthafter. Lang saß ich und sah in die grünen Wellen des Sees, den Mond und die Sterne an; aber die Augen sanken mir, ich vergaß ganz, wo ich war, und ging in meine Stube zurück, betete und legte mich aufs Bett.

Ich hatte die Gewohnheit zu Hause, indem ich mich niederlegte, an der Klingel zu ziehen, um meine Mühlbursche zu erwecken, und so griff ich denn auch hier im Dunkeln nach der bekannten Schelle, fand sie, klingelte und legte mich nieder.

Kaum aber hatte ich wenige Minuten gelegen, so hörte ich ein verwirrtes Plaudern und Lärmen in der Mühle, das mich nicht wenig ängstigte: „Kunz, steh auf!“ schrie Einer „die Reihe ist an dir; fülle den Trichter auf!“ — „Ei, Dietz!“ schrie der Andere „du hast's verschlafen, du bist dran.“ — „Martin! Martin! das ist ein dummer Spaß“ rief ein Anderer zornig „das hast du gethan, mich so in Haare einzuwickeln.“ — Endlich schrie ein Anderer: „Was ist das? Die Mühle steht ja still! Wartet, ihr Schelme, wenn das Meister Radlauf merkt!“ — Und so ward das Gespräch immer heftiger, und bald ward es ein lautes Getös und Schimpfen.

Ich gerieth darüber in eine wunderliche Unruhe, weil ich geglaubt, die Mühle sei ganz unbewohnt; da ich nun endlich meinen Namen Meister Radlauf hörte, ermannte ich mich, trat mit dem Licht an die Thüre und rief heraus: „Nur die Räder sollen in der Mühle lärmen, die Knappen aber fein ehrbar und züchtig sein; tretet Alle herein und sagt mir euern Streit, damit ich Gerechtigkeit handhabe.“ — Kaum hatte ich dies gesprochen, als zwölf wunderbar alte Männer zu mir hereintraten, ich erstaunte aber kaum so sehr über dieselben, als sie selbst über einander und über mich; ja sie waren vor Schrecken über die langen grauen Bärte, die sie hatten, und über ihre alten Ge-

sichtszüge ganz außer sich und geriethen endlich in eine solche Angst, daß sie wie die Kinder weinten. Mit Mühe brachte ich es endlich dahin, daß einer von ihnen für alle die Andern folgendermaßen sprach:

„Liebster Meister! wir müssen wohl erschrocken sein, und wundert es mich, daß Ihr selbst nicht bestürzter erscheint; seht uns an, wir sind durch Hexerei grau und alt geworden; gestern tanzten wir auf der Kirchweihe alle andern Bursche nieder; wir waren die Letzten auf dem Platz, und alle Mägdlein gaben uns den Preis und banden uns die Bänder von ihren Mützen um die Hüte; ach Gott! noch höre ich das Hackbrett zimpern und den Dudelsack summen; noch ist mir, als wenn der Tanzboden sich mit mir umdrehte, und nun, da wir durch Eure Klingel erweckt wurden, finden wir uns alt, müd, verdorrt und verrunzelt und in unsere langen grauen Bärte verwickelt; und seht den Jammer nur an! Seht hier den Kirmskuchen, den wir gestern frisch mit nach Hause brachten, er ist so hart als unsere Mühlsteine; da jeder erwachend nach seinem Kuchen griff, bissen sich mehrere die alten Zähne aus und schlugen dem Andern ein Loch mit dem Kuchen in den Kopf, weil jeder glaubte, der Andere habe ihm einen Schabernack angethan. Ach! und Ihr selbst, Meister! seid so ganz ruhig, als sei nichts geschehen; seht Euch doch einmal näher an; Ihr habt ja eine ganz wunderliche Tracht auf dem Leibe und habt die Haare zugestutzt, wie ich mein Tage nichts gesehen."

Ich sagte ihm, daß dies bei mir zu Lande am Rhein die gewöhnliche Kleidung der Müller sei, daß sie im Gegentheil Jacken an hätten wie mein seliger Vater, als er vor vierzig Jahren an den Rhein gezogen. — „Euer seliger Vater?" sagte der alte Knappe verwundert „vor vierzig Jahren an den Rhein gezogen? Das ist wieder wunderbar gesprochen, Euer Vater ist ja frisch und gesund und hat gestern auf der Kirmes mitgetanzt; er war sein Lebtag nicht am Rhein; er ist noch nie von seiner Köhlerhütte weggekommen." — Nun ward mir endlich der Wirrwarr zu groß, und ich sagte, um sie los zu werden: „Schweigt und thut eure Pflicht, bringt die Mühle in Gang, der Tag

wird Alles erklären.“ Aber lange ward ich sie nicht los, sie stürzten schnell wieder herein und versicherten mich, der Teufel müsse sein Spiel mit der Mühle gehabt haben, denn es seien ganz dicke Bäume quer durch das Mühlrad von der entgegengesetzten Felsenwand durchgewachsen und das Rad sei halb verfault. Unter solchen Klagen und Verwirrungen brach der Tag an, die Schwalbe begann in dem Nest zu schwätzen, und ein frischer kühler Wind strich über den See und kräuselte seine Wellen, und wie es heller ward, begrüßten die alten Mühlknappen Alles um sich herum mit neuem Erstaunen. Der Eine sah das Korn aus dem Mühltrichter heraus gewachsen, der Andere sah ein Loch im Dach, die Säcke waren vermodert und geplatzt; der Wind, der durch die verfallene Mühle gestrichen war, hatte die Körner durch die ganze Gegend geweht, und rings um die Mühle standen dichte Aehrenfelder; vor Allem aber ward ihr Schrecken groß, als sie statt der beiden wachsamen Hunde vor der Mühle zwei glänzende, von Regen und Sonne weißgebleichte Gerippe in den Hütten an Ketten liegen sahen. Da fühlten sie zuerst tiefer, daß es seit gestern wohl lange her sein müsse, und als sie in den Stall kamen und die sechs Esel des Müllers auch nichts mehr waren als Gerippe, durch deren Rippen Distelstöcke, die sie sonst gefressen, frei durchwuchsen, brachen sie in ein lautes Jammern aus. Als ich so ihren seltsamen Klagen zuhörte, sah ich den Grubenhansel herankommen und hoffte, daß er diese närrischen alten Knappen zur Ruhe bringen würde. Als sie ihn erblickten, schrieen sie Alle: „Ach, Urgroßväterchen, was seid Ihr gealtert seit gestern!“ — Er aber hieß sie schweigen, grüßte mich freundlich und bezeugte eine große Freude, daß ich meinem Vater so ähnlich sei; hierauf wollte er gleich mit mir fort, um mich zu seinem Vater zu bringen; die Knappen aber wollten ihn nicht loslassen und drangen darauf, er müsse ihnen sagen, wie sie zu den Bärten gekommen und wie sie so alt geworden.

„Meine lieben Kinder!“ sagte er „seit vierzig Jahren ist keine Seele in der Mühle gewesen, und ihr habt einen guten Schlaf gehabt; der Jüngling, der hier vor euch steht, ist euer

Meister Radlauf nicht; es ist dessen Sohn, den er am Rhein erzeugte und der seit gestern diese Mühle erst betreten. Vor vierzig Jahren ist Meister Radlauf hier von der Mühle verschwunden, und ihr habt wegen naseweiser Reden, die ihr auf der Kirchweihe geführt, bis heut geschlafen."

„Was wir geredet, muß der Wirth noch wissen" sprach der Eine „wir waren alle bei Verstand, da wir es sagten; wir haben nichts gesagt, was wir nicht verantworten könnten, nichts, worüber man Einen vierzig Jahre lang um das liebe Leben bestiehlt." — „Was haben wir gesagt, das nicht recht wäre?" schrie ein Anderer „um das, was wir gesagt, laß ich mir kein graues Haar wachsen, viel weniger einen grauen Bart, wie wir ihn alle haben." — „Ja wohl!" schrieen sie Alle durcheinander und machten ein ungeschicktes Geschrei und sagten, sie wollten hin und dem Wirth, der sie gewiß verschwätzt habe, die Fenster einschlagen. — „Geht hin" sprach der Grubenhansel „ihr werdet euch verwundern; doch wenn ihr unterwegs die schöne Bäuerin wieder begegnet, die vor vierzig Jahren oder gestern, wie ihr meint, die Erdbeeren in dem Walde suchte und eurem Meister in die Mühle trug, so seid gewarnt, nicht wieder schlechte Reden zu führen." — „Aha, die ist es also, die uns eingewiegt" sprach einer der Keckſten unter ihnen „so war sie doch eine Hexe und hat den Herrn ins Unglück gebracht; als wir sie sahen, saß sie in einem Bache, es war am Sonnabend; ich hörte in dem Schilf was rauschen; ich dachte, da es Abend war, vielleicht ein wildes Entennest da auszuheben, und schlich heran: da merkte ich im Mondenschein zwischen dem grünen Schilf die hübsche Jungfer sich im Bad erkühlen, und von der Brust herab war sie eine —" Kaum hatte er so weit gesprochen, als die Sonne sich verfinsterte, eine Wolke von schwarzen Staaren senkte sich über die Knappen nieder, und die schrieen und hackten dermaßen auf sie ein, daß sie sich gar nicht erwehren konnten und mit großem Angstgeschrei in die Mühle flohen und die Thüre zumachten; aber die Staare stürzten von allen Seiten durch die Oeffnungen der zerfallenen Mühle ihnen nach und quälten sie so, daß ihr Lamentiren mich rührte und ich den

Grubenhansel bat, ihnen zu helfen. „Ei," sagte dieser „ich kann den Staaren nicht gebieten; aber du selbst kannst sie wohl zur Ruhe bringen, hast du doch den Käficht, worin der schwarze Hans gelebt, und seine Gebeine bei dir; fordere sie laut auf zum Leichenbegängniß." Da trat ich auf einen Mühlstein und rief mit lauter Stimme:

„Ihr schwarzen tapfern Kriegsgesellen,
Ich bitt den Kampf jetzt einzustellen;
Du schwarz gefiedertes Gewitter,
Hör' an den rheinischen Leichenbitter;
Ich komme, um euch einzuladen
Zur Todtenfeier Ihro Gnaden,
Des Staarenberger schwarzen Hans,
Der mit dem Muthe eines Manns
Aus treuer Lieb, vor wenig Wochen,
Das Herz am Rhein sich abgestochen;
Im Käficht, den ich bei mir trage,
Durchlebt' er seine letzten Tage;
Seht! hier in diesem Schächtelein
Trag ich sein edeles Gebein;
Laßt ab vom Kampf, es ist genug,
Und folgt mit mir dem Leichenzug!"

Kaum hatte ich diese Worte laut und vernehmlich ausgesprochen, als unter den Staaren ein wehklagendes Geschrei entstand, als ob sie sich unter einander den betrübten Todesfall erzählten; und sodann sammelte sich der ganze Schwarm, hob sich in die Höhe, schwenkte einmal mit dem Klagegeschrei durch die umliegende Gegend und kam wohl noch einmal so groß zurück, und so eben wollte er über meinem Haupte niedersinken, was mir bei aller ihrer guten Meinung doch bange machte. Aber der alte Kautzenveitel und der Kohlenjockel kamen den Berg herunter zu uns, und die Staare blieben vor dem Kautzenveitel in einer ehrerbietigen Entfernung; der Grubenhansel zankte seinen Sohn, den Kautzenveitel, daß er so spät gekom-

men sei, und dieser zankte wieder seinen Sohn, den Kohlenjockel, daß er ihn so lange habe warten lassen. Hierauf stellte mich der Grubenhansel dem Veitel als Urenkel, dem Jockel als Enkel vor und erzählte ihnen, warum ich hier sei, bat sie auch beide, dem Leichenbegängnisse des schwarzen Hans zu folgen.

„Wer ist denn dieser schwarze Hans gewesen?“ sagte Kautzenveitel „daß so viel Lärmen um ihn ist.“ — „Ein Staar“ sagte der Grubenhansel mit solchem Nachdruck, daß der naseweise Kautzenveitel sich nicht weiter zu fragen getraute.

Hierauf ordnete der Grubenhansel den Leichenzug an. Die zwölf alten Mühlknappen mußten herauskommen und thaten es mit großer Angst vor den Staaren. Der Grubenhansel aber beruhigte sie und gab ihnen Befehl, sogleich das Boot, welches bei der Mühle lag, mit dunklen Tannenzweigen zu schmücken und sich selbst zwölf junge Stämme als Ruder abzuhauen. Sie griffen rasch zu, und während der halben Stunde, die sie damit zubrachten, suchten wir das ganze Leichenbegängniß zu ordnen. Zuerst zog ein Schwarm Staare, jeder mit einem Tannenzweiglein im Schnabel; hierauf folgte ich mit einer jungen Tanne, woran der Mehlsack mit dem Testament des Hansen als eine Fahne befestigt war; hierauf folgte wieder ein Schwarm Staare, jeder mit einer reifen Kornähre im Schnabel; und hierauf folgte der Grubenhansel, der auf seinem langen Bart, den er wie ein silbernes Kissen zusammengelegt hatte, das Schächtelein mit den Gebeinen des Verewigten trug, und auf seinen Schultern saßen zwei Staare, von welchen einer ein Myrten-, der andere ein Lorbeerzweiglein im Schnabel hatte; hinter ihm kam wieder ein Schwarm Staare, welche Thimian und Rosmarin und allerlei Würzkräuter trugen; dann folgte der Kautzenveitel mit dem Käficht, der offen stand und in welchem ein Staar, den Kopf unter den Flügel steckend, als ein Bild des Todes saß, hierauf folgte wieder ein Schwarm Staare, jeder mit einem Wachholderästchen; und nun kam der Kohlenjockel, er trug das Freßtröglein des Hansen, ein alter Staar saß darauf und hatte den Siegelring im Schnabel; den ganzen Zug aber beschloßen die noch übrigen Staare, die überhaupt in so

ungeheurer Menge den Zug umgaben, daß dadurch Alles schwarz und trauernd aussah. Anfangs wollten die Staare alle zu Fuß gehen; es ging aber zu langsam von der Stelle; sie mußten also an ihrer bestimmten Stelle fliegen. Da nun die alten Knappen den Kahn bereitet hatten, begaben wir uns hinein; die leidtragenden Vögel umgaben uns theils, theils saßen sie auf der Tannenlaube des Schiffes; und wer das Schiff vom Lande gesehen, mußte es wohl für einen lebendigen Trauerwagen halten, so war es in die Trauerfarbe gehüllt; auch machten die Staare mit ihrem Flügelschlag einen solchen Wind, daß das Schiff mit vollen Segeln den breiten See durchschnitt.

Als wir in der Mitte des Sees waren, stieg eine dunkle Wolke über dem entgegengesetzten Schloßberge auf, welche sich donnernd über den Himmel verbreitete; zugleich begann sich der See zu bewegen und immer heftigere Wellen zu schlagen; umsonst bemühten sich die zwölf alten Knappen mit angestrengtem Rudern das Boot noch hinüber zu führen; der Gegenwind hielt uns immer zurück. Da es zu regnen begann, so steckte ich das Schächtelein mit den Gebeinen des schwarzen Hans und seinen Käficht und Siegelring in den Testamentsack, und dachte in der drohenden Todesgefahr ununterbrochen an die liebe Ameley, und meine Trauer war, daß, wenn ich ertrinken sollte, es nicht am Rhein sei, daß ich nicht in ihrer Nähe umkommen sollte.

Während dem schwankte unser Schiff immer heftiger, und die Staare, das Wetter scheuend, stiegen mit lautem Geschrei in die Höhe und stürzten durch die noch schwärzere Luft nach dem Ufer; wir waren in diesem Augenblicke einigen Felsen sehr nah, zwischen welchen der See einen heftigen Wirbel bildet, und indem die rudernden Knappen von denselben mit Gewalt ablenken wollten, schrieen sie laut auf: „Ei sieh da! da ist die schöne Hexe wieder, die uns so lang schlafen gemacht.“ — Ich wendete meine Augen nach dem Fels, da sa ich eine wunderschöne junge Frau sitzen; ganz schwarz ihr Röcklein, weiß ihr Schleier, blond ihre Haare, und in tiefster Trauer; sie weinte heftig, und kämmte ihre langen Haare. Die Knappen aber hörten nicht auf, sie zu verhöhnen; da ward der Sturm immer

heftiger; das Schiff ward mitten in den Strudel geworfen und begann sich wie eine Spindel zu drehen.

Der Hansel, der Veitel und der Jockel waren bis jetzt ganz ruhig gewesen; nun aber, da sich das Schiff so drehte, wurden sie ausdermaßen vergnügt und sangen folgenden Reim:

„Lustig, lustig, rundum herum
Geht das Schifflein quer und krumm,
Donner! lieber Donner! brumm,
Sonst war Alles stumm und dumm.

Lange haben wir gesessen,
Kraut und Wurzeln viel gefressen,
Neue Jahre ausgemessen,
Alte Jahre viel vergessen.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter,
Kindes-Kindes-Kindes-Kinder
Kamen alle Jahr geschwinder,
Wurden dennoch niemals minder.

Lustig, lustig, rundum herum,
Donner! lieber Donner! brumm,
Welle, wirf das Schifflein um,
Daß uns geht die Zeit herum."

Auf einmal that es einen Schlag, ich hielt meinen Sack mit beiden Händen fest, und das ganze Boot wurde von dem Strudel hinab geschlungen.

Wie Frau Lureley mit ihren sieben Töchterlein ihn zu seinem Urvater, dem Mondenschäfer Damon, führt, und wie dieser nebst den andern Altvätern begraben wird; wie er seine Mutter findet und die Rückreise antritt.

Als ich hinab gesunken, stand ich in einer grünen Laube von Wasserbinsen geflochten; die vier Pfähle, worauf sie ruhte,

waren vier Korallenbäume; rings herum standen sieben Wasserlilien, und auf jeder saß eine sehr traurige Jungfrau; in der Mitte aber saß dasselbe holdselige Weib, das ich auf dem Felsen gesehen hatte, als unser Boot unterging. Ich war in ihren Anblick ganz verloren, sie aber schien mich nicht zu bemerken und sang also —

Frau Lureley.

Es fahren die Lebenden über den See,
Sie bringen den Todten nach Haus;
Es hebt sich ein Wetter am Berg in die Höh,
Der Wind macht die Wellen so kraus:
Töchterlein, Töchterlein Herzeleid!
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Herzeleid.

Ich habe gesponnen manch Kissen reich
Von Gold und Seide und Sammt,
Drauf liegt des Helden Haupt gar weich,
Dem dieses Haus entstammt —

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebesleid!
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Liebesleid.

Ich habe gesponnen drei Särge breit,
Drei Särge von Elfenbein,
Sie stehen und harren schon lange Zeit —
Drei Greise steigen hinein.

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebeseid!
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Liebeseid.

Ich habe gesponnen von Gold so roth
Ein Herz im dunklen Haus,

Der treu geſtorben den Liebestod,
Deß Beinlein füllen es aus.

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebesneid!
Was haſt du geſponnen ſo lange Zeit?

Liebesneid.

Ich habe geſponnen zwölf Mühlſtein rund —
Zwölf Mühlſtein im dunkeln Haus,
Die wider die Liebe geſchworen den Bund,
Zwölf Knappen füllen ſie aus —

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebesfreud!
Was haſt du geſponnen ſo lange Zeit?

Liebesfreud.

Ich habe geſponnen den Perlenkranz;
Geſponnen den Perlenſtrauß,
Der ſchmücket die holde Braut zum Tanz,
Der ſchmücket die Liebſte zu Haus.

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Reu und Leid!
Was haſt du geſponnen ſo lange Zeit?

Reu und Leid.

Ich habe geſponnen die goldne Kron,
Die Krone im dunklen Haus,
Die reichet dem Vater zu Dank der Sohn
Und ziehet den Pelzrock ihm aus —

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Mildigkeit!
Was haſt du geſponnen ſo lange Zeit?

Mildigkeit.

Ich habe gesponnen drei Krönelein,
Drei Krönelein im dunklen Haus,
Zu schmücken die artigen Söhnelein,
Goldfischlein und weiße Maus —

Als sie so gesungen hatten, stand die schöne blonde Frau auf und sprach zu mir: „Nun, lieber Radlauf, komm!“ — und da nahm sie mich mit einer überaus holdseligen Miene an der Hand und führte mich durch die Wellen, die wie zwei Mauern von Krystall fest neben uns hinliefen; vor uns aber ging erst Herzeleid mit ihrem schöngestickten Sammtkissen, dann Liebesleid, neben der die drei Elfenbeinsärge herschwammen, ihr folgte Liebeseid mit einer goldnen herzförmigen Kapsel, Reu und Leid mit einer goldnen Krone, Mildigkeit mit drei kleinen Kronen, Liebesfreud mit Perlenkranz und Perlenstrauß. Dann ging ich an der Hand des lieben blonden Wasserfräuleins, und hinter uns ging Liebesneid mit einer Ruthe und trieb die zwölf Mühlsteine wie eine Heerde Schafe vor sich her. Bald kamen wir an einen Felsen, der sich aufthat, und nun stiegen wir viele Treppen hinan, bis wir in einem gewölbten Saale ankamen; da stand ein großer Tisch von gewachsenem Erz, und oben an dem Tisch saß ein uralter Mann; er stützte sein bleiches Angesicht auf seine zwei Hände, seine Ellenbogen ruhten auf dem Tisch, sein silberweißer Bart war durch den Tisch durchgewachsen und glänzte wie Asbest, seine Augenbrauen waren auch sehr lang, und seine Augen sahen unter ihnen durch eine große blitzende Brille wie zwei traurige Gefangene hervor; er hatte einen Schäferrock an von dem zartesten Lammfell, einen breiten goldgelben Schäferhut auf, auf dem die Fürstenkrone befestigt war, und um seinen Nacken hing ein Lamm, dessen Beine über seine Brust zusammengebunden waren; in seinem Arm lehnte ein hoher weißer Schäferstab; an seiner Seite hing ein Dudelsack von einem schwarzen Bocksfell; neben ihm saß ein zottiger Schäferhund mit einer Laterne im Maul. — Er war ganz still und schien mit offnen Augen zu schlafen; zu seiner Rechten saß der Gruben-

hansel in seinem Knappenhabit, dann saß der Kautzenveitel in seinem Eulenwamms, und dann der Kohlenjockel in seiner Kohlenjacke; alle in derselben Stellung, alle ganz still; die zwölf Knappen aber saßen ringsum auf der Erde mit dem Rücken an die Wand gelehnt.

Erstaunt über diesen Anblick wollte ich fragen, ob dieser alte wunderbare Schäfer mein ältester Ahnherr sei, und ob alle meine andern Urväter hier todt seien oder nur schliefen. Aber die liebe blonde Frau Lureley hielt mir den Mund zu und winkte mir mit dem Finger, zu schweigen; hierauf begann sie mit einer hellen Silberstimme zu singen:

„Heil dem, der die Zeit erfüllet,
Der die ew'gen Maaße mißt
Und die Pein mit Schlaf umhüllet,
Wenn die Schuld versühnet ist.

Damon, der den Fluch gewecket,
Blicke auf und schlafe ein,
Auf die Kissen ausgestrecket
Bettet dich Frau Mondenschein.

Hans, der treulos auch mißtrauet,
Blicke auf und schlafe ein,
Dir ward auch ein Sarg gebauet,
Dich begräbt Frau Edelstein.

Veit, dein Trug kam an die Sonne,
Blicke auf und schlafe ein,
Dir ward auch ein Sarg gesponnen,
Dich begräbt Frau Federschein.

Jockel, der nicht Wort gehalten,
Blicke auf und schlafe ein,
Dich legt wie die andern Alten
In den Sarg Frau Feuerschein."

Während diesem Liede ging Frau Lureley an dem Tische umher und stieß die vier Alten an: da erwachten sie, sahen sich einander und die Frau Lureley und mich gar innerlich freudenselig an und lächelten und weinten und nickten mir freundlich und küßten mich der Reihe nach auf die Stirne; und auch ich mußte heftig weinen; dann aber sang Frau Lureley wieder, und alle sangen mit:

„Heil dem, der die Zeit erfüllet,
Der die ew'gen Maaße mißt
Und die Pein mit Schlaf umhüllet,
Wenn die Schuld versühnet ist."

Und unter diesem Gesang schliefen die vier wunderbaren Greise einer nach dem andern wieder ein und sanken mit ihren Häuptern auf den Tisch nieder. Nun that sich hinter ihren vier Sesseln die Felsenwand in vier Thüren auf, und vier schöne wunderbare Frauen, jede mit einem Gefolge von seltsamen Jungfrauen kamen herein. Hinter dem Stuhle des Urahngroßvaters Damon trat eine schlanke Frau mit schneeblonden Haaren auf; sie hatte einen schneeweißen Schleier an, der sie ganz bedeckte bis auf ihre silbernen Schuhe, ihr Angesicht glänzte wie der Mond, und um die Stirne hatte sie einen Kranz von weißen Nachtviolen mit einer Menge von Johanniskäfern besetzt; sie ging auf meine Führerin zu, und sie grüßten einander folgendermaßen:

Frau Mondenschein.

Grüß dich Gott, Frau Lureley fein!
Mit deinen sieben Töchterlein;
Ich möchte gern wissen,
Ob fertig die sammtenen Kissen?

Ihr antwortete

Frau Lureley.

Schön Dank, schön Dank, Frau Mondenschein!
Mit deinen sieben Jungfräulein:

Mit Palmenkätzchen und Spinnenseil,
Mit Blumenfädchen und Schneckenpfeil,
Mit Mottenflügel, Johannislicht,
Altweibersommer vergeß ich nicht.
Die Sammetkissen sind bereit
Von meinem Töchterlein Herzeleid.

Hierauf nahm Frau Mondenschein nebst ihren Mägdelein die sammtnen Kissen; sie schnitt dem alten Mondschäfer den Bart mit einer silbernen Scheere vom Tische ab, und sie legten dann den alten Herrn auf die Kissen und trugen ihn stille zu ihrer Thüre hinaus. Nun nahte sich die Frau, die hinter dem Grubenhansel stand, meiner Führerin; sie war auch sehr schön, aber doch eines ernsthafteren Anblickes als Frau Mondenschein; ihre Haut war schneeweiß, ihre Haare schön goldfarb; ihre Augen schillerten ins Grüne; Mund und Wangen waren lichtroth; groß war sie nicht, aber ungemein rüstig und fest in ihren Bewegungen; auch trug sie eine Schürze von Goldstoff und einen Brustharnisch von geschlagenem Gold mit Edelsteinen besetzt; ihr Kopf aber schimmerte von tausendfarbigen Edelsteinen; sie nahte sich mit ihren sieben Begleiterinnen der Frau Lureley und sprach:

Frau Edelstein.

Grüß dich Gott, Frau Lureley fein,
Mit deinen sieben Töchterlein,
Ich möchte gern berichtet sein,
Ob fertig der Sarg von Elfenbein?

Da antwortete ihr

Frau Lureley.

Schön Dank, schön Dank, Frau Edelstein!
Mit deinen sieben Erdfräulein:
Zinnober, Naphtha und Asbest,
Queckſilber, die keine Ruhe läßt,
Spiesglanz und auch Marienglas,
Kobold, die lacht ohn' Unterlaß.

Nimm hin den Sarg, er steht bereit
Bei meiner Tochter Liebesleid.

Nun nahm Frau Edelstein einen von den drei Särgen, die bei der Jungfrau Liebesleid standen, und legte dann mit Hilfe ihrer sieben Mägdelein den Grubenhansel hinein, worauf sie mit demselben durch ihre Thüre hinwegzogen.

Die Frau, welche hinter dem Kautzenveitel stand, hatte schöne braune Locken und blaue lustige Augen; ihr ganzes Wesen war fröhlich und leicht und sanft und heftig zugleich; sie hatte einen Mantel von lauter Pfauenfedern an, und in jedem Ohre einen Kolibri hängen; auf dem Kopfe trug sie einen rothen Kranz von Vogelbeeren, der, mit glänzenden Federn umsteckt, eine Krone bildete. Sie sprach zu Frau Lureley:

Frau Phönix Federschein.
Grüß dich Gott, Frau Lureley fein!
Mit deinen sieben Töchterlein,
Ich hätte gern von dir Bescheid,
Ob mir auch ward ein Sarg bereit?

Da antwortete ihr

Frau Lureley.
Schön Dank, schön Dank, Frau Federschein!
Mit deinen sieben Luftfräulein:
Mit Pfauenauges Farbenblitz,
Mit Reiherbusch und Schwalbenwitz,
Mit Turtel, Flämmchen, Nachtigall
Und Schwanenliedes Trauerschall.
Nimm dir den Sarg, er steht bereit
Bei meiner Tochter Liebesleid.

Frau Phönix Federschein empfing nun den zweiten elfenbeinernen Sarg von Jungfer Liebesleid, legte mit ihren Luftfräulein den alten Kautzenveitel hinein und zog mit ihm zu ihrer Thüre hinaus.

Nun war nur noch die Frau hinter Kohlenjockels Sitz übrig; aber sie füllte mit ihrem Gefolge doch die ganze Stube aus; denn sie waren meistens von einer lebendigen Art und konnten mit Geräusch und Hin- und Herzucken gar nicht zur Ruhe kommen. Sie hatte hochrothe Locken, die ihr wie Flammen um das bewegliche Köpfchen spielten; ihr Antlitz glänzte wie eine Sonne, und blaue Adern schossen wie Schlangen unter ihrer weißen Haut hin und her, und war sie so hastig und lebendig, daß man ihr das Herz unter ihrem Röcklein von Asbest hüpfen sah. Sie stürzte auf Frau Lureley zu und sprach:

Frau Feuerschein.

Grüß dich Gott, Frau Lureley fein!
Mit deinen sieben Töchterlein,
Nun sag mir gleich, sag mir geschwind,
Wo ich den Sarg bereitet find'?

Da antwortete ihr

Frau Lureley.

Schön Dank, schön Dank, Frau Feuerschein!
Mit deinen sieben Glutfräulein:
Mit Flämmlein und mit Fünklein klein,
Mit Lichterloh und Ascherlein,
Mit Hitzenblitz und Rußerauch
Und Fräulein Kohlenschwärzel auch.
Der dritte Sarg steht dir bereit
Bei meiner Tochter Liebesleid.

Da fuhr Frau Feuerschein mit ihrem Gefolge schnell auf den Sarg los; sie faßten den alten Kohlenjockel und legten ihn hinein und eilten mit ihm ihre Thüre hinaus.

„Diese alten Herren haben nun alle ihre Ruhe" sagte Frau Lureley „und nun muß ich den zwölf frechen Mühlknappen, die mich so oft verhöhnt und verrathen haben, auch ihren Lohn geben;" da befahl sie ihrem Töchterlein Liebesneid, welche die

zwölf Mühlsteine bereitet, sie sollte vor jeden dieser Knappen einen der Steine hinwälzen. Liebesneid trieb die Steine vor sich her, und vor jedem Knappen blieb einer stehen. Da sprach Frau Lureley:

„So viel Narren, so viel Kappen;
Auf, ihr alten frechen Knappen!
Fahret durch die breiten Kragen,
Die ihr sollt wie Rathsherrn tragen,
Setzt euch um den Tisch herum,
Sinnt und denkt und bleibet stumm."

Nach diesen Worten fuhren die zwölf Knappen mit ihren Köpfen durch die Löcher der Mühlsteine durch und setzten sich wie zwölf Rathsherrn mit breiten Kragen um den Tisch ganz stockstill herum, als hätten sie eine große Sorgenlast auf den Schultern. Nun zog Frau Lureley mit mir und ihren sieben Töchterlein durch die Thüre hinweg, durch welche Frau Mondenschein gegangen war. Wir traten in eine schöne Kirche von wunderbar künstlicher Bauart; sie bestand aus fünf Kapellen, die in der Gestalt eines Kreuzes an einander gebaut waren. Die mittelste war höher und aus ihr überschaute man die vier andern. Die Kapelle in der Mitte war ganz dunkelblau und mit einem Schimmer von Mondenschein durchgossen; denn die Kuppel von blauem Glas war von einem vollen Monde und vielen Sternen erleuchtet; ihr Boden war mit lebendigen Blumen besät nnd schien ein zarter Rasen zu sein. Lämmer von Alabaster lagen um einen marmornen Sprudelquell, der zu den Füßen eines künstlichen Felsens von Blumen umwachsen murmelte; in diesem Felsen aber lag in einer Höhle der Leib des Mondenschäfers auf den Sammtkissen, die mit Thimian und Würzkräutern ausgefüllt waren, und man konnte den alten Herrn sehr wohl durch einige Krystallscheiben, die vor der Höhle angebracht waren, betrachten; auf dem Felsen aber ruhte ein Schäfer von Marmor; er hatte eine Flöte und einen Hund neben sich und schien über dem Gemurmel der Quelle in angenehmen

Träumen entschlummert; über dem Eingange dieser Kapelle aber standen folgende Worte:

„Hier ruht Damon, der gute Hirt, der
erste Fürst von Staarenberg, er verlangt
nichts mehr zu wissen."

Die Kapelle gegen Mitternacht war ganz finster, und Wände und Kuppel waren mit unzähligen Erzstufen, Edelsteinen und Mineralien bedeckt, und der goldene Sarg, worin der Grubenhansel lag, stand unter einem Gebäude von Krystall, auf dem ein Bergknappe saß von gediegenem Gold, der mit einem silbernen Grubenlichte auf dem Kopfe einen wunderbar zauberischen Schimmer über die funkelnden Wände warf; über dem Eingang dieser Kapelle standen die Worte:

„Hier ruhet Johannes, der emsige Bergmann,
zweiter Fürst von Staarenberg, er verlangt
nichts mehr zu wissen."

Hier traten wir in die Kapelle gegen Morgen; sie war ganz eine große Laube von Marmor in durchbrochener Arbeit, und die Räume zwischen den Zweigen und Blättern waren mit durchsichtigen rothen und saferanfarbigen Edelsteinen ausgefüllt; von außen aber war die Kapelle mit unzähligem Rankengewächs umzogen, und man glaubte, wenn man in der Mitte stand, in einer von der Morgenröthe durchschimmerten Laube zu stehen; in der Mitte der Kapelle stand in einem goldenen Käficht von der schönsten Arbeit der Sarg, in welchem man den Leichnam des Kautzenveitel in seiner Vogelstellertracht ruhen sah; über dem Käficht aber erhob sich ein silberner Baum mit goldnen Blättern und Vogelbeertrauben von Rubin. Mitten in diesem Baume saß ein Jüngling von Alabaster mit einer Eule auf der Hand, und alle Zweige des Baumes waren mit den schönsten und künstlichsten Vögeln bedeckt, die aus mancherlei Federn und Edelsteinen bunt zusammen gesetzt waren. Ueber dem Eingang der Kapelle aber stand:

„Hier ruht Veit, der Vogler, dritter Fürst
von Staarenberg, er begehrt nichts mehr
zu wissen."

Hierauf betraten wir die Kapelle gegen Mittag; sie war aus glänzenden Schlacken erbaut und mit mancherlei Schmelzwerk ausgeziert; ihre Kuppel bestand aus feuerfarbenem Glase, durch das die Sonne in wunderbarem Glanze herein strahlte; in der Mitte stand der Sarg des Kohlenjockels, von goldenen Flammen umgeben, und über ihm stand ein Jüngling von Erz, der in den Händen ein Becken voll lebendigen Feuers trug — über dem Eingang standen die Worte:

„Hier ruht Jakob, der Köhler, der vierte
Fürst von Staarenberg, er verlangt nichts
mehr zu wissen."

Alle diese Kapellen war ich an der Seite der schönen Frau Lureley durchwandelt, und nun traten wir in die letzte gegen Abend. Sie war von weißem Marmor und ruhte auf goldnen Säulen, welche Garben vorstellten; in der Mitte durchfloß sie eine lustige Quelle, die ein silbernes Mühlrad trieb, das, mit harmonischen Schellen behängt, ein liebliches Getön hervorbrachte; sonst war noch kein Sarg hier und kein anderes Bild, auch keine Inschrift stand über dem Eingang.

Als die blonde Frau herein trat, ward sie sehr traurig und weinte, und sagte zu mir: „Radlauf, gib mir die Gebeine des schwarzen Hans." — Ich gab sie ihr, sie benetzte sie mit ihren Thränen, legte sie in die goldne herzförmige Kapsel, die ihr Mägdlein Liebeseid gesponnen hatte, und hängte sie über dem Rade an einer silbernen Kette auf, die von der Decke herab hing. In dem Augenblick stürzte ein ungeheurer Schwarm von Staaren mit durchdringendem Geschrei durch die offne Kuppel der Kapelle, und Lureley sprach zu ihnen:

„Die Tage der Rache sind zu Ende, ihr treuen Diener eures unglücklichen Herrn! geht auf den Hof des Schlosses, ich will euch seinen frommen Sohn vorstellen." — Nach diesen

Worten hoben sich die Staare von dannen, und sie sprach zu mir: „Mein theurer Radlauf, erschrecke nicht über das, was ich dir sagen werde, unterbrich auch nicht meine Rede mit Worten und Fragen und Ausrufungen; sobald du redest, muß ich dich verlassen, und du zerbrichst ein Werk, was dich und mich beglücket; reiche mir deine Hand, umarme mich, o komm an mein Herz, ich bin deine Mutter.“ Hier schloß sie mich in ihre Arme; Schauer und Entzücken nahmen mir die Sinne; aber sie benetzte mein Antlitz mit dem Quell, und mir ward unendlich wohl — dann fuhr sie fort: „Der schwarze Hans, den wir hier begraben haben, ist dein Bruder; hier diese Kapelle ist die Grabstätte deines Vaters, noch ruht er nicht hier, noch lebt er, du wirst ihn noch einmal umarmen; noch mehr Geschwister hast du, du sollst sie alle sehen; in wenigen Stunden muß ich dich verlassen; drum bleibt mir nicht die Zeit, dir Alles zu erklären, was dich heute mit Erstaunen erfüllt; aber bald seh ich dich wieder, und du lernst mich kennen; jetzt folge mir, daß ich dich deinen Unterthanen vorstelle, die dich erwarten.“

Stumm und erschüttert, mehr durch ihre Erzählung, als durch ihr Gebot zu schweigen, folgte ich ihr in der Begleitung ihrer sieben Jungfrauen. Wir gingen aus der Kirche hinaus; auf schönen reinen Treppen stiegen wir zu heiteren Terrassen, mit mancherlei Bildsäulen und schönen Gefäßen, aus denen Wasser sprudelte, geschmückt; so gelangten wir durch geräumige Vorsäle in prächtig geschmückte Gemächer, die, bequem und vornehm an einander gereiht, auf bunten Teppichen durchwandelt wurden, bis sie auf einer großen Marmorgallerie wieder zu Tage liefen. Von diesem Standpunkte übersah man den grünen Spiegel des Sees und das jenseitige Waldgebirge, das so zu sagen erst die Folge dieser Säle beschloß; aber, hinausgetreten auf den Balkon, erblickte ich den Hof des Schlosses und die ihn umgebenden Gärten und Terrassen mit einer Menge von Menschen bedeckt, die mit Hüten und Tüchern wehend einem freudig stürmenden, jauchzenden Meere glichen, das mit tausend Wogen des Jubels an mein bestürztes Herz schlug und immer: „Heil! Heil! unserm Fürstensohne, Heil! Heil! seiner Mutter!“ rief.

Die liebe blonde Mutter aber sprach zu mir: „Sage, mein Sohn, an wen gedenkst du jetzt, du, der kummervoll und arm war und jetzt mit allem weltlichen Entzücken berauscht ist?“ — Da sprach ich: „Daß der Vater lebt, ist mir lieb; daß ich meine Mutter sehe, ist mir süß; aber ich wollte, ich wäre am Rhein und dieses Schloß wäre meine Mühle und dieses Volk wäre der Rhein; Ameley wäre in seinen Wellen, ich stürzte hinein, trüge sie in meinen Armen auf die Wiese ans Ufer und sähe in ihre holdseligen Augen; ach! das wäre süßer als Alles.“ — Darauf sprach meine Mutter: „Du bist der treueste Mann, und glücklich, die dich liebet; bald sollst du sie wiedersehen.“ Dann sprach sie zu dem Volke: „Rüstet das Land und das Schloß, in wenigen Tagen kehret euer Herr zurück.“ Somit wendeten wir uns um und gingen durch die Gemächer, über die Treppen, durch die Kirche, hinab in das Gewölbe, wo die zwölf Knappen um den Tisch saßen, wie Rathsherrn. „Nun“ sagte Lureley „muß ich dich verlassen, bitte dir eine Gnade aus, bald sehe ich dich wieder.“ — Ich wußte über all der Herrlichkeit nicht, was ich begehren sollte, und da ich die zwölf alten Knappen so gewaltig besorgt sitzen sah, sagte ich: „Verzeihe diesen armen Schelmen und lasse sie deiner Milde genießen, und schenke sie mir zur Begleitung, daß ich nicht so einsam nach Hause ziehen muß.“ — Da umarmte sie mich und küßte mich und verschwand; ich aber wußte nichts mehr von mir, ein wunderbarer Schlaf befiel meine Augen.

Vom Tanz der Frau Mondenschein, und wie sie ihren sieben Töchterlein ihre und des Mondenschäfers Geschichte und den Fluch der Frau Aglaster erzählt.

Als ich erwachte, lag ich am Eingang eines Waldes in dem Schatten einer sich weitausstreckenden Eiche, und um mich her standen zwölf ehrbare Ritter; dieselben, die mich hieher zu euch geleiteten, ihre Rosse standen an den Bäumen umher ge-

bunden; sie grüßten mich als Fürsten von Staarenberg und fragten: „Wohin geht unser Weg?“ Ich sagte: „Wir ziehen zum Rhein“ — und somit bestiegen wir unsere Rosse und zogen fröhlich durch die gesegneten Thäler hinab.

Als am Abend die Sonne hinab sank über einem spiegelglatten Landsee, machten wir Halt an einem bequemen Ort; ich befahl meinen Gefährten, das Lager zu rüsten und das Abendbrod zu bereiten; ich selbst aber wollte gehen, mich in den schimmernden Wellen des Sees badend zu erquicken und meiner theuren Ameley zu gedenken. Trauernd schlich ich am Ufer durch die düstern Erlen dahin, entkleidete mich auf dem Rasenufer einer kühlen Bucht und tauchte mein sehnsüchtiges Herz in den labenden Spiegel des Sees. Schon war die Sonne hinabgesunken; das Lied der Vögel verstummte; ein leiser Wind trieb die Wellen kräuselnd gegen meine Brust; der Abendstern stand lächelnd über dem jenseitigen Berg; eine wehmüthige Lust durchdrang mein Herz bei dem Klange einer Hirtenflöte, die in der Gegend über die Wiesen hinspielte.

„O süße Ameley!“ rief ich aus, und indem ich meine Arme in den Wellen ausbreitete, als wollte ich sie an mein Herz schließen, und diese Bewegung oft wiederholte, begann ich zu schwimmen und richtete meinen Weg nach einer anmuthigen Insel, die von Erlen umgeben in der Mitte des Sees lag. — Hier setzte ich mich in den Arm einer hohen Weide, die sich gekrümmt über das Ufer des Sees vorlehnte und ihr zartes Laub in die Wellen senkte, wie eine Jungfrau, die sich weinend ihre Locken wäscht; und ganz eingeschleiert von den dichten Blättern des Baumes schaute ich trauernd bald über die Fläche des Sees, auf der schon der bleiche Mond und die Gestirne sich spiegelten, bald über die entschlummernden Blumenglocken der Insel, die einen von Büschen geschmückten weiten Rasenplatz bildete; so ward ich Zeuge eines reizenden Schauspiels.

Die Frau Mondenschein, die ich mit ihren sieben Mägdlein in der Gruft gesehen, wandelte über die Wipfel der Bäume daher; die Zweige, die sie berührte, schimmerten mit silbernem

Glanz, und die Nachtigallen begannen in den Büschen zu singen und schienen mir immer Ameleya! Ameleya! zu rufen.

Als aber die wunderbare Frau mit ihren Gespielen auf den Grashalmen und Blumenkelchen hinwandelte, erwachten die Heimchen und begannen ein süßes vertrautes Geschrille; die Quellen murmelten traulich und das Echo zitterte das träumende Lustgeräusch wieder; die Mägdlein aber umgaben einen schönen grünen Rasen, und in ihrer Mitte schwebte Frau Mondenschein und sang also:

Frau Mondenschein.

Nochmals laßt mit zarten Füßen
Uns im Thau die Kreise ziehn,
Nochmals uns die Blumen grüßen
Und dann von der Erde fliehn.

Von der Erde, die betrogen
Unser helles leichtes Herz,
Uns vom Lichte abgezogen
Zu der Tiefe finsterm Schmerz.

Reihet, reihet, meine Schwestern!
Und ich sing mein irdisch Weh;
Ach! vierhundert Jahr wie gestern
Ich mir heut verschwunden seh. —

Nun tanzten die sieben Mägdlein um sie her, und eine jede that, was ihres Amtes war. Spinnenseil trug einen silbernen Rocken, von dem sie feine Fäden zog uud damit den Tanzplatz umgab. Dazu sang sie:

Spinnenseil.

Daß kein Kobold ungeladen
In der Elfen Tanz eingeh,
Zieh ich einen Silberfaden
Jetzt von Blum zu Blum im Klee.

Spinnerin bin ich, Fädlein spinn ich;
Weberin web ich, rings umschweb ich
Unsern Tanz so fein und sinnig
Rings mit sichrem Netz umgeb ich.

Schneckenpfeil aber war mit Bogen und Pfeilen wie eine rüstige Jägerin bald hier, bald dort und wies eine Menge von Fledermäusen, Nachtschmetterlingen, Eidexen und andern unbequemen Gästen, die der Glanz der Frau Mondenschein herbei lockte, mit ihren Pfeilen zurück, wozu sie sang:

Schneckenpfeil.

Eines kräft'gen Käfers Zange
Ist mein Bogen; Spinnenseil
Drehte Fäden mir zum Strange,
Und ich schieß den Schneckenpfeil;

Pfeile spend ich, von uns wend ich
Eidex, Kauz und Fledermaus;
Alle blend ich, alle send ich
Witzig spitzig bald nach Haus.

Die dritte Jungfrau aber, welche Mottenflügel hieß, schweifte von Blume zu Blume und sammelte den Thau und bestreute mit seinen Perlen den Rasen um Frau Mondenschein her, wie man die Tanzböden gegen den Staub zu besprengen pflegt; ihr Gesang aber lautete also:

Mottenflügel.

Ich bestehl im Thal am Hügel
Alle Blümelein im Traum,
Schüttle Perlen von dem Flügel
Hier in unsres Spieles Raum.

Perlen setz ich, leis benetz ich
Unsre Au mit kühlem Thau,

Daß ihr Füßlein nicht verletz sich
Mondenschein, die zarte Frau.

Palmkätzchen, die vierte Jungfrau, trug allerlei weiche Blüthenflocken, zarten Flachs und Flaum herbei und breitete Teppiche zum Sitze der Frau Mondenschein aus; auch verstopfte sie die Glocken der Blumen aus einer übertriebenen Sorge, sie möchten vom Tanze bewegt läuten und die nächtliche Feier verrathen, bei welchem Geschäfte sie folgendermaßen sang:

Palmkätzchen.

Flachs von fauler Dirnen Rocken,
Flaum von zarter Knaben Kinn
Stehl ich, streue weiche Flocken
Unter eure Füße hin.

Weit her schlepp ich euch den Teppich,
Daß ihr nicht zerreißt die Socken
An dem Eppich — Wolle stepp ich
Ins Geläut der Blumenglocken.

Die fünfte Jungfrau, Blumenfädchen, sammelte allerlei Wohlgerüche, die sie auf einem Rauchfaß, das sie in Gestalt einer Rose in der Hand schwenkte, auf dem Tanzraum mit folgendem Gesange verbreitete:

Blumenfädchen.

Ich umschweb die Blumenkelche,
Raube ihnen süßen Duft,
Schwenke, daß das Fest hoch schwelge,
Dann mein Rauchfaß durch die Luft.

Ich bin luftig, Rose ruft mich,
Mir winkt Lilie, seufzt Viole,
Rings süß duftig mach die Luft ich
Euch ums Haupt und um die Sohle.

Ihr folgte in emsigem Geschäfte die sechste Jungfrau, Johannislicht; sie zündete rings im Gras und in den Büschen kleine schimmernde Lichter an, machte kleine Laternen aus den Kelchen der Glockenblume und ließ eine Menge leuchtender Funken die verschiedenen Kreise des Tanzes, wie ein Feuerwerk auf dem Teppich der Nacht, hinschweben, wobei sie also sang:

Johannislicht.

Ich begleite mit Gefunkel
Eure Füße auf dem Plan,
Zünde rings im Nachtesdunkel
Tausend bunte Lampen an.

Es umgränze und umglänze
Duftberauscht und mondlichttrunken
In dem Lenze unsre Tänze
Glühend der Johannisfunken.

Die siebente Jungfrau, der fliegende Sommer, auch Altweibersommer genannt, brachte einen schönen Schleier heran und reichte ihn der Frau Mondenschein, die ihn traurig anlegte, wozu sie sang:

Altweibersommer.

Frühling war ein lust'ger Freier,
Sommer ernst ein Ehemann,
Herbst webt schon den Wittwenschleier,
Und der Winter legt ihn an.

Jungfraun lauern hinter Mauern
Unterm Schleier auf den Freier;
Wittwen trauern und bedauern
In dem Schleier Todtenfeier!

Als Frau Mondenschein den Schleier angelegt hatte, tanzten die Jungfrauen um sie her, und die Heimchen grillten im Takte, wozu Frau Nachtigall bald lustig schmetterte, bald in süßen Klagen zu zerfließen schien; endlich aber verstummte die

Musik, und die Tänzerinnen wurden ruhig, der Mond trat hinter die Wolken, die leichten Frauen warfen allein einen milden Schein auf Blumen und Gras, aber keinen Schatten; da sprach Frau Mondenschein also:

„Meine lieben Mägdlein, jetzt ist die Stunde, wo ich euch endlich erzählen kann, was mich schon vierhundert Jahre lang so traurig macht; mein Leid ist vorüber, morgen ist Alles vergessen, morgen bin ich wieder jung, neu und glücklich.

Vor vierhundert Jahren hatte ich noch keine Gesellinnen, ich war einsam und allein und wandelte sehnsüchtig und träumend hier auf dieser Insel umher, die mir besonders lieb war; aber sie war damals noch keine Insel, der Raum zwischen hier und dem jenseitigen Ufer war ein wildes Felsenthal, und hier war eine anmuthige Bergwiese. Viele Jahre besuchte ich diesen einsamen Fleck und badete mich Nachts in dem Brunnen, der dort am Fels hinter den Erlen quillt. — Als ich einst traurig über meine Einsamkeit in dem Bade saß, bekam ich plötzlich eine Gesellschafterin. Frau Echo, die lange in dem Felsen geschwiegen hatte, erwachte plötzlich und sang mir die Melodie einer Hirtenflöte ins Ohr, die vom jenseitigen Ufer ertönte; lange lauschte ich entzückt ihren Tönen und weinte, als sie leiser, immer leiser wieder verstummte. Ich, die nicht wußte, wo der süße Klang herkam, irrte und suchte rings umher; sieh! da eilte am Rande dieser Wiese mir ein silberweißes Lamm entgegen; ihr könnt euch denken, wie ich entzückt war, einen so lieblichen Gespielen in meiner Einsamkeit erhalten zu haben. — Ich pflegte und liebkoste mein Lamm, als wenn es mein Brüderchen wäre; führte es zur Weide, wo das Gras am zartesten, die Kräuter am gewürzigsten waren, und hatte meine Freude viele Tage mit ihm. Seit das Lamm bei mir war, sang mir Frau Echo täglich das Flötenlied vor, und ich bemerkte, daß mein kleiner Gespiele dann immer sehr unruhig ward und sehnsüchtig blöckte. Auch stellte sich nun Frau Nachtigall ein und sang mit Frau Echo um die Wette, und so entschlummerte ich einstens hier auf dem Hügel, das Lamm in meinem Arm, in seligen Gedanken.

Ich mochte kaum einige Minuten geschlafen haben, als das Lamm plötzlich sich aus meinen Armen riß und vor mir herstürzte; auch ich sprang auf, denn neben mir stand ein junger Schäfer, schön und freundlich; das Lamm war ihm entgegen gesprungen, und eine fröhliche Heerde tummelte sich auf der Wiese umher. Er grüßte mich freundlich und sagte mir, das Lamm, das sich neulich von seiner Heerde verloren, habe ihn hieher gelockt, und er danke mir, daß ich es so gütig gepflegt. Wir wurden bald bekannt; er verließ mich am Morgen mit dem Versprechen, am Abend wiederzukehren. Mit Sehnsucht erwartete ich den Abend, Damon kehrte zurück, wir erzählten uns Märchen, sangen uns Lieder, flochten Kränze und waren selig. Oft hatte er mich besucht; bald aber kam die Stunde, daß er mich nie mehr verlassen sollte. Als wir einst hier am Hügel neben einander entschlummert waren, es war schon gegen Morgen, und die Sonne trat schon hinter den Bergen hervor, erweckte uns ein heftiges Geräusch; wir sahen die Heerde erschreckt vor uns herstürzen und folgten ihr ängstlich nach dem Rande dieser Wiese; denn über uns war ein großer Bach entsprungen, der sich wild zu dem Felsthal hinabstürzte; er schien uns boshaft zu verfolgen; ich hätte zwar leicht entschweben können, aber mein Damon war mir zu lieb, und ich wollte ihn nicht verlassen; blindlings folgten wir der Heerde, die sich in eine weite Felsenhöhle flüchtete.

Kaum waren wir hineingetreten, als von dem Sturm der Schaafe aufgestört eine Wolke von Staaren über uns her zu der Höhle hinaus flog; wir faßten uns fest in die Arme, um nicht umgeworfen zu werden. So von den blöckenden Lämmern umdrängt hatten wir uns kaum eine Weile erholt, als plötzlich über die Höhle und ihren Ausgang nieder das Wasser in das Thal stürzte und den Ausgang verschloß. — „Damon" sagte ich „wie ist dir? wir sind gefangen." Er aber antwortete: „Mir ist wohl in dieser festen Burg mit krystallner Thüre; an deiner Seite bin ich wie ein König; diese Lämmer sind ein liebes lenksames Volk, und ich will uns ein Trostlied spielen." Da setzte er seine Hirtenflöte an die Lippen und spielte ein wundersüßes

Lied, das Frau Echo aus geheimen Gängen der Höhle wiederholte und das rauschende Wasserthor und das Blöcken der Lämmer begleiteten: da sagten wir uns, wir wollten immer beisammen bleiben. Das niederstürzende Wasser mehrte sich, und wir mußten uns in der Höhle einrichten, so gut als wir konnten. Damon fand einige anliegende Gewölbe und trieb die Schaafe hinein; viele Kräuter wuchsen am Eingang, und Laub hing von überhängenden Büschen herein; der Wassersturz drängte die Zweige herab, und Damon als ein treuer Hirt streifte das Laub ab und sammelte die Kräuter und machte Bündelchen daraus, um die Schaafe in Hungersnoth zu fristen; sie leckten dazu das Salz, das an den Wänden ausgeschlagen war. Er selbst nährte sich von den Staareneiern, die in vielen Nestern an der Felsenwand waren. So lebten wir einige Tage, und das Sonderbare unsrer Lage gefiel uns noch immer wohl.

Am dritten Morgen hatte Damon so eben in der düsteren Höhle aus einem besonders schönen Neste ein Ei genommen, als wir bemerkten, daß der Wassersturz vor dem Eingang dünner geworden war und einen Durchgang bildete; schnell eilten wir hinaus und sahen in eine ganz veränderte Gegend: das Felsenthal ringsum hatte sich in einen See verwandelt, ein Regenbogen stand über uns ausgespannt, und Tauben schwebten über den Spiegel.

„Sieh da!“ sagte Damon „der Himmel selbst will, daß wir beisammen bleiben; diese Höhle ist eine Insel geworden, ohne Schwimmen kann ich mit der Heerde nicht mehr hinüber. Der Ort schickt sich gut zu meiner Nahrung, auf diesem Eiland esse ich mein Ei“ und somit knickte er das Ei, das er in der Hand hatte, an einer scharfen Stelle des Felsens, brach es in zwei Hälften und schlürfte es aus.

Kaum aber hatte er dieses gethan, als eine schwarze Wolke den Himmel bedeckte und mit einem wimmernden Geräusch nahte, und sieh! es war der große Staarenschwarm, der über uns her mit stürmender Hast in die Höhle kehrte. Die geflügelte Windsbraut riß uns mit in die Höhle, und Damon warf sich vor ihrem Ungestüm platt an den Boden in einen Winkel; ich ahndete

wunderbare Dinge und berührte Damon mit meinem Fuß, auf daß er entschlummern und und nicht hören möge, was er nicht ändern konnte, und er sank in einen tiefen Schlaf.

Mit wildem Geschrei flatterten die Vögel durch die Höhle hin und her und wehklagten über ihre zerstörten Nester, und ergrimmt hackten sie sich in die Wolle der Schaafheerde fest, die geängstigt unter Geblöck aus der Höhle heraus stürzte und sich über den Hügel zerstreute; und da die größere Anzahl der Staare sie verfolgend die Höhle verlassen hatte, kam ein größerer Vogel, der ein Krönchen auf seinem Haupt hatte, heftig gegen mich angeflogen; erst umschwebte er mich mit großem Wehgeschrei und holte dann die zwei halben Eierschalen, die vor dem Eingang auf dem Felsen lagen, legte sie auf einen Steinvorsprung vor sich nieder und brach in folgende Worte aus:

„Weh! weh! Frau Mondenschein!
Was that ich Ihr zu Leide,
Daß solche Noth und Pein
Ich Aermste durch Sie leide!
Mein Ei! mein Wunderei!
Zerbrochen und verzehret!
Der Staaren Bau zerstöret!
O höre mein Geschrei,
O Cisio Janus, steh mir bei!

Schwärmerin! Härmerin!
Bleicherin! Schleicherin!
Schweigerin! Schmachterin!
Trachterin! Heuchlerin!
Schmeichlerin! Träumerin!
Säumerin! Hehlerin!
Stehlerin! Grüblerin!
Lieblerin! Rührerin!
Verführerin! Sehnerin!
Gähnerin! Thränerin!
Scheinerin! Meinerin!

Schläferin! Schäferin!
Weh! weh! mein Wunderei!
O Cisio Janus, steh mir bei!"

Und so setzte sie in ihrer Staarensprache immer mit Wehklagen und Schmähworten abwechselnd ihr Hilfsgeschrei nach Cisio Janus fort. Mich jammerte das arme betrübte Mutterherz, ich unterbrach sie nicht in dem ersten Ausbruch ihres Wehs; aber ich ergoß meine tröstendsten Strahlen durch die Höhle. Die Sonne war untergegangen, die Sterne traten am Himmel hervor und besahen sich verwundert in dem neu entstandenen Wasserspiegel; es war, als drängten sie sich dicht zusammen, und als schaue einer dem andern über die Schultern. Und sie blitzerten so frisch, frei und freundlich, als gefielen sie sich wohl. Da schaute ich den schlafenden Damon mit meinen tiefsten Augen an, und er verstand meinen Willen. Träumend ergriff er seine Hirtenflöte und spielte eine ungemein rührende Melodie. Nach einer kleinen Weile milderte sich schon das Klaggeschrei der Staarenkönigin, und bald war es nur ein einzelnes Schluchzen und Seufzen; so oft sie aber wieder die zerbrochene Eierschale betrachtete, schrie sie von Neuem: „Mein Ei! mein Wunderei! O Cisio Janus, steh mir bei!" und begann eine neue Reihe von Schmähworten gegen mich, die sich aber immer milderten, und ich hörte zuletzt gar das Wort Trösterin von ihrem Schnabel erklingen; worauf sie ganz verstummte, und aufmerksam mit gewendetem Kopf wie andere Staare zuhörte als wolle sie ein Lied lernen; viele andere Staare kamen leise herein geschlüpft und setzten sich hie und da wie studirende wißbegierige Männchen umher und drehten den Kopf bald links, bald rechts, fingen auch an hie und da ein Endchen der Liederweise nachzupfeifen.

Wie wird mir? Wer wollte wohl meinen,
Wenn winkend aus wiegendem See
Süß sinnend die Sternelein scheinen,
Werd' heiter, weich, weiter, du wildwundes Herz.

Komm Kühle, komm küsse den Kummer,
Süß säuselnd von sinnender Stirn,
Schlaf schleiche, umschleire mit Schlummer
Die Schmerzen, die schwül mir die Seele umschwirrn.

Flöß flehend, du Flötengeflüster,
Mir Himmel und Heimat ans Herz,
Leucht lieblich und lispele düster
Und fächle, daß lächle im Schlummer der Schmerz.

Sieh! sind schon die Sonnen gesunken,
Glück glimmet in Abendlichts Glut,
Und Finsterniß feiert mit Funken,
Licht locket ins Leben das liebende Blut.

Wir wanken in wohnsamer Wiege,
Wind weht wohl ein Federlein los,
Wie's wehe, wie's fliege, wie's liege,
Fein fiel es und spielt es dem Vater im Schooß.

Bis hieher hatte die Staarenkönigin, sich beruhigend, mein Trostlied gehört, als sie aber die letzte Strophe nachschwätzen wollte, brach ihr Leid wieder aus, und sie sagte nur weniger heftig als im Anfang:

„Weh! mein Ei! mein Wunderei!
So grausam zu zerbrechen,
Vom Federlein dann sprechen,
Das fort geflogen sei.
So könnt ein Jeder sprechen;
Und eines Schäfers Magen
Nennt Sie des Vaters Schooß!
Frau Mondschein, ich muß sagen,
Der Unterschied ist groß,
Die Aehnlichkeit kurios!

Ich danke Ihr für das schöne Trostlied, es hat mir bis auf den seltsamen Schluß ganz wohlgethan; aber ich weiß wohl,

der Mondschein erlaubt nicht, etwas genau zu unterscheiden. So wisse Sie denn, ich bin die Staarenkönigin Aglaster, und Ihr tölpelhafter Schäfer hat mit diesem Ei die Hoffnung der Welt, den künftigen Regenten des Staarenvolkes vernichtet. Es war dieses Ei aber ein Schicksalsei, gar wunderbar gezeichnet, und wenn erst Herr Cisio Janus kommt, der wird Ihr schon auslegen, was der Schäfer gethan hat."

Ich erwiederte hierauf: „War es ein Schicksalsei, so hat Damon ein Schicksal mit sich verbunden; o ihr edles schwarzgefiedertes Staarenvolk, willst du deiner Königin Sohn dienen, wo er auch sei?" —

Auf diese Frage erhob sich ein allgemeines Geschrei der Staare: „Das wollen wir, das wollen wir!" — „Wohlan" fuhr ich fort „so gehorchet ihm in dem edlen Schäfer Damon, mit welchem sich dieses Schicksalsei verbunden hat, was wahrlich ein Schicksal zu nennen ist, ein unabänderliches, unverschuldetes und recht gutes; denn ihr werdet in ihm einen weisen und milden Regenten haben, und in mir, seiner Braut, eine wohlthätige Mutter. War es eurer guten Königin Aglaster nicht vergönnt, aus diesem Schicksalsei einen Staarenprinzen zu brüten, so hat mir der Himmel doch verliehen, euch alle in Menschen zu verwandeln, was ihr in euren Voreltern gewesen, und ich will euch gründen ein Land Staaren, und ihr sollet Weizen und Korn bauen und Weinbeer essen in alle Ewigkeit."

„Weinbeer! Weinbeer! Vivat Prinz Damon!" schrie das Staarenvolk nun allgemein. Frau Aglaster aber war ganz anderer Meinung, sie schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Ich habe mich hinreichend überzeugt, daß man eher bei Menschen Staarenverstand, als bei den Staaren Menschenverstand findet, und so wäre es besser, Damon würde ein Staar und verbände sich mit mir, die eine arme Wittib ist, euch zu regieren."

Ueber diesen Vorschlag lachte und schrie das ganze Volk, sie sagten, das hieße vom Pferde auf den Esel kommen, und schrieen fortwährend: Vivat Weinbeer, Weizen und Menschenverstand! —

Da war die ganze gute Stimmung der Frau Aglaster vor-

über, und sie rief wieder heftig: „Mein Ei! Mein Wunderei! Komm Cisio Janus, steh mir bei!“ — Ich aber sagte: „Ei was, es fällt kein Sperling vom Dach ohne Gottes Willen“ — und wollte mich entfernen, da erwiederte sie: „Vorhin spracht Ihr von einem Federchen, jetzt ist es schon ein Sperling; aber es ist hier von einem Schicksalsei und einem Nest die Rede, das kein Dach ist.

Höret, höret!
Es ist leicht, ein Ei zu kauen;
Aber was im Ei gelebt,
Läßt sich nicht so leicht verdauen;
Denn es wird sein Ziel erschauen,
Was da lebet, was da schwebt.
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Ach und Oh!
Steh den Wittwen und Waisen bei!

Höret, höret!
Aeußrer Faden abgerissen
Spinnt sich weiter innerlich,
Und der leicht verschluckte Bissen
Wird nach Wissen und Gewissen
Einst auch wieder äußerlich.
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Ach und Oh!
Steh den Wittwen und Waisen bei.

Höret, höret!
Dieses Leben, das im Eichen
Ihr verzehrtet, war bestimmt
Nach der Schale Wunderzeichen,
Viel Verkehrtes auszugleichen,
Was nun andre Wege nimmt:
Weh! mein Ei! mein Wunderei!

Janus, Janus, Cisio!
Ach und Oh!
Steh den Wittwen und Waisen bei.

Ein Geschick habt ihr verschlungen,
Schien es gleich nur Staarenei,
Was sein Flügel hätt' geschwungen,
Was sein Schnabel hätt' gesungen,
Das ist darum nicht vorbei:
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Ach und Oh!
Steh den Wittwen und Waisen bei.

Was dem Staar war zu verzeihen,
Neugier, Glanzsucht, Plauderei,
Wird manch Menschenherz entzweien,
Daß es muß zum Himmel schreien,
Weh um die Verrätherei!
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Steh den Wittwen und Waisen bei."

Während Frau Aglaster mit aller traurigen Majestät, deren ein kinderlos verwittwetes gekröntes Staarenhaupt fähig ist, diese prophetische Weheklage ausseufzte, hörte ich mehrmals ein entferntes Stöhnen wie eines Mannes, der auf mühsamem Wege begriffen ist, und bei diesem Stöhnen ward ihr Ruf immer heftiger. Schon wollte ich fragen, wer ist nur der Cisio Janus, der so lange ausbleibt?! — Da sagte sie, als wisse sie meine Frage schon: „Sparen Sie die Frage, hier ist er schon."

In diesem Augenblick kam ein Mann herein, der mich arme Frau Mondenschein, welche damals eine gar schüchterne Braut war, in eine ungemeine Verlegenheit setzte; es wurde mir, als kenne er mich durch und durch in allen meinen vier Vierteln, alle meine Conjunktion, Complexion, Temperament und Leidenschaft. Es wurde mir ganz kurios zu Muthe; denn

es war mir, als schaue mir der Herr Cisio Janus bis in das feinste Strählchen meines Innern hinein. Ihr wißt wohl, wie einem zu Muthe wird, wenn man eben sehr superfein und engelrein wie Edelstein und Elfenbein und Heiligenschein in der Nähe werther Freunde sich zieret, und es tritt der Hofmeister herein, der einen abgestraft; der Hausarzt, der einem den Buckel, die schiefe Hüfte, die hohe Schulter vertrieb und Inneres und Aeußeres eingerichtet hat; der Zahnarzt, Nägel- und Hühneraugen- und Staarstecher, der einen reparirt hat; oder die Kleiderhändlerin, die einem den Prachtanzug gebracht hat, oder die Näherin käme und sagte: das Hemd ist gar nicht mehr zu flicken, und breite es vor Jedermann aus, und dergleichen menschliche Haushaltungsfälle, die einem das Blut in die Wangen treiben."

„O ja, wir wissen schon, wir wissen schon, es ist zum Sterben!" riefen die Fräulein. „Aber wie geschah das durch den fatalen Herrn Cisio Janus so? Wie sah er denn aus? Wer ist er? Wie wußte er das? Lebt er noch? Könnte er jetzt wieder kommen? Ach, wenn er doch säße, wo der Pfeffer wächst!" — So fragten alle die Hoffräulein durcheinander und drängten sich ängstlich an Frau Mondenschein heran, als sei der Herr Cisio Janus, der Alles wisse, schon in der Nähe.

Frau Mondenschein lächelte über die Besorgtheit ihrer Dienerinnen, und mit ihrem Lächeln kam eine innige süße Ruhe über sie alle, und sie waren wieder zufrieden; das artige Mäulchen, das sie im Lächeln machte, erinnerte mich an die freundliche Prinzessin Ameleya, wie sie sich so lieblich umschaute, da ich armer Radlauf ihr die nasse Schleppe trug nach ihrer Errettung aus der Rheinfluth, damit sie ihr nicht so an die Beine schlagen sollte.

„Beruhigt euch ganz" fuhr Frau Mondenschein fort „Herr Cisio Janus lebt nicht mehr; ihr werdet hören, wie es ihm ergangen. Ich zog mich, als ich Fußtritte hörte, etwas hinter den Schäfer Damon zurück, und siehe! da trat ganz außer Athem ein Mann herein, nicht jung und nicht alt; er sah aus, wie einer, der alle Tage anders ist und doch immer einerlei,

wie einer, der ewig fortfährt und am Ende wieder von vorn anfängt. Sein Mantel hatte drei Bahnen, sein Rock hatte drei Bahnen, sein Hemd hatte drei Bahnen, seine Hosen hatten drei Bahnen; jede dieser zwölf Bahnen war von anderer Farbe und in vier gleiche Felder getheilt; jedes dieser Felder wieder in sieben Feldchen, und jedes dieser sieben Feldchen in vier und zwanzig halb helle und halb dunkle Würfel; alle diese kleinen Felder auf den Kleidern des Herrn Cisio Janus waren mit den Todesanzeigen vieler berühmten Leute besteckt, deren Geister ihn jährlich einmal am bestimmten Tage besuchten. Wenn dieses besonders ausgezeichnete Leute waren, so waren die Anzeigen von rother Farbe. Alles dieses beobachtete er mit der größten Pünktlichkeit und war von oben bis unten und überall mit unzähligen Merkzeichen besetzt. Er hatte an jeder der zwölf Bahnen ein anderes Ordenszeichen hängen und folgte reihum dem Einfluß dieser großen Herren; sie waren wie die zwölf Himmelszeichen. Was mir aber ganz ärgerlich war, ist, daß er mein Porträt unzähligemal bald ganz voll und roth, bald halb Profil, bald ganz Profil, bald rabenschwarz wie Knöpfe auf seine Kleider genähet hatte, und daß diese Knöpfe keineswegs allein auf der Brust, sondern überall herumsaßen; er sah aus, als ob er wunder was für vertraute Bekanntschaft mit mir hätte. Er hatte einen Wuchs wie ein Kerbholz, Beine wie ein Meßzirkel, Arme wie ein Zollstock; sein Gesicht war wie eine Sonnenuhr und die Nase wie der Zeiger; seine Perücke war in zwölf Locken um die Stirne frisirt, welche zwölf Stundenzahlen vorstellten, sein eines Auge sah immer nach dem Schatten, den seine Nase warf, und das andere sah bald die Leute an, mit denen er sprach, bald irrte es auf den vielen Zeichen seines Gewandes umher, meistens aber schaute es nach den Sternen durch eine Brille, die er gewöhnlich trug, oder ein Sehrohr, das er am Hut befestigt hatte. Dieser Hut aber war ganz abentheuerlich; er drehte sich und rauschte wie ein Bratenwender und der Lauf der Gestirne bewegte sich daran, aber nicht allerdings ganz richtig, und da er behauptete, daß dieses ganze Werk nur eine Fortsetzung seines Gehirns sei, welches er mit seinen Gedanken bewege, pflegte er

sehr bös zu werden, wenn man sagte, es scheine doch aufgezogen zu sein wie eine andere Uhr, denn sein Haarbeutel gehe ja wie ein Perpendikel und wozu denn die langen Schnüre niederhingen mit den Gewichten? Er sagte aber, dieses seien die Bleigewichte, an denen das Gleichgewicht von Europa regiert werde, und der Haarbeutel sei das von ihm erfundene perpetuum mobile, was ihm aber nie geglaubt worden ist. Auf seiner einen Schulter saß ein Hahn, und in der rechten Hand führte er einen langen hohlen Stab, worauf eine kreischende Wetterfahne befestigt war, die ihm aber auch als Sehrohr diente. Auf seiner Schnupftabaksdose war ein Kompaß, und in ihr selbst war Schneeberger Schnupftabak, jedoch weit mehr kleine weiße Erinnerungspapierchen, um dies und jenes nicht zu vergessen. Er schnupfte sie immer mit dem Tabak, und wenn er nieste, stoben sie wie Schneeflocken um ihn her. Zu seiner seltsamen Kleidung gehörte noch, daß er hinten über dem Haarbeutel eine Schlinge befestigt hatte, woran er sich, wenn er ruhte, an die Wand hängen ließ, und außerdem war der seltsame Mann mit weißem Papier durchschossen, worauf allerlei Zinsen und Schulden, Geburts- und Sterbfälle aufgekritzelt waren. Man sollte meinen, das Alles müßte sehr geraschelt haben; aber nein, er that Alles Schritt vor Schritt und zu seiner Zeit, darum kam er auch gleich auf den Ruf der Frau Aglaster; denn er hatte die Reise schon aus den Sternen gesehen und sich zur gehörigen Zeit auf den Weg gemacht.

Jetzt könnt ihr euch den seltsamen, bunten, krausen, schnurrenden, perpendikelnden Mann denken, der doch ganz stille, leise und pathetisch war; aber sein Diener, der ihm mit einer Papierlaterne leuchtete, war nicht weniger wunderlich; er hieß Schneppermann und was sein Herr an Kleidern zu viel hatte, das hatte er zu wenig. Sein Kleid lag ihm so dicht auf dem Leib, daß der Hundertste hätte glauben sollen, er hätte gar keines an; er hatte wunderbare Manieren und ließ sich nie von der Seite sehen. Wie man nach ihm schaute, trat er einem mit mit dem ganzen Leib entgegen, spreizte die Füße und streckte die Arme kreuzweis auseinander. Eine ganz besonders künstliche

Einrichtung aber an ihm war, daß an sehr vielen Stellen seines Leibes Schnüre befestigt waren, an deren Enden auch eines der Ordenszeichen hing, die sein Herr anhangen hatte, und wenn sein Herr ihn rief, stiegen diese Zeichen mit den Schnüren in die Höhe, und es war, als ob ein Pfau ein Rad schlägt. Er war übrigens, obwohl man alle seine Adern hüpfen sah, ein gelassener Mensch und ohne viele Worte; denn er sagte nichts, als: Gut lassen, oder: Bös lassen, was so viel hieß, als: Ja, Ihro Wohlweisheit, oder: Nein, Ihro Wohlweisheit. — Seine Papierlaterne war auf einem Stabe befestigt, an welchem eine Tasche voll Schröpfköpfe, Lanzetten, Aderlaßschneppern und vielen weißen und rothen Binden hing.

Das sind die Leute, die in die Höhle traten. Eben wollte Frau Aglaster ihm ihre ganze Leidensgeschichte vorerzählen, aber er nahm sogleich das Wort und sagte:

„Es ist mir nur allzu bekannt, daß alle Aspekte und Conjunkturen und Constellationen ihrer Nativität auf den Gipfel einer gefährlichen Entscheidung gekommen waren in diesen Tagen, und ich habe bereits Alles voraus notirt. Ich war immer der treueste Diener ihres hohen potentatischen Hauses und Resident und Geschäftsträger derselben bei den hohen himmlischen Häusern und dem Thierkreis des Herrn Sternenreichs, was die mich bedeckenden vielen hohen Orden rühmlich beweisen. Ich habe die geheime, treulose, intrigante Politik des mit der hohen Pforte nicht umsonst so nahe verwandten Mondhofs gegen die hohen und lauteren Ansprüche Allerhöchst Dero Stammes gründlich mit meinen Augen und sonstigen Hilfsmitteln ausgemittelt und mir zum Voraus dargestellt und dessen gefährliche Insinuationen immer früh genug entlarvet, um derselben nachtheilige Wirkungen zu evitiren. Bei Hochderoselben Geburt waren bekanntlich die Aspekte für Dero hohes Haus ganz ungemein bedrohlich; es ergab sich aus den Gestirnen Dero Temperaments Complexion als von den tragischsten Ereignissen begleitet; ja es ergab sich, daß durch Hochderoselben vermuthlichen Nachkommen ein gänzlicher Umsturz des königlichen Hauses erfolgen könne. Es ward daher in einem hohen Familienrath

beschlossen, Hochderoselben Eigenschaften: Neugier, Hang nach blinkenden Gegenständen, Plauderei und vor Allem hochfliegende Gesinnung für Dero Stamm unschädlich zu machen, und so wurden Hochdieselben durch meine ungemeinen Bemühungen und Connexionen bei dem feindlichen Mondhofe durch denselben selbst in einen Staarenvogel mit Beibehaltung königlicher Würde verwandelt und einem melancholisch gewordenen hochgebornen Forstjunker Picus de Mirandola Hochdero königlichen Hauses anvertraut, auf daß er Hochdieselben hier in den Schwarzwald, als eine Dero nunmehriger Persönlichkeit entsprechende und von Dero Heimath genugsam entfernte Gegend bringen sollte. Dieser ausgezeichnete, nur etwas überspannte Mann ist Hochdero Person nur allzu bekannt, Dero Trauer als Wittwe ehret sein Angedenken."

Hier unterbrach Frau Aglaster die lange Staatsrede des Cisio Janus mit einem rührenden Schluchzen, wobei sie die Flügel betrübt niederhangen ließ und auch alle anwesenden Staare piepten und jammerten, welche einfache Naturstimmen wunderbar mit dem geschraubten Staatsstyl des Cisio Janus zusammen stimmten.

Cisio Janus fuhr fort: „Des hochseligen Herrn Gemahls Picus de Mirandola ernste Gesinnung, seine großen Naturstudien, seine früherlangte Doktorwürde und gekrönte Preisschrift von der Einheit der vier Elemente, seine gelehrten Würden als wirkliches Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft der Erde, correspondirendes Mitglied der atmosphärischen Gesellschaft der Luft, begleitet mit dem Orden der Windrose, assekurirtes Mitglied der Akademie des Feuers, Inhaber des Phönixordens, schwimmendes Mitglied der Akademie des Wassers mit dem Orden der Arche Noah und dem Ehrenzeichen des gekrönten Mühlrads, alles dieses, verbunden mit einer entschiedenen Neigung unverehlicht zu bleiben, entsprachen ganz der Wahl seiner Person zu Allerhöchst Dero Exilsvollstreckung. Aber man hatte desselben gefährlich poetische überspannte Richtung und Hang zum Mysticismus und seine gefährliche Hinneigung zur Politik des Mondes nicht erwogen. Es zeigte sich hier das alte Sprichwort im vollen Maße als wahr:

Des Gestirnes Schicksalszwirn
Kannst du höchstens nur verwirrn;
Endlich kommt er an die Sonnen,
Ist er noch so fein gesponnen.

Man hatte Hochdieselben hier in diese Höhle bringen lassen, weil hier damals keine Staare waren, und so einer etwaigen Neigung Hochderoselben, zur Ehe zu schreiten, begegnet war. Der Hochselige Herr Picus de Mirandola gewann aber zu Hochderoselben liebenswürdigen Eigenschaften eine große Zuneigung; er wollte Dieselben nie mehr verlassen; er überließ sich hier in der Höhle seinen ferneren Studien, und das trügerische Kabinet des Mondes trieb ihn mit seiner scheinheiligen Influenz endlich so weit, daß er durch geheimnißvollen Selbstmord sich in einen Staaren verwandelte und mit Hochderoselben das Ehebündniß schloß. Das hier anwesende edle Volk der Staare verdankt dieser Verbindung seine Anwesenheit allhier, aber auch die allgemeine Klage über vorliegendes zerbrochenes Schicksalsei; er selbst ward von einem ausgesendeten königlichen Kammerjäger, um diese Conjunkturen zu vermeiden, welche ich vorausgesehen, aber leider zu spät, erschossen; das Schicksalsei war schon gelegt, und es blieb dem Kammerjäger nichts übrig, als die Quelle über den Eingang zu leiten, um das Ausbrüten des gefährlichen Schicksalseies zu stören. Dieses gelang, aber zum Schaden, denn durch die List der Frau Mondenschein geschah der Handel mit dem Schäfer, der das Ei verschluckte und das Schicksal mit demselben, welchem nun ferner abwendend zu begegnen unserer geringen Einsicht obliegt. Es wird daher vor Allem nöthig sein, die zurückgelassene Schale zu inspiciren und ad acta zu legen, nach gehöriger Vergleichung mit meinen einschlagenden Notizen aus dem Gestirn." Indem griff er mit der einen Hand nach der Eierschale und mit der andern nach einem spitzigen Messerchen, und da er etwas auf seinem wunderlichen beschriebenen Rock nachsehen wollte und diese Hand dazu brauchte, nahm er das Messer in den Mund; er besah das Ei und die Zeichen seines Rocks vergleichend ganz tiefsinnig. Indeß nahte die Zeit,

daß ich, Frau Mondenſchein, mich verändern ſollte, ein Moment, wo meine Gewalt ſo groß wird, daß ſelbſt das Meer meiner Schleppe folgt. Das Aderlaßmännchen fühlte die Veränderung in allen ſeinen Adern und liſpelte ſchon die Worte: Bös laſſen, bös laſſen; die Räder auf dem Kopf des Cisio Janus fingen an ſich zu drehen, der Hahn auf der Schulter ſtreckte den Hals; alle dieſe vielen Conjunkturen vereint mit der Beſchauung der Nativität des Schickſalseies ſpannten den Mann aufs Aeußerſte; er ſtand wie erſtarrt, während alles zu ihm Gehörige bewegt zitterte. Ich aber ſah der Frau Aglaſter ſcharf ins Geſicht; ſie hatte die Worte des Cisio Janus mit Trauer und Erbitterung gehört; die Art, wie er von ihrem verſtorbenen Picus de Mirandola geſprochen, die Eröffnung, daß er durch ihren Stamm bei Seite geſchafft worden, daß man den Untergang ihres Eies durch den Waſſerſturz beabſichtigt, alles das und vor allem ihr dringendes Geſchick trieben ſie auf den äußerſten Punkt der Verzweiflung; aber ſie verrieth ſich nicht und ſprach folgende Worte:

„Mein Volk! du haſt gehört,
Ich bin zum Weh geboren;
Ein Opfer für mein Haus,
Hab ich den Wald erkoren;
Prinzeſſin ward zum Staar,
Doch Picus folgt mir nach,
Der euer Vater war,
Der alſo weislich ſprach,
Er fiel durch ein Geſchoß
Aus meines Stammes Hand,
Und auch mein letzter Sproß
Den Tod durch dieſe fand.
Nun rief um Hülfe ich
Den Cisio Janus an,
Der hat gar grauſamlich
Mir weh im Herz gethan.
Mir bleibet keine Wahl,
Geht, folgt dem Schäfer ihr,

Ich ende meine Qual
Als eine Heldin hier.
Hört meinen letzten Spruch,
Mondschäfer! Euren Stamm
Ich jetzt mit ernstem Fluch
Zu Staarenart verdamm:
Neugier und Sucht nach Glanz,
Leichtsinn und Plauderei,
Der Tiefsinn meines Manns
Bei Kind und Kindskind sei;
Bis einst ein später Erbe
Als Staar, wie ich, so edel sterbe."

Bei diesen Worten schrie das Aderlaßmännchen: Gut lassen, gut lassen! und der Hahn krähte mit lautem Schrei. Aber Frau Aglaster stürzte sich mit ausgebreiteten Flügeln mit solcher Heftigkeit gegen das Angesicht des schielenden Cisio Janus, daß sie ihr edles Herz auf der Lanzette durchspießte, die er im Munde hatte, und mit dieser in seine Weste todt hinab sank, die er eben aufgeknöpft hatte.

Alles dieses geschah in einem Augenblick, doch störte es den Herrn Cisio Janus gar nicht, er lächelte und las, die Weste zuknöpfend, von derselben folgenden Reim ab:

„Gut Aderlassen auf den Schreck
Die Königin bringt zu dem Zweck!

ist eingetroffen"; dann sagte er zu den wehklagenden Staaren: „Beruhigen sich die Fräulein und Junker einstweilen und hören meinen ferneren Bericht über meine Erkenntnisse, insofern sie die hochselige Frau Aglaster und deren Dependenz betreffen; denn das Verfahren meines respektiven Hofes ist allerdings offen und scheuet das Licht nicht.

Erstens meine Aufmerksamkeit und schnelle Abreise für Frau Aglaster:

Bös Eierlegen groß Gefahr
Für Mensch und Fisch und Katz und Staar.

Verspätete Ankunft:

Mit dichten Stiefeln versehe dich,
Der Wassermann geußt heftiglich.

Eingetretene hohe Unfälle:

Groß Schicksal für gekröntes Haupt,
Der Mutter wird das Kind geraubt.

Unmaßgeblich schon erwähnte Folgen:

Gut Aderlassen auf den Schreck,
Die Königin bringt zu dem Zweck!

Das Schicksalsei betreffend:

Die Sterne schreiben ihre Schrift,
Wenns auch ein kleines Ei betrifft.

Nun aber schreite ich zur Erklärung der wunderbaren Signatur des Schicksalseies selbst"; und damit zeigte er auf der Eierschale hinter einander abgebildet und erklärte folgende Figuren.

„Erstens eine Viertelmondscheibe und ein Schäferstab dabei:

Des Mondscheins letztes Viertel noch
Verliebt sich in den Schäfer doch,
Die Schäferin kommt hoch in Flor,
Die Menschen schiert, der Schaf sonst schor.
Er bleibt vom Mondenschein behext,
Bis durch den Tisch der Bart ihm wächst.

Hierauf eine Reihe Figuren, die ferneren Nachkommen betreffend, erstens: Der Mondschäfersohn verbunden mit einer Erdentochter bedeutet durch einen Edelstein:

Ein Kind im Schäfermond geboren
Liebt Glanz und Stein herauszubohren;
Die Habsucht treibt es in den Grund,
Die Neugier bricht den edlen Bund.

Weiter der Enkel und ſeine Braut durch einen Vogel abgebildet:

Ein Kind im Erdenmond geboren
Spitzt nach der Luft die feinen Ohren;
Die Neugier und das Erdenlicht
Sucht Vogelflug bis Treue bricht.

Weiter der Urenkel und ſeine Braut als Feuer abgebildet:

Ein Kind im luft'gen Mond geboren
Mit Feuer und mit Erd verſchworen,
Bringt Land und Leut in Brandgefahr,
Neugier verbrennt ſein Mutter gar.

Weiter der Ururenkel und ſeine Braut als Mühlrad abgebildet:

Ein Kind, im Feuermond geboren
Geht in dem Waſſer ſchier verloren;
Neugier, Leichtſinn, Verrätherei
Aus altem Stamm wird werden frei.

Das Mühlrad, ein Staar mit einer Linie durchzogen, eine weiße Maus und ein Fiſch. Ich ſehe wunderbare Dinge in den Sternen:

Wunderzeit, wenn Ratz und Katz
Geleiten einen Schatz zum Schatz
Wohl auf des alten Rheines Fluth,
Es wird dann Alles werden gut,
Glück, dann hält deines Rades Lauf
Der Brautkranz und die Krone auf.
Freiwillig ſtirbt ein edles Haupt,
Dem Müller wird die Braut geraubt,
Aglaſters Fluch erfüllet ſich:
„Bis Einer edel ſtirbt, wie ich".
Es gibt die Luft ſich ſelbſt den Tod,
Es läuft die Erd nach Zuckerbrod,
Das Waſſer ſchlüpft in rothe Schuh,
Das Feuer nur allein hat Ruh.

Vermählet mit der Quellen Fluth
Thut's krankem Vieh und Menschen gut.
Groß Theuerung und Hungersnoth,
Der Pfeffer ist voll Mäusekoth,
Es lachet auf des Rheines Grund
Manch blaues Aug, manch rother Mund.
Der Müller ziehet über Land
Und trägt den Sarg in seiner Hand
Und legt zur Ruh der Väter Haupt,
Die Krone kehrt, die war geraubt.

Das sind nun die unfehlbaren Ueberschriften der zukünftigen Geschichte; aber ich verstehe die Katze und Ratze dem Schluß gegenüber nicht und zwar:

Die Katze ist ein dunkles Bild;
Sie scheinet auf die Ratze wild;
Sie kämpfen gegen, kämpfen für
Gleich wie zwei Advokaten schier.

Weiter findet sich noch hier in meinen Adspekten notiret:

Der Freund verändert die Natur
Zu huldigen der Freundin nur,
Zum Sarge wird sein treues Herz
Zu rächen den gerechten Schmerz.

Ich kann dieses nicht anders auslegen, als daß Frau Aglaster hier an meinem Herzen ruht, wie alle Interessen ihres königlichen Stamms."

So weit hatte er gesprochen, als meine Zeit zu verschwinden auf dem letzten Punkt stand, da sagte ich zu Damon, vor die Höhle zu gehen und die Flöte zu blasen; er that es, und alle Staare folgten ihm nach, ich aber trat dem Cisio entgegen und sprach:

„Ich will dir das von der Katze und dem Herzenssarge erklären"; ich berührte ihn mit meinem letzten Strahl, und der

ganze zusammengeflickte schnurrende Mann mit all seinem Lauern und Haschen war in eine große Katze verwandelt, welche die verstorbene Frau Aglaster rupfte und aufzehrte. Das Aderlaßmännlein ritt auf derselben schnell davon als Courier nach Hause, die Nachricht zu melden; erhielt aber ein so schlechtes Trinkgeld, daß er später Leibchirurg beim hinkenden Boten und endlich gar Blutigel geworden."

„Lieben Freundinnen!" fuhr Frau Mondenschein fort „dieser Fluch der Frau Aglaster ist wahr geworden. Als die Königin so herrisch gestorben war, sprach ich zu ihren Unterthanen: „Nun begebt euch in diese Höhle, begrabet die Frau Aglaster, nach drei Tagen werden wir uns wieder sehen."

Ueber diese Verhandlungen war es Nacht geworden, und da die Zeit herannahte, da ich, wie ihr wißt, mich verdunkle und immer kleiner werde, ja sogar durch ein wunderbar Geschick ein paar Hörner bekomme, eilte ich, mich vor meinem Geliebten zu verbergen, der mich nur in meinem vollen Glanze gesehen hatte, weil ich fürchtete, er möge mich dann weniger lieben. Ich erweckte meinen Damon und sagte zu ihm: „Komm, mein lieber Hirt, ich will dich zu meinem Vater führen und ihn bitten, daß er uns zu unserer Ehe seinen Segen gebe." Er folgte mir, nur fragte er oft: „Wer ist dein Vater? wo wohnt er? ist es noch weit?" und schien überhaupt sehr neugierig geworden, was mich ängstigte, darum machte ich ihn wieder schlafen, und so hob ich ihn empor über die Gipfel der Berge zu meinem alten Vater, dem Mond, der hinter einer Wolke saß und allerlei alte abgetragene Monde und Sterne, die da in der Rumpelkammer lagen, musterte.

„Was machst du, Vater?" sagte ich. — „Ei" sprach er „mein Kind! ich suche mir unter den alten Invaliden einen aus, der mir die Sterne hüten könnte, wenn ich mich verfinstere." „Da komm ich ja recht gelegen" sprach ich „seht, da bring ich Euch einen Hirten schön und tugendhaft, er wird Euch die Sterne gar wohl hüten." „Aber um welchen Lohn" sagte mein Vater „wird er mir meine Sterne hüten?" — Ich antwortete ihm: „Um keinen geringeren Lohn, als der edelste Schäfer Jakob

von seinem Herrn Laban genommen hat, um mich, um Eure Tochter." — Da lachte mein Vater und sagte: „Ei! ei! weht der Wind daher; aber wo willst du mit ihm wohnen?" — „Ich habe ihm schon ein Schloß erbaut, und Land und Leute soll er finden" erwiederte ich und erzählte meinem Vater Alles; auch die Verwünschungen der Frau Aglaster. Hierauf rieth er mir, meinem neuen Geliebten meine Abkunft zu verbergen und ihm unter der strengsten Strafe zu verbieten, daß er mir, wenn ich abnehme und im letzten Viertel verschwinde, irgend nachforsche; das versprach ich ihm, und so gab mir der gute Vater seinen Segen, worauf er mir sagte, ich sollte mit ihm zu meiner Großmutter gehen, die er immer besuchte, wenn er sich verfinsterte. Während er sich zu dem Weg bereitete, weckte ich meinen schlafenden Damon, gab ihm einen Schäferstab in die Hand und zeigte ihm die Sterne, die er hüten sollte, mit dem Versprechen, in wenigen Tagen ihn wieder zu finden, worauf ich ihn verließ und meinem Vater zur Großmutter folgte.

Unterwegs erzählte mir der Mond, mein Vater, Folgendes: „Es ist lange, daß ich nicht bei der Großmutter war, und ich weiß gar nicht, ob sie noch lebt. Ich will dir nun auch sagen, warum ich nicht gerne zu ihr gehe. Es war im ersten Winter, den die Welt jemals erlebte, sehr kalt; ein junger zarter Knabe war ich, und da kam es mir ganz spanisch vor, so nackt wie ich bin, Nachts die Laterne am Himmel herumzutragen; ich lief daher weinend zu meiner Mutter und sprach: Mutter, macht mir einen warmen Rock, denn mich friert ungemein. Von Herzen gern, sagte meine Mutter, und nahm mir das Maaß; ich war damals gerade im Zunehmen, und da ich wie Kinder keine Ruhe hatte, lief ich von meiner Mutter weg und schweifte mit meiner Sternenheerde am Himmel herum; aber die Kälte trieb mich wieder hin zu ihr, nach meinem Röcklein zu fragen. Sieh, da war ich unterdessen so groß geworden, daß ich gar nicht in den Rock hinein konnte. Meine Mutter begann nun das Röcklein wieder aufzutrennen und die Nähte aller Orten auszulassen, damit der Rock mir passen möge. Ich konnte das aber nicht erwarten und lief ihr wieder davon zu mei-

ner Heerde. Sie nähte emsig manche lange Nacht bei dem Lichte eines Kometen, und da sie nun fertig war und ich ganz erfroren wieder nach Hause kam: sieh, da war ich wieder so dünn, schmal und blaß vom vielen Laufen geworden, daß das Röcklein wie ein Sack über mir hing, so daß ich bei jedem Schritt und Tritt stolperte. Darüber ward meine Mutter so verdrossen, daß sie mir verbot, je wieder ihr Haus zu betreten, sie jagte mich hinaus, und seitdem muß ich armer Schelm nackt und bloß am Himmel herumlaufen, bis jemand kommt und mir ein Röcklein thut kaufen. Du kannst daraus leicht abnehmen, daß die Großmutter ein bischen verdrießlich ist und dich wahrscheinlich übel anfahren wird, besonders wenn sie etwas von deiner Liebschaft hört, aber mache dir nichts draus, die alten Leute sind wunderlich."

Unter solchen Gesprächen kamen wir in den Thierkreis, über dem die Großmutter wohnte, und als wir endlich an ihr Haus kamen, das von außen wie ein alter Hühnerkorb aussah, pochten wir an; aber du mein Gott, was herrschte da drinn eine Pracht! Alles spiegelte und blinkte, auf den Treppen war Sand von gestoßenen Sternen gestreut, alle Wände standen voll blanker Teller und Kannen; kurz Alles war so aufgeputzt, daß man nicht wußte, wo die Füße hinsetzen. Wir pochten an vielen Thüren; aber alle waren verschlossen, bis uns ein Geklimper und Gezänke in den Hof lockte; — da war ein merkwürdiger Spektakel; die zwölf Zeichen des Thierkreises standen umher und scheuerten und putzten an einer Menge von Monden, Sonnen und Kometen, daß ihnen die Finger bluteten. Meine Großmutter stand mitten unter ihnen; sie hatte einen Kamm in der Hand und kämmte einen großen Kometenschweif aus. Kaum hatte sie uns gesehen, als sie davon lief und dann eilig in einem andern Kleide wieder kam; die Haube hatte sie in der Bestürzung verkehrt aufgesetzt. Als sie nun meinen Vater erblickte und erkannte, fing sie gleich an zu zanken: „Was! du unverschämter Bursch, laufst du immer noch nackend herum? du verlorener Sohn! Kömmst gewiß wieder um ein Kleid zu betteln, und was hast du denn da für eine gezierte Dirne bei dir?" — „Liebe Mut-

ter" sagte mein Vater mit Thränen „es ist meine Tochter, die Euch die Hände küssen will" — und nun ging ich hin und küßte der Großmutter den Saum ihres Gewandes, worüber sie sehr gerührt wurde und mich weinend an ihr Herz drückte, meinem Vater aber schenkte sie ein gestricktes Kleid, Hosen und Wamms an einem Stück, welches man Leib und Seele zu nennen pflegt, und das sich nach seiner verschiedenen Größe in die Weite und Länge dehnte. Nun hieß sie uns erst recht willkommen, führte uns in ihre prächtigen Stuben und zeigte uns alle ihre Schätze. Da standen wohl viele hundert Monde und Sonnen und Sterne, alle blank wie Spiegel gescheuert; wohl an die hundert Centner Kometen waren in Vorrath da, ein ganzer Speicher voll Nordscheinen, zwei Keller voll Sternschnuppen, jeder in ein Papierchen gewickelt; unzählige hunderte von Irrwischen in Flaschen petschirt; was mich aber am meisten freute, einige hundert Dutzend der schönsten Regenbogen in nasses Stroh eingewickelt; kurz da war Alles vollauf.

Als wir diese Schätze hinreichend bewundert hatten, sprach sie: „Ihr kommt heute gerade recht, denn meine Katze hat sich heute so viel geleckt und geputzt, daß ich gewiß Gesellschaft bekomme; drum habt ihr mich auch mit Putzen und Scheuern beschäftigt gefunden." Hierauf klagte sie sehr über die Verderbtheit des Gesindes heutzutage, stellte Spieltische zurecht und räumte hie und da in der Stube auf.

Kleine Zeit darauf kamen vier alte Schwestern zu ihr, die eben so gut geputzt waren wie sie. Sie bewillkommten sie mit unendlichen Complimenten, und ihre Lieblingsthierchen, die sie mit sich trugen, spielten mit einander. Die Großmutter stellte ihren Sohn als Monsieur Mond, mich, ihre Enkelin, als Mademoiselle Claire de Lune vor, und die Damen empfingen uns mit ungetheiltem Beifall; — nachher setzten sie sich an den Spieltisch und spielten Karten, wobei ich, die Langeweile zu vertreiben, die Damen etwas näher betrachtete.

Die Eine hieß Frau Luft. Sie war sehr mager und leicht und durchsichtig gekleidet und pfiff ein wenig mit der Nase, was ihr Papagei, den sie auf dem Arme trug, nachmachte. Die Andere

hieß Frau Erde. Sie war eine Wittwe, dick und fett, und hatte einen grasgrünen Rock mit Diamanten besetzt; sie mußte nicht ganz wohl sein, denn es rumpelte ihr oft im Bauch, worauf sie nieste und Alle Gotthelf! sagten; auf ihrem Arm hatte sie einen Affen sitzen. Die Andere hieß Frau Feuer. Sie hatte wenig Ruhe und wackelte immer hin und her; ihr Rock war von geschlagenem Gold und Asbest; alle Augenblick bat sie sich einen kühlen Trunk aus und leckte sich vor Hitze den Mund, in ihrem Schooß hatte sie einen Salamander sitzen, den sie sehr liebkoste. Die vierte Dame hieß Frau Wasser. Sie hatte ein Kleid von Binsen an, mit Perlen gestickt; bald war sie ganz ruhig und sanft, bald aber, wenn Frau Luft einen guten Trumpf machte, runzelte sie die Stirne und wurde recht zornig; mit Frau Feuer aber konnte sie sich am wenigsten vertragen und fuhr ihr alle Augenblick übers Maul. Uebrigens hatte sie einen schönen Goldfisch im Schooße, mit dem sie spielte; auch nahm sie alle Augenblick einen Vorwand, bei Seite zu gehen: bald drückte sie der Schuh, bald war ihr nicht wohl, bald dieses, bald jenes.

So war die Gesellschaft, und ich merkte meinem Vater wohl an, daß er eben so gern als ich im Freien gewesen wäre; denn er begann schon wieder zu wachsen, und seine Jacke war ihm doch unbequem. Nach dem Spiel wurde geschmauset, und endlich fing meine Großmutter an, davon zu sprechen, ob ich nicht Lust hätte, mich zu verheirathen. Ich ward über und über roth und sagte Ja, und mein Vater sagte: „Darum kommen wir eben, ihr Bräutigam ist bei mir zu Hause und hütet mir die Sterne, ein munterer schöner Schäfer.“ — „Brav!“ sagten die vier Damen, aber die Großmutter sagte sehr zornig: „Was, brav! daraus wird nichts; ich bin noch ein bischen reicher als sonst Jemand, und werde meine Enkelin eher einem Schiebkärrner geben, als solch einem Vagabunden, Poeten, Landstreicher, so einem Schäfer!“ — „Ei, ei!“ sagte Frau Erde „hat doch Apollo selbst die Schaafe des Königs Admet gehütet.“ — „Und war doch Jakob ein Schäfer, der die Rachel am Brunnen sah“ sagte Frau Wasser, und Frau Luft und Feuer stimmten ein und vertheidigten meine Wahl.

Da ward meine Großmutter sehr zornig und sagte: „Wohlan! so mögen Ihre Töchter, meine Damen! alle solche Mißheirathen thun; darum will ich den allmächtigen Jupiter bitten: ein Bergknappe, ein Vogelsteller, ein Kohlenbrenner, ein Müller mögen eure Nachkommen werden.“ — „Das soll ein Wort sein, ja, und Fürsten und Könige dazu!“ schrieen die Damen aufstehend und in die Hände patschend. — Da schrie die Großmutter: „Fort! packt euch aus meinen Augen, Freunde sind wir gewesen!“

Mein Vater konnte sich nun nicht mehr halten; der Zorn hatte ihn so aufgetrieben, daß ihm ein Knopf von seiner Jacke gerade der Großmutter ins Maul sprang, die darüber in eine Ohnmacht fiel, und somit brach die Gesellschaft in allgemeiner Verwirrung auf, und ich eilte mit meinem guten Vater zurück auf die Himmelswiese, wo ich meinen Damon schlafend fand.

Mein Vater legte seine Hand in die meinige und sagte zu ihm: „Du hast mir gedient, wie Jakob dem Laban, ich gebe dir meine Tochter, doch frage nie, wer sie ist, und wenn sie sich von dir entfernt, wolle nie wissen, wo sie hin ist. Während der Zeit ihrer Abwesenheit hüte du redlich meine Sterne. Jetzt lebet wohl. Gott segne euch.“

Traurig nahm ich Abschied von meinem Vater und brachte meinen Damon wieder hinab auf die Erde. Kaum hatte er sie mit dem Fuße berührt, als er heftig zusammen fuhr, als erwache er plötzlich. „Ach“ sagte er „welchen seligen Traum habe ich gehabt!“ Und nun erzählte er mir Alles, was ihm geschehen war.

Ich aber hatte mich nicht auf dieser Insel, sondern auf dem Berge, wo jetzt das Staarenberger Schloß steht, mit ihm niedergelassen und sagte ihm, daß ich seine Frau sein wolle, daß ich ihn aber nur in mondhellen Nächten besuchen könne, und daß ich mich das letzte Viertel des Monats ganz von ihm zurückziehen müßte; wenn er mir schwöre, mir nicht nachzuforschen, so wolle ich ihn und unsere Nachkommen mit Glück und Segen überhäufen. „Ach“ sagte er „wenn ich nur in der Zeit deiner Abwesenheit immer so selig träumen könnte, wie heute, von einer

so schönen Wiese, einer so herrlichen Heerde, so will ich niemals in deiner Abwesenheit nach dir verlangen."

Nun aber berief ich die Staare zusammen, welche sich alle in kräftige und gesunde Menschen verwandelt hatten und in langen Zügen den Berg heranwallten. Ich stellte ihnen meinen Gemahl als Fürsten von Staarenberg vor; sie huldigten ihm, und nun ward der Grundstein zu dem Staarenberger Schloß gelegt. Gold und Silber fanden sie die Menge in dem Berge, wo sie die Steine brachen, und bei unermüdeter Thätigkeit sah bald das Schloß glänzend und herrlich nieder in den Spiegel des Sees. Ich besuchte meinen Gatten alle Abend, sobald mein Vater an dem Himmel erschien, der eine rechte Freude über mein Glück hatte und unser Schloß recht freudig ansah.

Das Erstemal, als ich ihn im letzten Viertel meines Vaters verlassen mußte, schlief mein Damon ein, und ich hob ihn an den Himmel, und er hütete unsere Sterne, bis mein Vater wieder selbst an sein Amt trat und ich meinen Gatten wieder besuchte, der mir mit Freuden erzählte, daß er abermals jenen schönen Traum gehabt habe.

So lebten wir glücklich; das ganze Land verschönerte sich, und am Ende des Jahres brachte ich meinem Damon einen Sohn, den wir Johannes nannten und der von nun an unsere Freuden sehr vermehrte.

Als ich Nachts einmal erwachte, hörte ich eine Stimme bei seiner Wiege singen, und weil ich seine Wärterin sonst nie singen gehört, zog ich den Vorhang zurück und sah den Geist der Frau Aglaster, aber nicht in Staarengestalt, sondern wie eine altfränkisch gekleidete weiße Frau mit einem Krönlein auf dem Haupte neben der Wiege stehn. Sie hatte einen blitzenden Diamantring am Finger und funkelte dem Kinde damit vor den Augen, welches begierig die Hände darnach streckte, dazu sang sie gar beweglich:

„Ein Kind, im Schäfermond geboren
Liebt Glanz und Stein herauszubohren,
Es lockt der Schatz im tiefen Grund,
Und Neugierd bricht den treuen Bund!"

Da fielen mir die Worte des Cisio Janus in der Staarenhöhle ein, und ich sagte: „Gnade Gott, Frau Aglaster!“ sie aber sprach:

„Tugend und Laster
Bringt seine Frucht;
Segen ist gesegnet,
Fluch ist geflucht“;

und da verschwand sie. Die Leute hatten alle noch viel von der Staarenart, die Wärterin hatte das Lied gehört, ich hörte sie es nochmals an der Wiege singen, ich verbot es und sendete sie fort, da kam es gar unter die Leute, und ich mußte es oft hören!

Als Johannes mehrere Jahre alt war, pflegte er mit den Arbeitern an dem Berg herum zu laufen, und besonders war er gern in den Steinbrüchen und freute sich, wenn die großen Marmorblöcke losbrachen und mit lautem Geprassel in das Thal niederstürzten; ja er hatte eine solche Freude an dieser Arbeit, daß er in den Nächten, wo ich abwesend sein mußte und Damon träumte, als hüte er die Sterne, sich heimlich wegschlich, mit einer Lampe in dem Steinbruch herum kletterte und alle Steine hinabrollen ließ, die er bezwingen konnte.

Eines Abends nun hatten die Steinbrecher einen ungeheuren Block schier bis zum Niederstürzen losgebrochen und verließen ihn, als es dunkel ward, mit den Worten: „Lassen wir ihn, er wird heute Nacht durch sein Gewicht schon von selbst losbrechen“ und so gingen sie mit dem kleinen Johannes nach Haus.

Nun aber konnte dieser seiner Begierde, den großen Marmorblock losstürzen zu sehen, nicht mehr widerstehen, und kaum schlummerte Alles im Schloß, als er mit seiner Lampe zurück nach dem Steinbruch schlich. Mit gespannter Erwartung setzte er sich in eine Höhle neben den Block und hielt seine Lampe hervor, um den Block recht zu beleuchten, wenn er losstürze. Eine ganze Stunde hatte er gesessen, als die Glocke auf der Schloßuhr zwölf schlug und der Stein mit ungeheurem Geprassel niederflog und weit, weit in die Mitte des Sees stürzte, dessen Wellen mit ungeheurem Geräusch um ihn in die Höhe schlugen. Die Berge rings hallten wieder, die Erde zitterte, und der kleine

Johannes hatte ein namenloses Vergnügen an dem Lärm. Wie groß aber war seine Verwunderung, als er, da das Geräusch vorüber war, in seiner Nähe ein ängstliches Gewimmer hörte und, wo der Marmorblock niedergebrochen war, eine offene Höhle erblickte, in welcher einige kleine graue Weiblein ängstlich tiefer hinein flohen und eine krystallne Wiege verließen, in der ein wunderschönes Mägdlein schlief.

Neugierig trat der kleine Johannes an die Wiege, und da er nie ein anderes Kind gesehen hatte, verursachte ihm der Anblick die größte Freude. Die kühle Nachtluft, die in die Höhle drang, erweckte die Schläferin, und sie wollte weinen; aber da wiegte sie der kleine Johannes, und sie lächelte, worüber er eine unaussprechliche Freude hatte.

Kaum hatte er des Vergnügens einige Minuten genossen, als die kleinen grauen Frauen wieder kamen, die Wiege aufpackten und mit ihr tiefer in den Berg eilten. Johannes lief nach und gelangte endlich in eine schöne Krystallhöhle, wo eine hübsche alte Frau an einem erzenen Tisch saß und eine Menge Edelsteine vor sich hatte. Es war die Frau Erde, die ich euch schon bei meiner Großmutter beschrieben habe. Sie spielte mit ihrem Affen Schach, und alle die Figuren des Schachbretts waren lebendige Thierchen und machten allerlei artige Posituren.

Da die Wiege hereingebracht wurde, nahm sie ihr Töchterlein, Edelsteinchen genannt, auf den Schooß, und der kleine Johannes, den sie verwundert anschaute, nahte sich unbekümmert, spielte mit dem Kind, und Frau Erde gewann ihn lieb. Sie schenkte ihm eine Menge bunter Steine und führte ihn am Morgen selbst in Begleitung ihres Töchterleins an einer andern Stelle zu Tag. Die beiden Kinder umarmten sich zärtlich; Frau Erde verbot dem kleinen Johannes, von Allem, was er gesehen, zu sprechen, und lud ihn ein, jede Nacht, wenn die Mutter abwesend sei und sein Vater schlafe, sie wieder zu besuchen, und gab ihm eine Wurzel, mit der er nur den Stein, wo er jetzt hinausgehe, berühren sollte, dann würde er sogleich wieder herein können.

Mein Söhnlein Johannes sagte uns kein Wort davon und

ging wohl bis in sein sechszehntes Jahr alle Monate, wenn ich abwesend war, bei Frau Erde und ihrer Tochter zu Besuch. Als ihn aber Damon, sein Vater, einst bei einem großen Kasten voll Edelsteinen sitzen fand, und ihn erstaunt fragte, wo er alles dies her habe: wollte er es ihm nicht sagen, und als ich Abends zu meinem Damon ging, fragte ich den Jüngling selbst aus. Aber auch mir verschwieg er die Quelle seiner Reichthümer. Ich ließ ihn nun nicht mehr aus den Augen, und da ich ihn Nachts zu jeder Stunde auf seinem Lager fand, merkte ich wohl, daß er in der Zeit meiner Abwesenheit allein zu den Edelsteinen gelangen könnte, und bat daher meinen Gemahl, ihn am Ende des Monats, wenn ich mich entfernte, zu sich in sein Bett zu nehmen und die Thüren wohl zu verschließen.

Wie ich befohlen hatte, geschah's; der Mond war im letzten Viertel, ich mußte meinen Damon verlassen; er legte sich nieder zu träumen, wie er meinte, aber er war eigentlich im Himmel und hütete an meines Vaters Stelle die Sterne.

Johannes ward sehr traurig, als er zu seinem Vater ins Bett mußte und die Thüren fest verschlossen waren. Er konnte nicht hinaus, er weinte und klagte; Damon aber schlief fest. So ging die erste, die zweite Nacht hin, daß er nicht zu seiner Gespielin, der Tochter der Frau Erde, konnte; in der dritten Nacht aber hörte er ein erbärmliches Wehklagen unter dem Boden der Kammer. „Johannes! Johannes! warum kommst du nicht zu mir?“ rief das Fräulein Edelstein, „bist du todt? fehlt dir etwas? o mein Johannes, komm zu mir!“

Da konnte sich der Jüngling nicht mehr halten, er zerriß den seidenen Faden, mit dem ihn Damon an seinen Arm geknüpft hatte, berührte mit der Wurzel den Boden, der sich öffnete, und stieg hinab zu seiner Gespielin.

Als Damon den Faden zerrissen fühlte, ließ er die Sternenheerde laufen, wie sie wollte, erwachte und folgte seinem Sohn in das Gemach der Frau Erde.

Erstaunt sah ihn die edle Frau an; sie grüßte ihn als einen werthen Gast, und schnell vergaß er über ihrer Freundlichkeit, daß er unsern Sohn Johannes, der neben ihm mit

Fräulein Edelstein stand, über seine unerlaubte Entfernung strafen sollte; er dachte nicht mehr an das Hüten der Sternenheerde, was er überhaupt nur für einen schönen Traum hielt. Er vergnügte sich ausnehmend und spielte mit dem Affen Trismegistus Schach, der ihn immer gewinnen ließ, um sein Vertrauen zu erschmeicheln. Als er am Morgen mit Johannes nach Hause kehren wollte, bat ihn Frau Erde, doch in der folgenden Nacht ja wieder zu kommen. Er versprach es, wenn er nur vermöge, sich des Schlafes zu enthalten, wobei er immer träume, eine wunderschöne Heerde von glänzenden Lämmern zu hüten. „Ach ja, ich kann mirs denken" sagte Frau Erde „aber so Ihr kommen könnt, seid Ihr willkommen." Der Affe Trismegistus begleitete ihn zur Thüre und sagte, indem er ihm von unten auf über den Rücken strich: „Mein theurer Freund! schlaft bei Tag und kommt morgen wieder.

Damon nach Hause gekehrt sank auf sein Lager und träumte lauter herrliche Dinge aus der Erde und kam nicht, des Mondes Heerde zu hüten. Am folgenden Abend stieg er mit seinem Sohn abermals in die Gemächer der Frau Erde hinab und spielte mit dem schalkhaften Affen Schach. Dieser war ein ehemaliger Spion des Cisio Janus bei dem Forstjunker Picus in der Staarenhöhle gewesen und war ganz im Bunde, Damon und seine Nachkommen irre zu führen. Als er Damon einen der folgenden Morgen zurück führte, sagte er ihm:

„Wir werden wohl bald die Freude Eurer Gesellschaft entbehren, weil die Heimkehr der Frau Liebsten nahe sein dürfte, nehmt hier diesen Erdspiegel von dem Putztisch der Frau Erde, sie läßt Euch dieses kleine Andenken durch mich überreichen; Ihr habt einen hohen Thurm in Eurem Hof, wenn Ihr Abends hinauf schlafen geht, stellt ihn vor Euch, so werdet Ihr sehen, was Eure Freunde und selbst Eure Liebste in ihrer Abwesenheit dann eigentlich treiben." Dabei hauchte der Affe über den Spiegel und fuhr kurios darüber hin, als wolle er ihn putzen, und auch über den Rücken fuhr er Damon wieder ganz verkehrt.

Am folgenden Morgen ließ Damon unsern Sohn Johannes allein zur Frau Erde hinab gehen und setzte sich selbst auf

den Thurm, in den trügerischen Erdspiegel zu schauen, was ich in meiner Abwesenheit treibe.

Es war ihm ganz verborgen gewesen bis jetzt, daß ich das Kind einer andern Welt, die Tochter des Mondmannes sei. Er hielt mich für die Tochter eines Schäferkönigs jenseits der Berge. Nun aber sind die Schäfer bekanntlich sehr abergläubig, ja oft zu allerlei Zauberkünsten geneigt, und der Erdspiegel macht den, der hineinschaut, allen Kräften des Mondes, denen die Kreaturen unterworfen sind, besonders unterthan.

Es nahte aber mein neues Licht, da ich bald mit zwei Lichthörnchen wieder erscheinen sollte: da legt die Schlange den Balg ab, da wachsen die Haare, Klauen, Nägel und Zähne, da legen die Hirsche die Hörner ab, und sprossen neue auf ihrer Stirne. Ich hatte viel zu thun; Damon hatte in den letzten Tagen die Sternenheerde im Traum nicht gehütet; ein großer und ein kleiner Bär hatten sich in ihrer Nähe sehen lassen. Eilig nahm ich Pfeil und Bogen und die sieben Hunde meines Vaters und verjagte die wilden Thiere; ich fand auf der Jagd den Vater Mondmann schlafend, ich setzte mich auszuruhen neben ihn, schnitt ihm die Nägel und Haare, seifte ihn ein und rasirte ihn; dann machte ich seine Laterne zurecht, weil sie bald wieder sollte angezündet werden, ich scheuerte den Ruß ab, schneuzte den Docht mit den Fingern und füllte frisches Oel auf; jetzt aber begab ich mich mit euch, meinen Mägdlein, wie ihr wißt, in den Spiegel des Lichtsees, um den Ruß und Oelgeruch von mir abzuwaschen, und dann wieder blank und klar zu dem undankbaren Damon zurück zu kehren. Ihr wißt, wer in dem Lichtsee badet, sieht Alles, was auf Erden geschieht, und wer in den Lichtsee sieht, sieht sich auch selbst und erscheint sich dem Einfluß des Mondes unterworfen.

Damon sah mich im Bad, und ich sah ihn, als gucke er neugierig durch eine Hecke; da schrie ich und ihr alle über den frechen Sterblichen, und ich schleuderte Wasser nach ihm; da fühlte er sich allem thierischen Einfluß des Mondes unterworfen: er glaubte, daß er Hörner kriege wie die Hirsche, er glaubte, daß meine Hunde ihn jagten, und erwachend eilte er unter hef-

tigen Schmähungen gegen mich von dem Thurm herab in den Wald. Aber ihn verfolgten keine Hunde, ihn verfolgte das böse Gewissen.

Schon war er fliehend an einen Eingang der Wohnung der Frau Erde gekommen, als er mich Aermste bleich und schwach von Anstrengung und Schrecken vor sich stehen sah; ich wollte ihn wie sonst immer freundlich in meine Arme schließen und ihn dann mit einer ruhigen Ermahnung verlassen; aber der Unglückliche stieß mich zurück und rief aus:

„Weich von mir, du heuchlerische Zauberin, Nachtjägerin, Waldbuhlerin! ich glaubte einer Hirtin und keiner Waldteufelin vermählt zu sein!“

Da rief ich aus: „Weh, mein Sohn! mein Sohn Johannes! Ich scheide ewig von dir, treuloser Damon! gehe hin zur Erde, dein Bart halte dich dort fest, bis ich ihn dir wieder löse.“ — Da stürzte Damon, die Springwurzel gegen den Felsen stoßend, heftig in den Berg, und der Affe warf ein großes Faß voll Schatten gegen mich um, das da stand, damit ich nicht herein kommen sollte, und es entstand eine Mondsfinsterniß; sie ergoß sich über das Antlitz meines Vaters, des Mondmanns, der, mit Schrecken erwacht, seine zerstreute Heerde zusammen suchte.

Verwundert und bestürzt lief Damon hinab zur Frau Erde, um sie um Rath zu fragen; sie schwatzte ihm allerlei vor, und indeß er ihr zuhörte, wuchs ihm der Bart durch den goldenen Tisch, und er konnte nicht mehr herauf. Da er immer lamentirte und klagte und weinte, und Frau Erde ihn nicht los machen konnte, verließ sie ihre Kammer und ließ ihn allein sitzen, und hat ihn nachmals sein Sohn Johannes nur dann und wann besucht. Ihr habt den Treulosen selbst heut nach vierhundert Jahren dasitzen sehen, ihr habt gesehen, wie ich ihm neulich den Bart gelöst und ihn begraben. Weinend durchirrte ich noch einmal alle Gemächer der Staarenburg und zog mich in tiefer Betrübniß hier auf die Insel, in die Höhle zurück, wo ich den Bund mit Damon geschworen hatte. Als ich an den Stein trat, worauf er das wunderbare Staarenei zerschlagen, trat der

Geist der Frau Aglaster als dieselbe weiße Frau mir entgegen, die ich an der Wiege meines kleinen Johannes hatte singen hören. Sie hatte die Schalen des Schicksaleies in der Hand und sagte mit traurigem Ernste zu mir:

„Er bleibt vom Mondenschein behext,
Daß durch den Tisch der Bart ihm wächst.
Hört meinen letzten Spruch:
Mondschäfer! Euren Stamm
Ich jetzt mit ernstem Fluch
Zur Staarenart verdamm,
Bis einst ein später Erbe
Als Staar, wie ich, freiwillig sterbe!"

Hierauf seufzte sie und verschwand.

Diese Worte machten mich schaudern, und ich wollte eben aus der Höhle fliehen, als ich ein unheimliches Schnurren hörte. Ich sah mich um, da sah ich den großen Kater, in welchen ich Cisio Janus verwandelt hatte, mich mit glühenden Augen anblikken und einen großen Buckel gegen mich machen.

Hinweg! schrie ich, auch du willst mein Leid verhöhnen, und eilte bestürzt zu meinem Vater, dem Mondmann; der tröstete mich und söhnte mich auch mit seiner Frau Mutter aus, welche mir hierauf euch, liebe Fräulein! zu Gespielinnen gab. Nun wißt ihr, warum ich damals immer so traurig war."

Die Gespielinnen der Frau Mondenschein hörten dieser Erzählung ihrer lieben Herrin ganz stille zu, und auch ich verlor kein Wörtchen. Nun aber begannen sie wieder zu tanzen und zu reihen, und da ich mich weit vorlehnte, um den schönen Tanz der Stammmutter meines Hauses besser zu betrachten, lastete ich zu schwer auf die Schwäche des Astes, der mich trug, und er brach sammt mir mit großem Geräusch herab, worüber die Elfen erschrocken die Flucht nahmen.

Schüchtern ging ich an die Stelle, wo sie getanzt hatten, und nahm den Schleier, den Altweibersommer gewebt hatte, zu mir; denn die Frau Mondenschein hatte ihn in eiliger Flucht

liegen lassen, und er soll nun der Hochzeitsschleier meiner lieben Ameleya werden, wenn ich sie erst wieder habe.

So erfuhr ich den ersten Ursprung meines Stammhauses und die Geschichte des Mondenhirten Damon, den ich am Tische mit dem Barte angewachsen und nachmals in seinem schönen Grabe gesehen.

Aber schon graute der Tag, die Schwalbe schweifte mit ihrer silberweißen Brust über den Spiegel des Sees, der Morgenstern funkelte fröhlich über den Hügel, und meine Rosse begrüßten ihn wiehernd am jenseitigen Ufer. Ich wickelte den Schleier dicht zusammen, band mir ihn auf den Kopf in meine Locken fest, damit er nicht naß werden möge, und stürzte mich mit ausgebreiteten Armen in den See, dessen jenseitiges Ufer ich bald erreichte.

Schnell kleidete ich mich an, schwang mich auf mein Roß, so thaten auch meine zwölf Begleiter, und sinnend über alles, was ich gesehen, legten wir in mäßigem Schritt eine Tagereise zurück.

Am Abend gelangten wir in eine wilde Gebirgsgegend, und ich gebot meinen Begleitern, auf einem schönen grünen Eichenplatz unser Nachtlager aufzuschlagen. Während sie damit beschäftigt waren, schritt ich in Gedanken etwas höher im Gebüsch, um in die dämmernde Landschaft zu schauen, als mir plötzlich in einem Hohlweg ein feiner, ehrbarer, alter Bauersmann entgegen schritt. Er war mit einem grauen Rock bekleidet, auf dem Hut hatte er eine schwarze Binde, am Hals ein weißes Feldzeichen, einen gelben Riemen um den Leib geschnallt, und rothe Stiefel an seinen Füßen; in seiner Hand trug er zwei Lilienblumen auf einem Stiele gewachsen, die er sehr ernsthaft betrachtete, denn sie waren sehr schön und glänzend, die eine roth, die andere weiß, und gaben einen süßen Geruch von sich; in der andern Hand aber trug er eine Haselruthe. Als ich ihm nahe gekommen war, stand er plötzlich still. Ich sah, daß die beiden Blumen ihre Kelche aufthaten und sich gegen mich wendeten und die Haselruthe sich zuckend bewegte.

„Guten Abend! Vater!“ sagte ich; er aber sprach hastig

zu mir: „Willkommen, willkommen, vieltausendmal willkommen! endlich hab ich dich gefunden; jetzt mußt du mir gleich den gelben Riemen aufschnallen und den grauen Rock ausziehen, und die rothen Stiefel, der graue Hut, Alles muß herunter, du bist es, du kannst es."

Ich war höchlich erschrocken über den Alten, und glaubte, er sei wahnsinnig und könne mir Leides anthun, darum wollte ich fliehen; er aber trat mir in den Weg und sagte: „So haben wir nicht gewettet, nur munter, schnalle den Riemen auf." Dazu hatte ich nun keine Lust und zog mein Schwert gegen ihn. — Er berührte dieses aber mit der rothen Lilie, und sieh, es schmolz mir glühend nieder bis ans Heft, worüber ich sehr erschrack. „Sieh" sagte er „das hättest du dir ersparen können; ich habe nicht umsonst so lange auf dich gewartet; munter den Riemen aufgeschnallt." — „Kannst du denn das nicht selber?" sagte ich. — „Nein" sprach er „sonst brauchte ich dich nicht dazu." — Ich mochte nun wollen oder nicht, ich mußte mich dran machen, ihn auszuziehen. Mit leichter Mühe schnallte ich den Riemen auf, zog ihm den Kittel aus; aber wie erstaunte ich nicht, da ich ihn darunter ganz in Gold und Edelsteinen geharnischt sah. Die rothen Stiefel mußten auch herunter, der graue Hut, Alles lag am Boden, und er stand vor mir wie ein funkelnder Götze. Sein ganzes Wesen war prächtig und herrisch. Eitel trat er etwas höher auf einen Stein und sprach: „Nun, mein Vortrefflichster, wie gefalle ich dir? Hier nimm den Haselstecken zum Lohn, er öffnet dir alle Felsen und geheimen Schätze; ich brauche die saure Arbeit nun nicht mehr, denn hier ruht der Stein der Weisen; Gold kann ich machen, ewiges Leben kann ich geben" — und mit diesen Worten schlug er mit geballter Faust wider seinen Brustharnisch, daß es rasselte. — „Lebe wohl, du hast das Glück gesehen" und somit wendete er sich und ging eilends den Berg hinan.

Aber wie ward mir angst und bange, als ich sah, daß ihm der graue Rock, der grüne Hut und die rothen Stiefel eiligst nachliefen. Der ganze Kerl hatte mir etwas Schreckliches, Fatales, und doch wieder Lächerliches. Froh, so leicht davon

gekommen zu sein, nahm ich auch meinen Weg zurück; aber ich mochte gehen, wie ich wollte, ich konnte mich in den wilden Wegen nicht mehr zurecht finden und entschloß mich endlich, da ich einen heimlichen Waldwinkel fand, hier den Tag abzuwarten. Ich setzte mich nieder, und um mein Haupt bequemer an einen Fels anzulegen, wollte ich einige Kräuter, die auf ihm wuchsen, mit der Haselruthe des Alten, die ich noch immer in den Händen trug, herunter schlagen; kaum aber berührte ich den Stein mit der Haselruthe, als er sich aufthat und mir ein wunderbares Schauspiel zeigte. — Ich sah tief hinab wie in einen Keller; da liefen eine Menge grauer Männchen und Weibchen herum und schleppten allerlei Kisten und Kasten und Körbe und stellten sie in Ordnung, gerade als wenn man in eine neue Wohnung gezogen ist und nun einräumt. Was sie aber trugen, war lauter Silber und Gold und Edelstein, und schien das da unten gemeiner als bei uns die irdenen Töpfe. Wenn sie ein wenig langsamer gingen, kam gleich ein alter Mann in einem blauen Rock und schrie:

„Eilet, eilet, nicht verweilet,
Alles reinlich eingetheilet,
Hübsch nach dem Gewicht geleget,
Daß sich ja nichts weg beweget;
Schweres unten, Leichtes oben,
Daß die Ordnung sei zu loben,
Werth nach Innen, Glanz nach Außen,
Machet nicht so lange Pausen."

Auf diese Worte liefen sie viel schneller und hatten bald Alles in der schönsten Ordnung, nun aber sagte der Alte:

„Und jetzt hauet eine Stufe,
Daß sich bildet eine Kufe,
Wo die Fräulein Edelstein
Mit den sieben Jungferlein
Sich bequemlich können pflegen,
Wenn sie in das Bad sich legen."

Darauf ging es an ein Gepicke und Gehacke und Gebohre, mit Meißeln, Schlägeln, Keilen und Bohrern; aber alles im Takte, daß es eine artige Musik war. In wenigen Minuten hatten sie ein tiefes Bad mit mehreren Stufen abwärts rein und glatt in den Boden des Gewölbes gehauen. Als sie fertig waren, rafften sie ihr Arbeitsgeräthe zusammen und verschwanden mit dem Alten in der Wand des Felsens.

Nach einer kleinen Weile trat Frau Edelstein mit ihren sieben Fräulein ein, wie ich sie gesehen hatte in jenem Gewölbe hinter dem Stuhle des Grubenhansel stehen. Sie sah sehr betrübt aus und sprach:

Frau Edelstein.

Mägdlein, lasset mir zum Bade
Nun die frische Quelle los,
Daß ich mich des Staubs entlade
In der neuen Heimath Schooß;

Eine kämmet mir die Haare,
Eine salbt und eine schminkt,
Bis der Schmerz so vieler Jahre
In dem guten Bad ertrinkt.

Eine soll den Spiegel halten,
Eine trocknet mir den Leib,
Jede muß ihr Amt verwalten,
Singt dazu zum Zeitvertreib.

Kobold.

Aber was soll ich denn machen?
Ha! ha! ha!

Frau Edelstein.

Was du immer thuest: lachen.

Kobold.

Ha! ha! ha! ich lache ja.

Nun öffnete Fräulein Queckſilber eine Röhre, und es ſtürzte ein heller Strom von Queckſilber in die Kufe bis zum Rand, wozu ſie ſang:

Queckſilber.

Rüſtig, luſtig ſtürze nieder,
Ohne Ruhe, ohne Raſt,
Um der Herrin helle Glieder
Schmiege dich, du blanke Laſt,

Kecke Quelle, kalt und helle,
Feuerflüchtig undurchſichtig,
Schwer und ſchnelle, feſte Welle
Nun iſts richtig, 's Bad iſt tüchtig.

Kobold.

Poß Merkurius, wie luſtig,
Ja das wußt ich,
Und ich lache
Zu der Sache
Ha! ha! ha!

Frau Edelſtein wälzte ſich in dem Bad hin und her, und als ſie glaubte, daß es genug ſei, kam Fräulein Asbeſt und trocknete ſie ab mit folgenden Worten:

Asbeſt.

Mit dem Tüchlein klar geſponnen,
Fein gewebt in Staarenberg,
Weiß gebleicht an Phosphor-Sonnen
Von dem klugen Meiſter Zwerg;

Ich dich reibe, daß dir bleibe
Auch kein Schmitzchen oder Ritzchen
Dir am Leibe, ich vertreibe
Jedes Spitzchen, jedes Kritzchen.

Kobold.

Ei Potz Blitzchen!
Wer gern tanzt, dem ist gut geigen,
Und was weiß, ist leicht zu bleichen,
Leicht zu trocknen, was nicht naß ist,
Leicht zu lachen, was ein Spaß ist.
Ha! ha! ha!

Als Frau Edelstein abgetrocknet war, stellte sie sich auf einen goldenen Stuhl, und Fräulein Naphtha salbte sie über und über, wozu sie sang:

Naphtha.

In den heimlichsten der Grüfte
Kocht die Salb ein Feuergeist,
Und ich salb dir Fuß und Hüfte,
Daß dich heiße Glut durchreißt.

Wie es feuert, rasch gescheuert!
Mich entzückst du, Blitze schickst du,
Sei betheuert, glanzerneuert,
Funkelnd blickst du, dich erquickst du.

Kobold.

Mich erquickst du,
Denn zu deinen Heucheleien
Und zu deinen Schmeicheleien,
Die den Demant nicht poliren,
Ihn mit Eitelkeit foliiren,
Muß ich lachen ha! ha! ha!

Frau Edelstein schimmerte nun sehr schön, sie setzte sich auf den goldnen Schemel, und Fräulein Spießglanz kämmte ihr die Locken mit ihren spitzen glänzenden Fingern, wozu sie sang:

Spießglanz.

Deine Locken ich durchstreife
Mit der Link' und Rechten hier,

Glänzend wie Kometenschweife
Drehe ich die Flechten dir.

Sieh, ich schlinge helle Ringe,
Goldne Flöckchen, lichte Löckchen,
Und nun springe, lustig klinge
Wie ein Glöckchen, schönes Döckchen!

Kobold.

Ei du Geckchen!
Ei du zierlich Spinneröckchen;
Schlittenpferd und Kinderrassel
Machen nimmer solch Gepraſſel
Als du mit der Schellenkappe,
Daß dich nur kein Narr ertappe,
Ich muß lachen ha! ha! ha!

Wenn gleich Fräulein Kobold ein wenig anzügliche giftige Bemerkungen machte, so hatte sie doch nicht ganz unrecht mit ihrem Lachen; denn Spießglanz hatte die Goldhaare der Frau Edelstein in tausend Schneckenhäuser, Korkzieher, Hobelspäne, Schlangen, Haken und Spirallinien gedreht, und wenn sie sich bewegte, gab ihr Haupt ein wunderbares Geräusch von sich. Nun aber trat Fräulein Zinnober herbei und schminkte die Frau Edelstein.

Zinnober.

Wie die Purpurrosen prangen
Neben weißer Lilien Schnee,
Schminke ich dir deine Wangen,
Die gebleicht von tiefem Weh.

Wie die spröden, scheuen, blöden,
Keuschen Frauen niederschauen
Mit Erröthen, wenns von nöthen,
Kannst du schauen voll Vertrauen.

Kobold.

Selbst die schlauen,
Scham und Zucht entwöhnten Frauen,
Die es zahlen, kannst du malen,
Daß sie mit der Unschuld prahlen,
Leicht ists einen roth zu machen!
Ich muß lachen ha! ha! ha!

Nun wollte Frau Edelstein aber auch sehen, wie sie aussehe, und Fräulein Marienglas hielt ihr den Spiegel vor, daß sie sich von oben bis unten betrachten könne.

Fräulein Marienglas

sang dazu:

Spiegle dich, du liebe Holde!
Wie der Schwan zum blanken See
Niederschaut im Abendgolde,
Ob er nicht sein Sternbild seh.

Schöne Frauen im Beschauen
Sich erquicken mit Entzücken,
Wie die Pfauen auf den Auen
Sich erblicken, schöner schmücken.

Kobold.

O ihr Pfauen!
Glanzgerüstet, goldgebrüstet,
Wollt auf eure Füße schauen,
Pfui der rauhen schwarzen Klauen!
Garst'ge Stimme, o wie schlimme!
Ich lob mir die Nachtigall:
Schlechtes Röcklein, süßer Schall,
Guter Name, Ehrendame,
Ich muß lachen
Ueber all dies Schönermachen,
Ha! ha! ha!

„Du hast wohl recht, Koboldchen“ sagte Frau Edelstein „all dieser Putz ist leerer Tand; aber ich mußte doch wieder einmal dran denken, mich wieder zu erneuern, und es ist mehr aus tiefer Traurigkeit, als aus Freude, daß ich mich so schmücke; denn wisset, vor mehreren hundert Jahren habe ich in ähnlichem Schmuck hier gesessen, und ich beziehe dieses Haus zur Erinnerung. Kommt, setzt euch, daß ich euch erzähle, was mir hier geschehen ist.“ Nun setzten sich die Jungfrauen rings um das spiegelnde Bad auf die Stufen, und Frau Edelstein erzählte wie folgt:

„Als ich noch ein kleines Mägdelein war, lag ich Nachts im Staarenberg in einer krystallenen Wiege, die abgesondert von der Wohnung der Frau Erde, meiner Mutter, in einem einsamen Gewölbe stand. Einstens um Mitternacht, als ich über einem Märchen meiner Wärterinnen entschlafen war, that es einen gewaltigen Krach, als wenn das Gewölbe einstürzte, zugleich wehte mich kalte Luft an, und da ich hievon erwachte, sah ich die Wand des Felsens niedergestürzt und hatte den wunderbaren Anblick des gestirnten Himmels. Meine Wärterinnen waren entflohen, und erschreckt von dem nie gesehenen Glanze der Sterne, wollte ich eben anfangen zu weinen, als ein schöner blonder Knabe an meine Wiege trat, mich liebkoste und wieder einwiegen wollte. Sein Anblick machte mir unbeschreibliche Freude; denn ich hatte bisher kein anderes Kind gesehen, und wie schrie und weinte ich, als meine Wärterinnen nun zurückkehrten und mich mit der Wiege nach der Stube meiner Mutter trugen; aber bald war ich getröstet, als ich sah, daß der Knabe auch in die Stube trat. Er sagte meiner Mutter auf ihre Frage, daß er Johannes, des Fürsten von Staarenberg Söhnlein sei, und sie gewann ihn lieb, schenkte ihm Edelsteine und lud ihn ein, uns alle Nacht zu besuchen, wenn seine Mutter abwesend sei und sein Vater schlafe. Dies geschah alle Monate einige Nächte lang, und er stellte sich immer richtig ein; denn die Mutter hatte ihm eine Springwurzel geschenkt, mit der er alle Felsen öffnen konnte.

So wuchsen wir wie Geschwister mit einander heran. Johannes war wie ein Kind in unserm Berg, er sah alle Arbeiten

der Berggeister mit an und hatte eine besondere Liebe zu dem Geschäft. Vor Allem aber hatte er eine große Freude an den Possen eines Affen, den meine Mutter hatte und der gewöhnlich mit ihr Schach spielte. Er hieß Trismegistus und war ein tiefsinniger, wunderlicher Gesell. Er machte Alles nach, was er die Berggeister machen sah, und war dann sehr verdrüßlich, wenn wir ihn alle auslachten, daß er immer verkehrtes Zeug heraus kriegte. Dieser Affe war anfangs sehr neidisch auf den kleinen Johannes, weil er sah, daß ich lieber mit diesem spielte, als mit ihm; nachher aber ging er meinem jüngeren Freunde überall nach und schmeichelte ihm und diente ihm mit allerlei Handreichung, wenn der kleine Johannes spielend mit den Berggeistern arbeitete.

So lebte ich in kindlicher Lust wohl sechszehn Jahre mit Johannes, als er plötzlich eines Abends ausblieb; ich konnte mir die Ursache nicht denken und war in größter Angst; ich zog durch alle Gegenden unter der Oberfläche des Berges hin und rief ihm mit den zärtlichsten Namen; er kam nicht.

Die folgende Nacht ging es mir ebenso, in der dritten endlich gelang es mir, die Gegend des Berges zu finden, über der sein Schlafgemach war. Er hörte mein Weinen und Klagen; die Decke öffnete sich, und er eilte in meine Arme; indem wir nach der Kammer meiner Mutter liefen, so erzählte er mir, daß sein Vater die vielen Edelsteine, die er von uns erhalten, gefunden und ihn sehr gedrängt habe, zu sagen, wie er zu solchen Schätzen gelangt sei, und daß er ihn, da er es seinem Versprechen gemäß verschwiegen, Nachts, auf den Rath seiner Mutter, in sein Bett genommen und mit einem seidenen Faden an seinen Arm gebunden habe, den er aber auf mein Angstgeschrei zerrissen und so zu mir gelangt sei.

Kaum waren wir in die Kammer meiner Mutter gelangt, so trat sein Vater auch hinter uns ein und wollte ihn eben tüchtig auszanken; aber meine Mutter fiel ihm in die Rede, der Affe Trismegistus machte ihm tausend Kratzfüße, und er fand sich durch den Glanz der Edelsteine und besonders durch das Schachbrett meiner Mutter, worauf alle Figuren lebendig waren,

so zerstreut und hingerissen, daß er dem kleinen Johannes nicht nur verzieh, sondern sich auch bei uns sehr wohl gefiel. Er unterhielt sich die ganze Nacht mit meiner Mutter und Trismegistus und verließ uns erst am Morgen, die folgende Nacht kam er wieder und so öfters.

Einstens, da meine Mutter krank war, unterhielt er sich mit dem Affen allein, der setzte ihm allerlei böse Grillen in den Kopf über die Gewohnheit der Frau Mondenschein, ihn monatlich einige Zeit zu verlassen, und gab ihm ein wunderliches Glas, wodurch er sie belauschen könne. Er ging mit dem Glase unruhig, früher als gewöhnlich, von uns. Nun erwartete ich in der folgenden Nacht ihn und Johannes nicht, der Mond schien wieder, und da kamen sie nie. Aber siehe da! da kamen sie beide, und der Vater war in großer Unruhe; er setzte sich zu meiner Mutter an den Tisch und klagte ihr sein Unglück, daß ihn seine Gattin seiner verbotenen Neugierde wegen verlassen und verflucht habe.

Der Besuch war meiner Mutter nicht ganz gelegen, denn sie war eben mit ihren geheimsten Arbeiten beschäftigt; sie ließ einen goldnen Tisch wachsen; nun bat sie zwar den unglücklichen Herrn, sich nicht drauf zu legen, aber in seinem großen Kummer vergaß er es, und sein Bart streifte auf den Tisch und wuchs ihm hinein, so daß er nicht mehr aufstehen konnte.

Meine Mutter verwies ihm nun ernstlich seine Neugierde und sagte ihm, daß es außer ihrer Macht stehe, ihm zu helfen; sie legte ihm ein Buch vor, in dem er las und heftig dabei weinte; endlich brach er in folgende Worte aus: „Frau Erde! ich fühle wohl, Ihr könnt mir nicht helfen; ich muß hier sitzen, bis der Fluch der Frau Aglaster und der Großmutter meiner Frau erfüllt ist. Nun aber rufet mir meinen Sohn Johannes, daß ich ihm die Regierung meines Volkes übergebe.“ Johannes ward gerufen, er hörte das Unglück seines Vaters, er übernahm die Regierung; meine Mutter nahm ihm die Springwurzel; sie sagte ihm, nie mehr solle er uns sehen, denn sie sehe wohl, daß aus der Gemeinschaft der Geister mit den Menschen nur Treulosigkeit und Unglück erfolge. Meine und seine Bitten halfen

nichts, ich mußte ihn lassen; eine Menge unbarmherziger Kobolde faßten ihn und führten ihn mit Gewalt an die Oberfläche der Erde.

Meine Trauer, meine Wehklagen halfen nichts, meine Mutter war unerbittlich und nahm sich vor, diesen Aufenthalt ganz zu verlassen. Ehe wir aber abreisten, wollte sie den vorwitzigen Affen Trismegistus noch bestrafen; man suchte ihn überall und konnte ihn lange nicht finden. Endlich, da meine Mutter in der geheimsten Kammer aufräumen wollte, wo sie das Gold machte und den Stein der Weisen liegen hatte, fand sie den Schelm ganz von oben bis unten vergoldet. Er war ihr über die Tiegel gerathen und hatte sich so mit der Tinktur angestrichen. Erzürnt über ihn, sprach sie: „Warte, du sollst deines falschen Schimmers niemals genießen, du unglückstiftender Verräther!“ und somit zog sie ihm einen grauen Rock an, schnallte ihm einen gelben Riemen um und setzte ihm einen grünen Hut auf, zog ihm rote Stiefel an und sagte: „So sollst du nun den gefangenen Mondenhirten bedienen, den du durch deine Schwätzerei ins Unglück gebracht, bis er einstens auf der Erde im schönen Grabe ruht; keiner soll dir den Gürtel lösen können, als der, der alle diese Schicksale löst, und ewig sollst du grübeln, forschen und nachäffen, und nie das Gold sehen, das dir doch näher ist als das Hemd!“ — Somit schleppte sie ihn zu dem festgewachsenen Mondenschäfer, legte ihn an eine Kette, setzte das Schachbrett zwischen Beide, schloß den Berg zu und zog mit mir und allen den Ihrigen hierher in diesen Berg.

Johannes, der nun die Staarenberger regierte, hatte mich so wenig vergessen als ich ihn. Das Erste, was er that, war, daß er sein ganzes Volk nach und nach zu Bergleuten verwandelte; er hatte Vieles bei uns gelernt, und nun zog er Schachten und Gruben, wohl an die neun Jahre lang, in dem Berge hin und her. Aber Alles war fruchtlos, da wir nicht mehr da wohnten.

Endlich wollten seine Leute nicht mehr arbeiten, denn der Berg war schon so untergraben, daß sie fürchteten, er möge einstürzen. Zornig verließen sie ihn mit der Versicherung, nicht

mehr zu arbeiten, an einem Abend, und er blieb mit seinem Grubenlicht, Fäustel und Schlegel allein in dem Stollen.

Aengstlich durchirrte er alle die vielen Gänge, die er seit zehn Jahren hatte hauen lassen, und legte sich eben traurig an eine Felsenwand nieder, um zu schlafen.

Kaum war er entschlummert, als er ein Kettengerassel hörte, er wachte auf und lauschte. Sieh! da klang es hinter ihm an der Wand; muthig fing er an zu arbeiten, und je tiefer er drang, je lauter rasselte es; laut schrie er den Bergmannsruf aus: Glückauf! Glückauf! und: Glückauf! antwortete es ihm; noch wenige Minuten gearbeitet, und er stand in dem Gewölbe bei seinem Vater. Aber der sah ihn mit großen Augen an und lachte nicht und sagte kein Wort, wie ein Lebendigbegrabener.

Johannes gab sich alle Mühe, ihn mit seinen Liebkosungen zu ermuntern; aber er blieb stille und erstarrt und sah immer auf das Schachbrett, als sinne er über einen Zug.

Vor ihm saß Trismegistus und hatte die größte Freude über die Erscheinung des Johannes. „Geschwind“ sagte er „mach mir meine Kette los und lasse mich aus diesem langweiligen Loch heraus; der alte Herr spielt so langsam, er thut alle Jahre einen Zug, helfen kannst du ihm nicht; wenn ich übers Jahr wieder komme und ihm einen andern Zug thue, ist es gerade hinreichend Gesellschaft für ihn; schnell führe mich hinweg, ich will dir auch bald auskundschaften, wo Fräulein Edelstein, deine Liebste ist.“ — Johannes ließ sich von ihm verführen, er machte die Kette des Affen los, küßte seinen Vater, der es aber gar nicht zu bemerken schien, und verließ mit Trismegistus, der immer noch das graue Habit anhatte, die Gruft.

Als sie in der Stube des Johannes angekommen waren, sagte dieser: „Nun, Trismegistus! halte Wort und sage mir, wie ich zu meiner Liebsten, der Fräulein Edelstein komme.“ „Ja“ sagte Trismegistus „aber du mußt mir vorher noch versprechen, mich hier auf deinem Schloß sicher und verborgen zu halten und mich zu ernähren, und daß du mir niemals zumutest, einen Schritt tiefer als die Oberfläche der Erde zu gehen, da-

mit mir die Mutter deiner Liebsten nichts anhaben kann; denn hier oben kann sie mir nichts thun. Lasse mir daher einen Thurm bauen, auf dem oben ein Gewölbe und ein guter Rauchfang ist, da will ich für mich und dich die Planeten observiren und allerlei chemische Laborationen vornehmen und mir die Zeit damit vertreiben. Wenn ich es nur so weit bringe, den grauen Rock los zu werden, so solltest du sehen, daß ich leuchte wie Gold; die Frau Erde ist nicht umsonst so zornig auf mich, ich habe ihr die besten Stückchen abgelernt." — Schnell ließ Johannes, der wegen seinem vielen Graben von seinem Volke der Grubenhansel genannt wurde, auf einem abgelegenen hohen Wartthurm des Schlosses einen Rauchfang bauen und ihm Alles einrichten, wie er es wollte, und als Trismegistus schon oben wohnte, drang er nun in ihn, ihm die Mittel zu lehren, wie er zu mir gelangen könne. Worauf ihm der Affe sagte: „Bester Grubenhansel! heute will ich es dir sagen, früher hätte es dich nichts genützt, denn heute Nacht um zwölf Uhr muß die Wünschelruthe geschnitten werden! gehe hinab an den See, dort wirst du eine Weide finden, von welcher du dir eine kleine Ruthe schneidest; diese Ruthe in der Hand gehe so lange nach Norden, bis die Ruthe niederschlägt, dann wirst du nicht lange ohne dein Liebchen sein." Johannes that nach seinen Worten: er schnitt die Ruthe, er hielt sie vor sich und reiste bis hieher. Da schlug die Ruthe nieder, der Fels öffnete sich, und er sah mich hier auf dieser Stelle so sitzen und weinen, wie ich jetzt hier sitze. Er rief meinen Namen aus, ich sah ihn und wir umarmten uns mit unendlicher Freude. Nun war es gerade um Weihnachten, wo meine Mutter die Wache bei dem Stein der Weisen hielt, weil um diese Zeit alle goldgierigen Menschen nach diesem Schatze trachten. Wir waren also sicher, nicht überrascht zu werden. Aber der Morgen brach an, und wir hatten in der Dunkelheit der Grube ihn nicht bemerkt; meine Mutter trat herein und fand uns beisammen.

Anfangs war sie heftig erzürnt; aber unser Bitten versöhnte sie, und sie gab mir endlich den Grubenhansel zum Gemahl mit der Bedingung, daß ich immer den siebenten Tag der Woche

zu ihr kommen sollte, und daß er mir dann niemals folgen sollte, noch mich fragen, was ich zu verrichten hätte. Er versprach es, und ich folgte ihm in den Staarenberg zurück, wo ich ihn immer am Sonnabend verließ und zu meiner Mutter ging, Sonntags aber wieder kam.

So lebten wir einige Jahre, und ich gebar ihm einen Sohn, den wir Veit nannten. Trismegistus ließ sich nicht vor mir sehen und saß immer auf seinem Thurm und destillirte. Mein Gemahl verriet ihn auch nicht, und wenn ich ihn fragte, was denn das für ein immerwährender Rauch sei, der oben aus dem Thurme herausstieg, sagte er mir: „Dieser Thurm ist's, von welchem mein Vater nach meiner Mutter, Frau Mondenschein, geschaut hat, und weil ich in meiner heimlichen Liebe zu dir die erste Ursache seines Verbrechens war, so lasse ich jetzt einen ewigen Rauch auf dem Thurme aufsteigen, ein Opfer um meine Frau Mutter zu versöhnen, ich räuchere da mit lauter Edelsteinen, dieselben, die du mir früher geschenkt."

Aber Johannes betrog mich, denn in den Nächten, da ich abwesend war, ging er immer selbst auf den Thurm hinauf, mit dem Affen zu laboriren; sie suchten den Stein der Weisen, welcher ewiges Leben gibt und Alles in Gold verwandelt. Der Affe hatte meiner Mutter allerlei Kunstgriffe abgelernt, die er nun ohne Verstand und Zusammenhang auf alle mögliche Weise hintereinander folgen ließ, nur nie auf die rechte. Seine Hauptbemühung war immer, den grauen Rock und die Stiefel herunter zu kriegen; aber er konnte es nie zu Stande bringen; er versuchte es wohl hundertmal, sein Habit zu vergolden; kaum aber hatte er sich mit dem Metall überzogen, als Alles wieder wie vorher grau und trübe wurde.

Schon war alles Gold des Schlosses zum Schornstein hinausgeflogen, und so viel ich dessen auch brachte, nie reichte es hin, und doch erfuhr ich nie, wo es hinkam. Mein Sohn Veit, der seinen Vater immer um Gold fragen hörte, schleppte nun alles an, was blinkte; aber immer lachte ihn der Vater aus; doch ließ sich der Knabe nicht irre machen und hatte eine große Leidenschaft zu wissen, was der Vater mit all dem Golde an-

fange. „Vater“ sprach er „was ist denn Gold?“ — „Es ist ein köstliches Metall“ sagte Grubenhansel; in demselben Augenblick fuhr der kleine Veit, der sehr naschhaft war, mit einigen Goldkörnern, die auf dem Tisch lagen, in den Mund. Grubenhansel, in der Angst, er möge daran ersticken, öffnete ihm den Mund mit Gewalt und erblickte zu seiner größten Verwunderung einen goldnen blinkenden Zahn in seines Söhnleins Mund.

Es war gerade zur Zeit meiner Abwesenheit. Grubenhansel entdeckte seinen wunderbaren Fund dem Affen Trismegistus, und dieser gerieth darüber in die ausgelassenste Freude. „Geschwind bringet Euern Veit herauf“ sagte er „er hat, was ich ewig suche, was uns allen hilft: animalisches Gold.“

Veit war eben einem schönen Pfau nachgeklettert, der ihn mit seinem goldschimmernden Hals reizte, und da die Sonne unterging, war dieser Vogel nach seiner Gewohnheit auf ein Dach geflogen, um ihr nachzuschreien. Eine kühle Luft erhob sich und spielte in den Federn des Vogels; schimmernde Tauben durchschnitten die Luft, und goldne Fische sprangen aus dem See, dem kühlen Abendwinde entgegen; ganz ungemein glückselig fühlte sich der kleine Veit neben seinem Pfau auf dem Dache: aber so oft er die Hand ausstreckte, dem Vogel eine Feder zu entreißen, flog dieser auf einen höhern Punkt, und Veit folgte immer weiter, bis endlich der Vogel in den Wald flog und seinen gierigen Blicken entschwand. Veit saß nun so hoch oben, daß er schwer herunter konnte; aber es war ihm ganz wohl, und er hatte die größte Lust, oben zu bleiben, als er die Stimme seines Vater im Hofe nach ihm rufen hörte. Er besann sich nicht lange, rutschte auf den Dächern nieder, lief wie eine Katze in den Dachrinnen, schwang sich von Giebel zu Giebel und sprang endlich heil und gesund vor den Füßen seines erschrockenen Vaters zu Boden.

Dieser nahm ihn verwundert über seine Geschicklichkeit mit sich auf den Thurm, wohin ihm der Knabe gern folgte, weil er die Höhen liebte. Kaum hatte ihn der Affe erblickt, als er ihm auch den Mund mit einem silbernen Löffel aufmachte und

ihm, noch ehe der Vater eine Einrede dagegen machen konnte, den goldnen Zahn unter heftigem Geschrei ausriß. „Nun ist uns geholfen“ sagte der Affe „mit diesem Zahn führe ich dich, Grubenhansel! in die Kammer, wo deine Frau jetzt den Stein der Weisen bereitet; wir überraschen sie, sie muß uns Alles heraus geben, und wir sind die Herren der Erde und leben ewig.“

Grubenhansel ließ sich bethören, er schlich mit dem zitternden weinenden Veit und Trismegistus herab. Den Knaben brachte er zu Bette und versprach ihm so viele Pfauen und Tauben, als er nur wollte, wenn er schwiege, und der Knabe gab sich zur Ruhe.

Als meinem Söhnlein der Zahn ausgerissen wurde, empfand ich denselben heftigen Schmerz in meiner Kinnlade und hörte sein Geschrei bis in die Tiefe der Erde. „Ach!“ sagte ich „meinem Kinde geschieht weh“ — und ängstlich erwartete ich den Anbruch des Tages, um nach Hause zu kehren, als plötzlich Grubenhansel und Trismegistus vor mir standen und letzterer hastig nach dem Stein der Weisen griff, der vor mir zwischen drei Lilien lag, einer blauen, einer rothen und einer weißen. Aber ich stellte meinen Fuß auf den Stein, der sogleich in die Erde versank, und der gierige Affe riß nur die weiße und rothe Lilie ab und entfloh wie ein Pfeil aus der Grube, weil er den Schritt meiner Mutter hörte.

Schon hatte ich meinen Gatten mit den bittersten Vorwürfen überhäuft, daß er seinen Schwur gebrochen; als meine Mutter, die Frau Erde, eintrat und mit ungemeinem Zorn den Johannes bei mir fand. „Deine Herrlichkeit ist aus“ sagte sie „du hast mit dem goldnen Zahn deinem Glücke die Wurzel ausgerissen, gehe und lebe, bis der Vater stirbt, den auch der Affe verführt hat.“ — Nach diesen Worten rührte sie ihn mit der Hand an die Stirne, und er vergaß Alles, was ihm geschehen war, und schlief ein. Nun ließen wir ihn durch die Berggeister in einen der Stollen, die er gegraben hatte, zu Tage legen; wo er nochmals in einer Höhle bis vorgestern als ein Quacksalber und Laborant gelebt hat. Seinen Vater, der im

Berge am Tische angewachsen, besuchte er dann und wann und spielte Schach mit ihm, wußte aber gar nicht anders, als er sei immer in der Grube gesessen und habe laborirt. Als er heute gestorben, habe ich ihn zu Grabe gebracht, ihr wart alle mit dabei, Gott gebe seiner armen Seele Ruhe!

Der Affe Trismegistus begab sich schnell nach seinem Thurm zurück und stellte sich, als wenn er von gar nichts wüßte; er begann nun mit Hilfe der rothen und weißen Lilie zu laboriren, kriegte aber nie etwas heraus. Noch mehrere Jahre lebte er auf der Burg, wurde aber endlich von meinem Sohne Veit, der ihn, seit er ihm den Zahn ausgerissen, tödtlich haßte, vertrieben. Nun irrt er ewig in der Welt herum und sieht, wo er einen Narren findet, der mit ihm Gold macht, das heißt zum Schornstein hinaustreibt. Seine Anstalten und Rezepte haben sich unendlich vermehrt. Zum Unglück kann er nicht sagen, was er will; er weiß es wohl, aber er nimmt immer ein Wort für das andere, und so kömmt nie was zu Stande, und seinen grauen Rock kriegt er nie herunter, denn er läuft ihm immer wieder nach."

„Hätte ich ihn hier im Bade" sagte Fräulein Queckfilber „ich wollte ihn zwagen." — „Wie wollte ich ihn auslachen!" sagte Koboldchen.

Kaum aber hatten sie dies gesagt, als ich ein Gerassel in dem Busche hörte, ich sah den goldnen Affen in größter Angst daherlaufen, und Rock, Hut und Stiefel hinten drein. Jetzt holte ihn der Hut ein und sprang ihm auf den Kopf, jetzt hängte sich ihm der Mantel über die Schulter. Er lief in Todesangst immer in engeren Kreisen um mich und die Grube; jetzt waren ihm die rothen Stiefel auf den Fersen, er warf die beiden Lilien in der Angst weg, um auf einen Baum zu klettern, der gerade über der Grube wuchs, in die ich schaute. Nun fuhren ihm die Stiefel an die Beine, der Gürtel sprang um ihn und schloß ihn mit dem Baume zusammen. Er lamentirte ganz erbärmlich, ich sollte ihn ablösen. Ich schnallte ihm den Riemen auf, und er plumpte in das Queckfilberbad hinab; da fielen die Jungfrauen über ihn her, rieben und walkten ihn

wie die Hutmacher den Hutfilz, bis er wieder ein ordinärer Affe war, und ich sah, wie sie ihn an einer Kette fortführten und die Grube verließen.

Nun entschlummerte ich, und als ich erwachte, stand die Sonne schon am Himmel; ich nahm die Weidenruthe und die beiden Lilien, die neben mir lagen, um meine Gesellen zu suchen, welche ich in kleiner Entfernung von mir schon zu Pferde fand. Schnell warf ich mich auf mein Roß und setzte meine Reise ruhig fort.

Wie Radlauf die Verjüngung der Frau Phönix Federschein ansieht und diese ihre Geschichte mit dem Kautzenveitel erzählt.

Schon kletterte die Sonne an den Baumstämmen hervor, ein kühler Wind spielte in dem Laub, die Vögel sangen ihr Morgenlied, und ich dachte an die arme geliebte Ameley. Als wir aber an den Mainstrom kamen, der den Wald durchschnitt, und keine Brücke vorhanden war, ließ ich meine Begleiter mit den Rossen den Fluß hinaufreiten, um eine Fährte zu suchen, ich selbst aber erreichte das andere Ufer schwimmend.

Von dem Strom durchnäßt, erstieg ich einen Fels, um mich der Sonne auszusetzen, und ward so der Zuschauer eines wunderbaren Schauspiels.

Auf der andern Seite des Felsens lag in einem Bergkessel ein Hügel, in dessen Mitte die höchste und mächtigste Eiche, die ich je gesehen, ihr Laubgewölb ausbreitete. Im Kreise um sie, am Fuße des Hügels, wie Diener um eine Königin, standen eine Ulme, eine Linde, ein Nußbaum, eine Birke, eine Esche, eine Erle und eine Weide. Zu den Füßen der Eiche entsprang eine Quelle, die, von Felsen unterbrochen, in zwei Arme getheilt, von dem Hügel herabstürzte; der eine Arm bildete auf der rechten Seite des Bergkessels einen klaren Spiegelsee, der andere Arm durchschlängelte zur Linken den Rasengrund, der

mehr einem Garten von wohlriechenden Gewürzkräutern, Blumen und Rosenbüschen, als einem wilden Waldthale glich.

Ich saß auf einer hohen Felsenwand hinter Wachholdersträuchen und übersah den heimlichen schönen Waldgrund, ohne von dort aus bemerkt werden zu können. Jetzt aber erhob sich ein Lüftlein und regte die Gipfel des Hains auf, und eine Menge Vögel aller Art flogen hin und her, und trugen allerlei Kräuter und Reiser in Klauen und Schnäbeln auf den Gipfel der Eiche und schienen beschäftigt, ein großes Nest von den mannigfaltigsten wohlriechenden Hölzern und Kräutern zu erbauen. Der Mond lief noch nackt am Himmel herum, und der junge Tag, der aufstehen sollte, schämte sich vor ihm und erröthete; nun aber zog der Mond ein weißes Hemd an und trat mit den Sternen hinter den himmelblauen Vorhang. Da machte sich die Sonne auf und hob ihr strahlendes Haupt über den Bergen empor, und wie sie den Rand der Wälder vergoldete, begann in der Linde die Nachtigall zu singen, und eine Weile drauf trat Frau Phönix Federschein, meine dritte Ahnfrau, unter der Eiche hervor und sang:

Frau Phönix Federschein.

Der Mai will sich so günstig
Inbrünstig beweisen,
Ich hörs an aller Vögelein Gesang.
Der Sommer kommt, vor nicht gar lang
Hört ich Frau Nachtigall singen.
Sie sang recht wie ein Saitenspiel:
Der Mai bald will
Den lichten Sommer bringen und zwingen
Die Jungfräulein, zu singen und springen.

Jedoch so sind die Kleider
Mir leider zerrissen,
Ich schäme mich vor anderer Mägdlein Schaar,
Mit meinen Füßen geh ich baar,
Als wenn ich baden wollte;

Der Reif und auch der kalte Schnee
That mir wohl weh,
Ich will als Badgesellen bestellen
Die Jungfraun an den hellen Waldquellen.

Komm! komm! lieb, lieb Agneta,
Margaretha, Sophia,
Elisabetha, Ameleya traut,
Sibylla, Lila, Frau Gertraut,
Kommt bald, ihr Mägdlein schöne,
Kommt, mich zu baden säuberlich,
Und schmücket mich;
O kommet! die Jungfrauen im Thauen
Mich baden und beschauen, ja schauen.

Kaum hatte sie dies Lied nach der Melodie der Nachtigall gesungen, als ihre sieben Fräulein aus den umstehenden Bäumen zu ihr auf den blumigten Rasengrund traten: Pfauenaug aus der Ulme, Nachtigall aus der Linde, Reiherbusch aus der Kastanie, Turtel aus dem Nußbaum, Flaum aus der Birke, Schwanenlied aus der Erle, und Schwalbenwitzchen aus der Weide. Sie hatten alle ihre Röcklein aufgeschürzt und trippelten um Frau Phönix, die in dem Quell stand, herum und wuschen ihr die Füße und schmückten sie. Als sie aber fertig waren, sagte Frau Phönix:

Ich bin Frau Phönix Federschein,
Begraben hab ich den Liebsten mein;
Mein Hals war goldgelb, licht und klar,
Mein Leib und Flügel purpurn war —
Der goldnen Kron auf meinem Haupt
Hat Trauer Licht und Glanz geraubt,
Nun sammeln mir die Vögelein
Weihrauch und Myrrhen und Spezerei'n,
Von edlem Holz wohlriechende Aestlein;
Sie bauen mir daraus ein Nestlein,
Darüber schwing ich mein Gefieder

Am Sonnenlichte auf und nieder,
Bis daß das Rauchwerk sich entzündet,
Die Flamme sich zur Höhe windet:
Dann laß ich mich herab zur Gluth,
Verbrenne willig, wohlgemuth.
Aus meiner Asche wird entstehn
Ein Würmlein, leuchtend anzusehn,
Woraus ich wieder rein und pur
Mich neu erschwinge zur Natur.
Nun saget mir, ihr Fräulein all'!
Was euer Amt ist in diesem Fall?

Fräulein Pfauenaug

sang nun, indem sie der Frau Phönix ihr Gewand ordnete:

Mit dem Tausend-Augen-Kranze
Ich auf deine Reize schau;
Mit der Federn Purpur-Glanze
Schmück ich dich, du holde Frau!

Ich erweck dir nach der Sonne
In dem Herzen die Begierde,
Denn so heller Farben Wonne
Leiht ihr Schein erst rechte Zierde.

Fräulein Nachtigall

sprach zu ihr:

Ich, Frau Phönix! lehr dich singen,
Wenn dir will das Herz zerspringen
Lehret dich Frau Nachtigall,
Gott zu grüßen tausendmal;

Auf der Eiche in der Spitzen,
Wenn die Flammen dich umblitzen,
Lehret dich Frau Nachtigall,
Gott zu loben tausendmal.

Fräulein Schwanensang,
welche ein Lorbeerkrönchen trug, sagte ihr hierauf:

Sängerin ist sie, ich bin Dichter,
Dichte nur ein einzig Lied,
Mich begeistern Himmelslichter,
Wenn der Mond ins Wasser sieht.

Und ich will dies Lied dir sagen,
Das ich sterbend pfleg zu singen,
Wenn die Flammen um dich schlagen,
Dich im Feuer zu verjüngen.

Fräulein Fläumchen
aber brachte eine Menge leichte Federkissen herbei und sprach:

Allen Vöglein ihre Wiege
Füttre ich recht weich und zart,
Daß die junge Brut nicht liege
In den Reisern rauh und hart.

Als Bettmeisterin die Kissen
Trag ich dir zum Feuerneste,
Leid wär mirs, wenn dir die Aeste
Nur ein Federlein zerrissen.

Fräulein Schwalbenwitz
nahte nun in ihrem grauen Sibyllenmantel und sagte:

Wenn die andern schlafend nicken,
Les ich auf des Tages Stirn
Das Geschick, mit leisen Blicken
Winket mir das Nachtgestirn.

Traumausdeuter, weiser Meister,
Sing ich dir die künft'gen Zeiten,
Wenn die wilden Feuergeister
In dem Neste um dich streiten.

Fräulein Turtel

trat nun freundlich herzu und sagte zu ihrer Gebieterin:

Einst sang ich dir unverdrossen,
Wie der Pelikan sein Blut
Kinderliebend hat vergossen
Zu erquicken seine Brut.

Nun reich ich, du Holde, Treue!
Dir den dunklen Wittwenschleier,
Daß die Flamme dich erneue
In der glühen Todtenfeier.

Fräulein Reiherbusch

nahte zuletzt und sang:

Ich will dir die Flamme fachen
Mit der Flügel regem Schlag,
Daß sie freudig um dich lachen
Lichter als der junge Tag.

Wenn du schöner und belebter
Triumphirst in Jugendwonne,
Schwing ich dann den Federzepter
Vor dir hin durch Luft und Sonne.

Frau Phönix dankte ihnen allen und sagte: „Bis mein Scheiterhaufen bereitet ist, will ich euch noch erzählen, wer der Vogelsteller Veit war, den wir heute begraben haben, oder vielmehr, wie ich den jungen Fürsten Veit von Staarenberg kennen lernte, sein Weib ward, und wie er mich betrogen hat.

Herr Johannes, der zweite Fürst von Staarenberg, der ein leidenschaftlicher Bergmann war, blieb einst ungewöhnlich lange aus. In den ersten Tagen glaubte sein Volk, daß er in irgend einer Grube reiche Ausbeute müsse gefunden haben; denn sie wußten wohl, daß er in solchem Falle oft mehrere Tage aus-

blieb. Als aber endlich eine ganze Woche herum ging und er noch nicht wiederkehrte, besorgte man, es möge ihn irgend ein Unglück in dem Bergwerke getroffen haben, und suchte ihn vergebens aller Orten.

Schon war Schloß und Land mit Trauer über seinen Tod erfüllt, als unter die Klagenden, die sich im Hofe versammelt hatten, ein seltsam gekleideter häßlicher Mann trat. Er trug einen grünen Hut, einen grauen gelbgegürteten Rock und rothe Stiefel, und kam einen Thurm herabgestiegen, auf den der Fürst immer allein zu gehen pflegte. Seine Erscheinung machte Jedermann aufmerksam, weil ihn nie Jemand gesehen hatte, und weil er aus dem geheimnißvollen Thurme kam. Er sagte hierauf: „Ihr Männer von Staarenberg! Euer Herr und Fürst, mein großer Gönner und Freund, ist nicht mehr; ich war sein Astronom, heute Nacht hab ich die Sterne beschaut und daraus gesehen, daß er nie wiederkehren wird. Nun aber ist euer künftiger Herrscher, der Erbprinz Veit, noch unmündig; wer aber kann besser sein Vormund sein als ich, der der vertrauteste Freund seines Vaters war. Wollt ihr nun mir dieses Amt anvertrauen, so will ich eure Bergwerke bauen, besser noch als vorher, ich will eure Livereien mit Gold und Silber bedecken, Lust und Herrlichkeit soll überall verbreitet sein; denn ich kenne alle Würzlein und Kräuter, alle Steine und Metalle, die Elemente sind mir unterthan, und die Planete habe ich alle an einem Fädchen.“

Während er so sprach und dabei die seltsamsten Grimassen machte, nahte sich der kleine Veit, an der Hand eines alten Vogelstellers, mit dem er sich viel abzugeben pflegte; er hatte einen schönen Distelfink auf der Hand und war guter Dinge Die Staarenberger empfingen ihren kleinen Fürsten mit aller Liebe eines treuen Volkes, und als sie ihm sagten, daß sein Vater gestorben sei, ließ er den Finken fliegen und begann heftig zu weinen, mehr aber aus Schrecken über den Trismegistus, den er, seit er ihm einen goldenen Zahn ausgebrochen hatte, tödtlich haßte, als über den Tod seines Vaters; denn er war noch zu jung, um zu wissen, daß der Tod schrecklicher sei als der Zahnbrecher.

Von Neuem erhob der graue Mann wieder seine Stimme und pries seine Kenntnisse und seine Gelehrsamkeit, und als er wieder sagte; „Ich kenne alle Wurzeln und Kräuter" unterbrach ihn der alte Vogelsteller: „Woran kennt Ihr sie denn?" — Stolz erwiederte der Affe Trismegistus: „Zeigt es mir nicht das Gesicht, so zeigt es mir der Geruch, zeigt es mir nicht der Geruch, so zeigt es mir der Geschmack." Nun bückte sich der Vogelsteller zur Erde und sprach, indem er dem Affen etwas reichte, was er aufgehoben hatte: „Was ist denn dies für eine Wurzel, Herr Doktor?" — „Erstens muß es mir das Gesicht zeigen" erwiederte der Affe, indem er das Dargereichte von allen Seiten betrachtete. „Das Gesicht zeigt es mir nicht; so muß es mir der Geruch zeigen" — nun roch er daran und fuhr fort: „Der Geruch zeigt es mir auch nicht, so muß es mir der Geschmack endlich zeigen" — und nun biß er hinein und reichte mit Stolz das Dargereichte dem Vogelsteller zurück, indem er hoffärtig sagte: „Nehmt hin, mein Mann! Ihr seid betrogen, denn dies ist keine Wurzel, es ist getrockneter Affenmist." — Kaum aber hatte er diese Worte gesagt, als man ihn allgemein auslachte, weil er den Koth so hoffärtig versucht hatte, und da der Vogelsteller sagte: „Hat man mich mit dem Affenkoth betrogen, so laßt euch, ihr Männer von Staarenberg! nicht von dem Affen selbst betrügen" und als der kleine Veit noch dazu schrie: „Ja, der Spitzbub hat mir meinen goldnen Zahn ausgebrochen" und ihm darauf einen Stein an den Kopf warf, gab er damit die Losung zu einem allgemeinen Steinhagel, mit welchem man den betrügerischen Affen Trismegistus zum Schloß hinaus verfolgte.

Als die Staarenberger sich nach dieser Verrichtung wieder um den kleinen Veit gesammelt hatten, sagte dieser sehr verständig: „Ich will mir meinen Vormund selbst aussuchen, und das soll Niemand sein, als mein lieber Vogelsteller hier, den ich am liebsten unter allen Leuten habe."

Einstimmig ward der Vogelsteller nun als Vormund Veits und Landesverweser anerkannt und verwaltete dies Amt auch mehrere Jahre zu allgemeiner Zufriedenheit.

Der kleine Veit hatte bei ihm die glücklichsten Tage; er beschäftigte sich mit nichts als dem Vogelfang und mit Erziehung mancherlei Vögel. Bald aber war ihm dies nicht genug, er wünschte selbst zu fliegen. Anfangs machte er allerlei kindische Versuche, indem er sich seine Kleider mit Federn benähte und sich mancherlei Flügel an die Arme band; bald aber stiegen seine Versuche immer höher, und seine Einrichtungen wurden künstlicher. Endlich in seinem sechszehnten Jahr hatte er mit vieler Mühe ein paar Flügel zu Stande gebracht, von denen er sich ungemein viel versprach, und er war fest entschlossen, sie in der folgenden Nacht zu probiren; denn bei Tag wagte er es nicht, da ihn sein Vormund schon mehrmal wegen seinen lebensgefährlichen Versuchen gestraft hatte. Aber an selbem Morgen geschah ihm etwas, was seinen Versuch auf mehrere Tage verschob.

Ihr wißt, meine lieben Gespielen! daß wir, ich und ihr, durch den Willen des Geschicks alle vier Wochen die Gestalt von verschiedenen Vögeln während vier Tagen annehmen müssen und dann allen Schicksalen dieser Thiere unterworfen sind. Ihr wißt auch, daß wir dann keine größeren Feinde haben, als die großen Raubvögel und besonders die Eule, die uns zur Nachtzeit nachstellt. Nun war ich zwar von meiner Mutter, Frau Luft, hinreichend gewarnt, mich in Acht zu nehmen, aber die Jugend ist unvorsichtig.

Es war in einer mondhellen Nacht, und da Frau Eule das Licht scheut, dachte ich nicht, daß es so gefährlich sei, ein wenig spazieren zu fliegen; denn wenn ich gleich ein Vogel war, so war ich doch niemals als ein solcher geflogen, sondern mußte in diesem Zustand immer einsitzen.

Meine Frau Mutter, die Luft, regte sich nicht und schlummerte ruhig; ich hatte eine unendliche Begierde, einmal den Himmel zu durchschweifen, besonders weil ein großer Komet am Himmel leuchtete, und meine Mutter mir auf meine Frage, was das sei, gesagt hatte, es sei mein Bruder im Himmel.

Leise schlich ich mich aus meiner Kammer hier in die Eiche, breitete die Flügel aus und schwebte selig durch die Luft; ich

kann euch mein Entzücken nicht beschreiben, wie ich so das schlummernde Antlitz der Erde mondbeleuchtet unter mir sah, wie mich die mondlächelnden Flüsse und Seen wie glänzende Augen anschauten; aller Duft der Wälder und Gärten mir ans Herz stieg, und wie die Nacht ihre blaue Sterndecke wie einen wunderbaren Traum über mich gespannt hatte. Jetzt schwebte ich über den glänzenden Thürmen des Staarenberger Schlosses und wollte mich eben, durch Ungewohnheit des Fluges ermüdet, auf dem höchsten dieser Thürme niederlassen, als mich die Frau Eule, die auf ihm wohnt, bemerkte, mich mit ihren großen feurigen Augen ansah und mit dem Schnabel knappte. Da ergriff mich eine unbeschreibliche Todesangst, und wie ein Pfeil stürzte ich in einen naheliegenden Wald nieder; aber hier überraschte mich eine neue Gefahr. Ich stürzte in die Netze eines Vogelstellers, die mit Schellengerassel über mir zusammenschlugen.

Nicht lange sträubte und wehrte ich mich, als schon Veit von Staarenberg, ein schöner blonder Jüngling, sich nahte und mich mit ungemeiner Freude aus dem Netze hervornahm. Er war ganz entzückt über meine Schönheit; nie hatte er so etwas gesehen; er liebkoste mich, gab mir Zuckerbrod und eilte noch in der Nacht mit mir nach dem Schlosse in sein Gemach. Sogleich ließ er seinen Vormund rufen und zeigte mich ihm; und auch dieser war ungemein erstaunt bei meinem Anblick, er konnte mich nicht nennen, er hatte nie geglaubt, daß ein Vogel von solcher Schönheit existire.

Als der Alte nach seiner Kammer zurück gegangen war, legte mich Veit auf sein Kopfkissen, liebkoste mich und entschlummerte. Als der Tag anbrach, begann er seine Liebe und Freude mir von Neuem zu bezeugen; er breitete meine Flügel aus, fütterte mich aus seinem Munde, und seine Freundlichkeit rührte mich so, daß ich ihn lieb gewann und ganz zahm und vertraulich gegen ihn ward.

Drei Tage war ich so bei ihm, und schon nahte der vierte Tag, an dem ich wieder meine Gestalt annehmen sollte. Unbeschreiblich wuchs meine Angst, mich dann nicht zu Hause zu befinden; aber Abends am vierten Tage wehklagte meine Mutter,

die Frau Luft, durch alle Säle des Schlosses und ich zeigte mit den Flügeln schlagend eine ungemeine Begierde zu fliegen.

Dies erweckte dem jungen Fürsten auch seine alte Sehnsucht wieder; er sagte zu mir: „Ja fliegen! fliegen! mein schöner Vogel, fliegen ist eine Seligkeit! gestern habe ich geträumt, ich flog an deiner Seite durch die Luft; und sobald ich es kann, wollen wir selig mit einander fliegen."

Hierauf nahm er seine künstlichen Flügel und begab sich auf die Terrasse des Schlosses, befestigte sich die Maschine an den Schultern und stürzte jubelnd in die himmlische Freiheit. Ich blieb in der Stube versperrt und sah ihm durch die Fenster nach. Kaum aber bemerkte ihn Frau Luft, als sie gewaltig zu stürmen begann. Die Fenster des Schlosses zitterten, die Rauchfänge fielen herunter, Hagel und Schloßen schlugen die Fenster ein, es donnnerte und blitzte, und da die Sternenheerde des Mondes scheu wurde, warf er mit Steinen nach ihnen, deren einer das Fenster meines Gemaches zerschlug und mir so die Freiheit gab.

Die Luft, meine Mutter, empfing mich zürnend und trieb mich nach Hause zurück in schnellem Flug; aber ich war mehr um das Schicksal des armen Veits in dieser Nacht besorgt, als um den Zorn meiner Mutter. Ich erzählte ihr viel von dem jungen Veit, und wie zärtlich er gewesen, und daß ich ihn liebe. Als ich aber meine Angst aussprach, wie es ihm auf seinem Fluge möge ergangen sein, hörten wir ein Wehgeschrei und Geflatter in der Luft. Wir schauten auf, und es war Veit, auf dem Punkt, niederzustürzen; ängstlich flog ich ihm entgegen, er rief: „Hilf, hilf, mein Vogel!" aber meine Mutter riß mich zurück, und der gute Veit fiel hier in diesen Teich.

Es war gerade um die zwölfte Stunde der Nacht, wo ich wieder menschliche Gestalt annahm. Ich eilte nach dem Teich und reichte ihm die Hand. Als er zu Lande gestiegen, war seine erste Frage, ob ich nicht den wunderschönen Vogel gesehen, dem er soeben begegnet sei, und in dessen Lobeserhebung er kein Ende fand.

Meine Mutter, die Frau Luft, trocknete ihn, und wir lösten

ihm seine zerrissenen Flügel ab. Er blieb einige Tage bei uns; meine Liebe war ungemein, und auch er liebte mich sehr; meine Mutter willigte in unsere Verbindung, und ich zog mit ihm als seine Braut nach Staarenberg zur Hochzeit, bei welcher er schwören mußte, mich immer in der vierten Woche des Monats an einem einsamen Platz im Walde zu verlassen und, ohne mir nachzuforschen, mich nach vier Tagen wieder zu erwarten. Zugleich mußte er versprechen, dem Vogelfang und dem Fliegen gänzlich zu entsagen; welches er leichter schwur, als er es nachmals hielt.

Meine Mutter wollte die Hochzeit sehr feierlich haben; sie begleitete mich daher mit ihrem ganzen Hofstaat in Menschengestalt, und bei diesem Feste verrichteten Folgende die Aemter:

Der Adelar der führte mich zum Traualtar;
Der Dompfaff traute uns als Schloßpfaff;
Der Emmerling gab mir und ihm den Fingerring;
Der Rabe gab mir die Hochzeitgabe;
Der Vogelstrauß führt' wieder mich zur Kirch hinaus;
Der Goldfasan, der führte mich zum Tanzplan;
Der Auerhahn gab da alle Tänze an;
Der Reiher und der Geier, die spielten da die Leier;
Die Wachtel, die schlug den Takt drei Achtel;
Der Fliegenstecher kredenzte da den Hochzeitbecher;
Die Meise, die brachte manche Speise;
Der Stiegelitz führt nach dem Tanze mich zum Sitz;
Die Goldammer, die führte uns in die Brautkammer;
Der Habicht ging vor uns mit dem Nachtlicht;
Die Amsel gab mir das Nachtwamsel;
Die Taube, die reichte mir die Haube;
Der Grünspecht gab meinem Veit den Stiefelknecht;
Der Wiedehopf brachte uns den Nachttopf;
Die Schnepfe brach vor der Thür die Töpfe;
Und nach ihr sang Frau Nachtigall die ganze Nacht mit süßem Schall.

Mein lieber Veit aber war nicht recht fröhlich, und immer stak ihm noch der schöne Vogel im Kopf, den er gehabt hatte. Ich durfte nicht sagen, daß ich es selbst war, und suchte seine Sehnsucht durch meine Liebe zu zerstreuen.

Am folgenden Morgen setzte er seinen Vormund, den alten Vogelfänger, ab, weil er ihm, wie er sagte, nicht Acht auf den schönen Vogel gegeben hatte, und setzte hohe Preise aus, wer ihm den Vogel wieder brächte. Nach drei Wochen verließ ich ihn mit meinem ganzen Hofstaat; wir gingen an einen einsamen Ort im Wald, er verließ uns, und wir kehrten in Vögel verwandelt hierher zurück. Nach vier Tagen kam ich allein wieder zu ihm, und wir lebten glücklich.

Nach einem Jahr brachte ich ihm einen Sohn, Namens Jakob, den wir sehr liebten und wohl erzogen. Nur hatte er eine Eigenschaft, die uns sehr oft beunruhigte, nämlich eine große Freude am Feuer. Vielleicht, daß meine Eigenschaft, mich im Feuer zu erneuen, ihm diesen Trieb in seine Natur gebracht. Als Kind von wenigen Monaten schon lachte er immer beim Anblick des Lichtes und griff mit seinen Händchen nach der Flamme. Später steckte er jeden Span an, den er erwischen konnte, und mit dem Ofenheizer des Schlosses lief er von einem Kamin zum andern. Als Knabe war er nicht aus der Schmiede zu bringen, und auf einsamen Spaziergängen im Wald machte er sich immer ein Feuer an und sprang darüber und jauchzte beim Anblick der Flamme, so daß er, weil er oft berußt war, von uns den Spottnamen Kohlenjockel erhielt.

So lebten wir lange glücklich, aber Alles hat sein Ende, und so endete auch unser Glück. Die Eule und der Kuckuk waren meine Feinde, um so mehr, da sie nicht waren zur Hochzeit geladen worden. Der Kuckuk aber besonders; denn dieser freche Stutzer hatte sich immer vergeblich um meine Liebe beworben.

Als ich nun einst in Vogelgestalt hier im Baume saß, lud meine Mutter, mich zu zerstreuen, eine große Gesellschaft von Vögeln zusammen und erklärte ihnen, daß nun fünfundzwanzig Jahre seit meiner Hochzeit verflossen seien, und daß sie

sich nächstens einstellen sollten, dies Fest meiner Vermählung auf dem Staarenberg abermal zu feiern.

Da drängte sich der Kuckuk plötzlich in die Gesellschaft, sprach allerlei Ungezogenheiten und erklärte, daß er auch dabei sein wolle, aber er ward einstimmig abgewiesen, und ich verbat mir seine Annäherung für immer; worauf er drohend und erzürnt die Gesellschaft verließ. Er begab sich nun zu der bösen alten Frau, der Frau Eule, und machte mit ihr den Plan, mein Glück zu vernichten, welches ihnen auch gelang.

Den ganzen Tag flog der Kuckuk um meinen Gemahl herum; er mochte gehn und stehn, wo er wollte, so schrie er ihm zu: Kuckuk! Kuckuk! und ebenso saß er des Nachts vor seinem Fenster und schrie: Kuckuk! Kuckuk! Veit wußte gar nicht, was dies bedeuten sollte, und wurde, da dies den zweiten Tag ebenso fortwährte, endlich ganz unruhig darüber.

Am folgenden Abend ließ sich Frau Eule bei ihm anmelden, als eine alte Anverwandte seiner Frau, von der sie ihm Nachrichten zu bringen habe. Begierig ließ sie Veit zu sich herein; sie hatte eine tiefe Perücke aufgesetzt und hatte eine Pelzjacke an und bat ihn, das Licht auszulöschen, weil sie kranke Augen habe und den Schein nicht vertragen könne. Veit that nach ihrem Willen. Nun sagte die Lügnerin Folgendes: „Lieber Herr Veit! Ihr dauert mich; seht, ich bin die Amme Eurer Frau, sie hat mich aber mit Undank verstoßen und ich muß mich nun kümmerlich mit Spinnen und Wahrsagen ernähren; und so komme ich, um Euch meine Kunst anzubieten und Euch zu fragen, ob Ihr denn gar nichts auf dem Herzen habt, was Ihr gern wissen wolltet.“ — „Ach!“ sagte Veit „wissen möcht ich, was der Kuckuk will, der seit mehreren Tagen mir unaufhörlich zuruft.“ Darauf erwiederte ihm Frau Eule: „Mein lieber Veit! das ist ein böser Ruf, er sagt Euch, daß Eure Gattin Euch nicht liebt und in der Zeit ihrer Abwesenheit gar nicht an Euch gedenkt.“ Veit wurde darüber sehr bestürzt und fragte die Frau Eule, wer denn der sei, „über den er vergessen werde. Da sagte Frau Eule: „Es ist Jemand, den Ihr in Eurem Busen getragen, aus Euren Händen ernährt habt, es ist der, der Euch seit Eurer

Hochzeit verlassen hat, es ist der schöne bunte Vogel, nach dem Ihr Euch so sehr sehnt; dieser ist ein Zauberer, den Ihr in dieser Gestalt gefangen; ach! hättet Ihr ihn doch damals erwürgt und ausgestopft, es wäre Euer Glück gewesen."

„Wie kann ich ihn denn wieder habhaft werden, den Bösewicht?" fragte Veit, worauf ihm die böse Frau Eule folgenden Anschlag gab: „Ihr wißt, daß Eure Gemahlin in der dritten Woche, wenn sie morgen zu Euch kömmt, ihre silberne Hochzeit mit Euch feiern will, und daß sie deßwegen ihren ganzen Hofstaat mitbringen wird; Ihr müßt daher, ehe sie Euch wieder verläßt, auf dem Platz im Walde, wo sie von Euch geht, Alles mit Netzen und Schlingen umgeben; ich weiß, daß ihr Freund sie dort immer im Gebüsche erwartet; ich will da lauern und ihn schon in die Schlinge hinein treiben, und dann mögt Ihr thun, was recht ist." — So sagte die böse Frau Eule und verließ meinen Gatten.

Am folgenden Tag kam ich wieder zu ihm mit allen meinen Hochzeitgästen; Veit war ungewöhnlich heiter; die Feier der silbernen Hochzeit wurde veranstaltet; Alles war voll Freude und Vergnügen. Wir tanzten die letzte Nacht noch im Freien, als ich plötzlich den Ruf des fatalen Kuckuks wieder hörte. Erbittert bat ich meinen Gatten, er möchte mir den widerlichen Vogel fangen und braten: „Nein" sagte Veit „ich habe dir bei meiner Hochzeit geschworen, keinen Vogel mehr zu fangen, und nun will ich bei diesem meinen Schwur auch nicht verletzen, denn er ist ein Wahrsager." Hierauf ward Veit ganz blaß und wieder roth vor Zorn, doch verstellte er sich wieder bald und ward ausnehmend vergnügt.

Als nun die Stunde heran nahte, daß ich ihn verlassen sollte, sagte er mir spöttisch: „Lebe wohl, wir werden bald hören, was der Kuckuk wollte." Ich weinte über sein wunderliches Wesen und verließ ihn. Kaum aber hatte ich im Gebüsch meine Vogelgestalt wieder angenommen und wollte nach Hause eilen, als ich mich in Netzen, die über mir und meiner Gesellschaft zusammenschlugen, gefangen sah, wozu der Kuckuck gewaltig lachte.

Veit stürzte herein in das Dickicht, nahm mich aus den Netzen und sagte: „Ha! verrätherischer Vogel, nun sollst du mir nicht wieder entgehen; du bist es, der meine Gattin zum Unrecht verführt, du mußt sterben“ — und somit eilte er durch den Wald zum Schlosse zurück, indem er mich unter dem Arm hatte und mich kniff und rupfte, daß ich laut jammerte. Frau Eule aber zerriß indessen mit ihren Krallen alle meine kleinen Hochzeitgäste, außer dem Adler, der sie fest packte und aus den Netzen, die der Vogel Strauß zerbrach, fortschleppte.

Mein Sohn Jockel hatte seiner Gewohnheit nach bei dem Tanz die Beleuchtung und alles Feuerwerk besorgt, und da er eben einen Scheiterhaufen von allerlei wohlriechendem Holz, um einen angenehmen Rauch zu machen, angesteckt hatte, fand ihn sein Vater, der mich unter dem Arm trug. Er warf mich im Zorn in die Flamme, immer in dem Gedanken, ich sei sein Feind. Meine Mutter, die Frau Luft, tobte auf mein Angstgeschrei durch den Wald, das Feuer schlug hell auf, und ich verbrannte. Wie erstaunte mein Gemahl, als ich mich aus der Asche schöner als vorher erhob und zu ihm sagte: „Treuloser Veit! du hast deinen Schwur gebrochen, du hast dein eigenes Weib, dein Glück ermordet, ich verlasse dich auf ewig.“

Nun kam meine Mutter, der Adler brachte auch die Eule herangeschleppt. Meine Mutter befahl ihm, der Eule das Fell abzuziehen; er that es, und nun hängte sie es meinem Gatten um und blies ihm dabei so heftig den Rauch ins Gesicht, daß er das Gedächtniß verlor, worauf sie ihm zuschrie: „Nun gehe zum Kuckuk! Kautzenveitel sollst du heißen und ein Vogelsteller sein in Ewigkeit, bis dein Vater und Urgroßvater mit dir zur Erde gebracht sind.“

Veit lief nun bewußtlos in den tiefen Wald zum Kuckuk, ward ein Vogelsteller und wußte nichts anders, als daß er von jeher einer gewesen sei. Sein Vater Grubenhansel, der in der Nähe wohnte, nahm ihn in strenge Zucht, und hat er da wohl hundert Jahre gesessen, bis wir ihn heute begraben haben, wobei ihr alle zugegen wart.“

So beschloß Frau Phönix ihre Geschichte, und nachdem sie

eine kleine Weile geschwiegen hatte, sagte sie: „Wohlan! so der Scheiterhaufen fertig ist und die Sonne stark genug, ihn zu entzünden, will ich mich hinauf begeben.“ Nun eilte Fräulein Flaum als Bettmeisterin zu dem Nest in der Krone der Eiche, mit dem die Vögel schon fertig waren, legte die Kräuterkissen hinein und ordnete es bequem. Fräulein Pfauenaug aber sah in die Sonne und kündigte an, daß sie kräftig genug sei, den Scheiterhaufen zu entzünden; worauf Frau Turtel der Frau Phönix das Antlitz verschleierte. Fräulein Paradies flog voran, ihr folgte Dichterin Schwanenlied und die Sängerin Nachtigall und die Frau Sibylle Schwalbenwitz, dann folgte Frau Phönix Federschein und hinter ihr Frau Turtel, Fräulein Flaum und Pfauenaug. Erst umkreiste der Zug das Nest, dann ließ sich Frau Phönix drin nieder, die Jungfrauen aber setzten sich rings jede auf ihre Baumspitze.

Fräulein Paradies fing an gegen das Nest zu wehen, das bald vom Glanz der Sonne entbrannte; dann ließ sie sich auch auf ihren Baum nieder; nun strömte eine wohlriechende Luft durch die Gipfel der Bäume. Frau Phönix schwang sich nochmals empor, die Flamme des Nestes schlug hoch auf, sie stürzte sich hinein, und es ertönte folgender Gesang:

Frau Phönix.

In der Flamme wildem Streite
Athme ich nur milde Ruh,
Daß die Flamme züchtig mich entkleide,
Decken mich die linden, lieben, blauen Lüfte zu.

Chor der sieben Fräulein.

Lasse, o Sonne!
Das Opfer gelingen;
Flammen der Wonne!
Durch schimmernde Schwingen
Zucket ihr trunken,
Hebet in Funken
Lachende Farben,

Die in dem ſeligen Tode erſtarben,
Der ſie durchglühte
Jetzt wie die Blüthe,
Um ſie zu zeitigen,
Schnell zu dem freudigen
Göttlich mitleidigen
Lichte empor.

Frau Phönix.

Mich durchglühen ſüße Flammen,
Mich durchkühlet milde Luft,
Mir im Herzen dringen ſie zuſammen,
Wie verſöhnte Feinde ſich umarmen in der Gruft.

Chor der ſieben Fräulein.

Laſſe, o Luft, dir
Das Opfer gefallen;
Sieh, wie voll Duft hier
Die Wolken aufwallen;
Weiherauch trinkſt du,
Rauſchend aufſchwingſt du
Flammenpaniere,
Daß hoch die Jugend im Tod triumphire.

Frau Phönix.

O wie ſelig ſind die Wunden,
Die das Wiederſehn erſchließt;
Das Verlorne, Alles iſt gefunden,
Und das liebe, ew'ge Leben mir das Herz durchfließt.

Schwanenlied.

Wenn die Augen brechen,
Wenn die Lippen nicht mehr ſprechen,
Wenn das pochende Herz ſich ſtillet
Und der warme Blutſtrom nicht mehr quillet:
O dann ſinkt der Traum zum Spiegel nieder,

Und ich hör der Engel Lieder wieder.
Die das Leben mir vorüber trugen,
Die so selig mit den Flügeln schlugen
Ans Geläut der keuschen Maies-Glocken,
Daß sie all die Vöglein in den Tempel locken,
Die so süße wildentbrannte Psalmen sangen:
Daß die Liebe und die Lust so brünstig rangen,
Bis das Leben war gefangen und empfangen;
Bis die Blumen blühten,
Bis die Früchte glühten,
Und gereift zum Schooß der Erde fielen,
Rund und bunt zum Spielen;
Bis die goldnen Blätter an der Erde rauschten,
Und die Wintersterne sinnend lauschten,
Wo der stürmende Sämann hin sie säet,
Daß ein neuer Frühling schön erstehet.
Stille wird's, es glänzt der Schnee am Hügel,
Und ich kühl' im Silberreif den schwülen Flügel,
Möcht' ihn hin nach neuem Frühling zücken,
Da erstarret mich ein kalt Entzücken —
Es erfriert mein Herz, ein See voll Wonne,
Auf ihm gleitet still der Mond und auch die Sonne
Unter den sinnenden Denkern, den klugen Sternen,
Schau ich mein Sternbild an im Himmelsfernen;
Alle Leiden sind Freuden, alle Schmerzen scherzen,
Und das ganze Leben singt aus meinem Herzen:
Süßer Tod, süßer Tod
Zwischen dem Morgen- und Abendroth.

Schwalbenwitz.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch,
Himmel und Erde sind sich gleich.
Spricht der Himmel: Werde!
Da grünt und blüht die Erde.
Spricht die Erde, Sterbe!
Da wird der Himmel ein lachender Erbe.

Sterne sah ich blinken und sinken,
Den Mond in der Sonne ertrinken,
Die Sonne stieg in die Meere,
Ohne daß sich ein Fünklein verlöre.
Feuer und Wasser hassen sich
Erde und Wasser umfassen sich
Luft und Feuer entzünden sich,
Erde und Feuer ersticken sich,
Erde und Luft umkühlen sich,
Luft und Wasser umspielen sich,
Aber Alles ist Liebe, Liebe, Liebe,
Und wenn sich Alles empörte, verzehrte, verschlänge,
Daß gar nichts bliebe, bliebe doch Liebe
Die Hülle, die Fülle, die Menge.

Nachtigall.

Sehnsucht, Schwermuth, Wehmuth,
O wie schwüle Gefühle fühle
Ich im kleinen Herzen,
Daß ich stolz in Demuth,
Recht im Gluthgewühle
Mir den Muth erkühle
Und in bittern Schmerzen
Süß kann scherzen,
O du Liebeswiderspruch!
Stummes Echo, segensvoller Fluch,
Feuer, das erquicket, Luft, die erstícket,
Wasser, das dürstend flehet,
Erde, die wie Luft und Feuer wehet.
O wie ist der Streit so geschwinde und gelinde,
Daß die Lust die Liebe finde, beide überwinde
Mit dem blinden Kinde Amor, der die Binde
Seiner Augen niederreißt im Siege,
Um zu schauen, wie die Lieb der Lust erliege,
Daß das Leben sich zu beiden schmiege,
Und er sieht, der Kampf ist nur die Wiege,

Daß die weinende Sehnsucht schwiege,
Und das neue Leben schaukelnd gaukelnd
Zu den Sternen fliege.

Während die Dichterin Schwanenlied, die Sibylle Schwalbenwitz und die Sängerin Nachtigall so sangen, hatte sich der Leib der Frau Phönix in den Flammen verzehrt; nur ein kleines schimmerndes Würmlein lag, wie ein Rubin glänzend, in der dunkeln Asche, und in dem Augenblick, als Frau Nachtigall verstummte, verwandelte es sich von Neuem in die Frau Phönix, die jubelnd, glänzender und schöner zum Glanz der Sonne emporstieg.

Alle die sieben Jungfrauen umkreisten sie mit Gesang, und dann eilten sie freudig über den Berg hin und entschwanden meinen Augen.

Da ich aber bemerkte, daß der Weihrauch von dem verbrannten Neste an den Zweigen der Eiche herabgetröpfelt war, stieg ich zu dem Thale herab und sammelte dessen eine Menge, um doch auch ein Andenken von meiner Urgroßmutter, Frau Phönix Federschein, zu haben.

Kaum hatte ich dessen eine hinreichende Menge gesammelt, als mich das Wiehern der Rosse, das durch die Felsen schallte, überzeugte, meine Gefährten müßten in der Nähe sein; ich folgte dem Bächlein, das unter der Eiche entsprang, und fand bei dessen Ausfluß in den Main meine Gefährten versammelt; ich bestieg mein Roß, und wir zogen durch das Gebirge weiter.

Wie Radlauf die Frau Feuerschein von ihrer Verbindung mit dem Kohlenjockel erzählen hört und nach Hause kömmt.

Es war, als habe sich an dem Feuer, worin sich Frau Phönix geopfert hatte, die Sonne selbst erhitzt; ihre Strahlen fielen ungemein heiß auf uns hernieder, die Luft war dick und schwül, Gewitter zogen sich rings zusammen; wir waren in einem

wilden Waldgebirge, und ich ließ meine Gefährten in einer kühlen Felsenhöhle ihre Rosse einstellen und sich erholen. Mich selbst trieb die Sehnsucht, den Berg höher hinan zu steigen, ob ich vielleicht nicht die Gebirge meiner Heimath erblicken könne, die das Bett meines geliebten Rheins begleiten; denn das Land gewann mir ein heimisches Aussehen. Epheu und Reben kletterten an den Felsen hinan, und ich glaubte nicht ferne vom Altare des Bacchus zu sein.

Mühsam erstieg ich den Gipfel des eichenbewachsenen Berges, und als ich mich seiner Spitze nähernd aus den Stämmen hervortrat, sah ich einen Rauch aus seiner Mitte aufsteigen. Aussicht aber hatte ich keine, weil der Wald rings hoch war.

Ich nahte mich der Stelle des Rauchs und erblickte eine Oeffnung gleich einem Kessel und hörte in der Tiefe ein Murren und Sausen; der Himmel aber verfinsterte sich, die Gewitter zogen eine finstere Wagenburg um mich her, und indem sie tiefer sanken, als ich stand, und ihren Donner um mich rollen ließen, schien es mir, als sei ich allein auf einer Feste, die belagert würde.

Da nun der Rauch des Gipfels stärker wurde, auch dann und wann Flammen emporzuckten und glühende Steine emporflogen, so ward ich beunruhigt und wollte meinen Weg wieder hinab nehmen. Ich war zu diesem Ende kaum hundert Schritte durch den Eichenwald zurückgegangen, als ich auf eine Höhle traf, deren Eingang ganz aus Schlacken und verglasten Steinen bestand, die künstlich auf einander verschmolzen schienen. Ich würde vorüber gegangen sein, hätte ich nicht mehrere Stimmen darin flüstern hören.

Neugier und die Gewohnheit, seltsame Dinge zu sehen, lockten mich einige Schritte tiefer in die Höhle; bald fand ich ihre Wände von zuckenden Flammen angeschimmert, ich schlich leise vorwärts und erblickte Frau Phosphor Feuerschein, meine Großmutter, und ihre sieben Gluthfräulein in einem runden Saale sitzen, der die Gestalt eines Backofens hatte. Sie saßen rings herum, eine jede hatte eine andere Arbeit vor. Frau Phosphor Feuerschein aber unterbrach plötzlich die Stille mit folgenden Worten:

Frau Phosphor Feuerschein.

Lange war mit stummem Grimme
Hier im Haus mein Schmerz verschlossen,
Aber da die Zeit verflossen,
Hört, Gespielen! meine Stimme.

Schon erschallt ein dumpfes Lachen
In des alten Berges Bauch,
Und es speien hagre Drachen
Aus dem Gipfel Gluth und Rauch.

In der Tiefe Eingeweiden
Wüthet schon mein eigner Schmerz,
Meine Leiden all zerschneiden
Jetzt des Berges kaltes Herz.

Schwefel, Kalk und Kohle schwitzet
Eingeengt in banger Wuth,
In den Adern sich erhitzet
Der Metalle starres Blut.

Die verschiednen Geister drängen
Sich in banger Angst nach Luft,
Bald wird die Gewalt zersprengen
Dieses Trauerkerkers Gruft.

Wo der edle Wald jetzt kühlet,
Tobt dann Feuers Raserei,
Das schon summend aufwärts wühlet,
Und macht meine Seele frei.

Hört, wie rings die Felsenknochen
Krachen in dem alten Berg,
Hört, wie heult erhitzt im Kochen
Laut der faule Heinz, der Zwerg.

Und es werden glühe Felsen
Fliegen aus des Berges Schlund,

Die ſich donnernd niederwälzen
In den ſanften Wieſengrund.

Wo jetzt ſtill die Hirſche graſen,
An der kühlen Epheuwand,
Werden Lavaquellen raſen
Nieder in das rhein'ſche Land.

Wenn die Zornfluth wird erkalten,
Klagen noch der fernen Zeit
Ihre ſchroffen Schreckgeſtalten
Meines Schmerzes Grimmigkeit.

Doch ich will hinab jetzt ſinken
In der Nymphen Quellenhaus —
Und den Schwefelbecher trinken
Die verſöhnten Quellen aus.

Ich verſöhne meine Thränen,
Meine Gluth und meine Wuth,
All mein Stöhnen, all mein Sehnen
Miſchend ihrem kühlen Blut.

Wenn ich mich mit ihr geſelle
In des Berges tiefſtem Schlund,
Sprudeln wir als Schwefelquelle
Heilend auf im Wieſengrund.

Krankes Weh ſoll dann geneſen
In dem Feuer- und Waſſerbund,
Die ſo lang getrennt geweſen,
Thuen ſo den Frieden kund.

Und dann eil' ich zu dem Rheine,
Wo der Biber hat gebaut,
Daß ich liebend mich vereine
Wieder mit des Sohnes Braut.

Ueber dieſe Worte waren die Gluthfräulein höchlich erfreut, und jede erzählte mit fröhlichem Ungeſtüm, was ſie Alles bei dem verheerenden Feuer thun wolle; zuerſt tanzte und gaukelte Fräulein Flämmchen hin und her und ward bald lang, bald breit, wie eine muthwillige Zunge; ſie ſang:

Flämmchen.

Vor dir will den Weg ich bahnen,
Denn ich werde von den Hecken
Auf die Bäume deine Fahnen
Glühend in den Wind aufſtecken.

Wie ein feurig Eichhorn klettern
Will ich durch die grünen Haſeln,
Laß die Nüſſe niederſchmettern,
Daß ſie glüh'nd am Fels zerpraſſeln.

Zu den Fichten will ich klimmen,
In den Eichen will ich ſtürmen,
Daß ſie ſchrei'nd die Aeſte krümmen
Gleich verbrennenden Gewürmen.

Auf die hohen Cederthürme
Stecke ich den rothen Hahn,
Und er ſchreit die wilden Stürme
Als Gehülfen bald heran.

Nun unterbrach Fräulein Fünklein das Lied des Fräulein Flämmchen, und indem ſie aus ihrem Winkelchen hervorſprang und in tauſenderlei ſchön verſchlungenen Linien an der Erde hinlief, ſang ſie alſo:

Fünklein.

Auf dem Schlachtfeld lauf ich Fünklein,
Um die Todten zu begraben
Und mit einem Feuertrünklein
Die Ermatteten zu laben.

Wenn du, Flämmchen! ausgelecket,
Satt im durst'gen Ungestüme,
Wird dein Muth oft neu gewecket,
Wo ich emsig suchend glimme.

In dem dürren Laube irrend
Samml' ich der Zerstreuten Chor, —
Am Wachholderbusch aufschwirrend
Zuckst du, Flämmlein! neu empor.

Auch bin ich der rasche Flieger,
Auf des Windes leichtem Flügel
Trag ich, Flamme! dich als Sieger
Ueber Thal und über Hügel.

Nun unterbrach aber Fräulein Hitze das Fünklein ungestüm und machte sich so breit und dick, daß Allen ringsum die Schweißtropfen auf die Stirne traten, indem sie sang:

Hitze.

Flämmlein! Fünklein! zu geschäftig
Preiset ihr hier eure Werke,
Sagt, was ist in euch denn kräftig,
Als allein nur meine Stärke?

Ich kann ohne euch bestehen,
Ohne euch bleib ich doch heiß;
Aber ohne mich euch sehen
Laßt ihr nicht, ihr Naseweis.

Ich bin eures Schwertes Schneide,
Und wenn ihr so triumphiret,
Euch mit meinen Federn zieret,
Ist es nur, weil ich es leide.

Hierauf trat auch Fräulein Lichterloh auf und warf den beiden ersten ihre Eitelkeit mit folgenden Worten vor:

Lichterloh.

Ich bin es, die euch gestaltet,
Ei! ihr macht euch gar zu kraus,
Wenn ihr freudig euch entfaltet,
Sprecht ihr nur mein Wesen aus.

Häßlich wäre euer Treiben,
Nur ein Werk der Dunkelheit,
Nur ein schmutziges Zerreiben,
Gäb ich euch nicht Heiterkeit.

Was ist edel an dem Feuer,
Als daß es die Nacht zerbricht?
Dieses alte Ungeheuer
Unterliegt allein dem Licht.

Fräulein Rauch begann nun ihre Rede und ringelte und schlingelte sich durch das Gewölbe mit folgenden Worten:

Rauch.

Ich gleiche einer Riesenschlange,
Ringe über eurem Funklen
Mich empor in schwarzem Drange,
Daß die Sterne sich verdunklen.

Ist der Streit erst recht begonnen,
Wölb ich überm Gluthgetümmel,
Wo ihr kämpft gleich wilden Sonnen,
Euch den eignen Wolkenhimmel.

Wie sich meine Fahnen schwenken,
Muß sich eure Wuth auch drehen;
Flamme, willst du recht einlenken,
Nur auf mich, auf mich gesehen!

Als diese fertig waren, traten ganz bescheiden die zwei übrigen Fräulein, Kohlenschwärzchen und Aescherling auf, die

eine in Schwarz trauernd, die andere im grauen Bußröcklein. Sie ſangen wie folgt:

Kohlenſchwärzchen.

Um euch trag ich noch die Trauer,
Kehren einſt die ſcheuen Hirſche,
Fliehen ſie in bangem Schauer,
Wenn ich unter ihnen knirſche.

Wenn der Wald hier iſt verſchwunden,
Dien' ich zu willkommnem Troſte
Armen, die mich aufgefunden,
In des Winters hartem Froſte.

Einſam bleibe ich zurücke,
Ringsum öd und ausgeſtorben,
Gleich ich doch der Ehrenkrücke,
Die im Kriege wird erworben.

Aeſcherling.

Aſche warſt du, und zur Aſche
Sollſt du einſtens wieder werden,
Wenn ich naſchend dich erhaſche,
Sprach der Herr zum Sohn der Erden.

Wenn im eitlen Triumphiren
Eure Schimmer all verglühten,
Werde ich allein regieren,
Einſam hier die Walſtatt hüten.

Traure Kohle, ich will büßen,
Und der Erde nacktem Haupt,
Dem ihr allen Schmuck geraubt,
Will ich ſeinen Schmerz verſüßen.

Denn mit meinen ſcharfen Laugen
Will ich hier den Grund ausſcheuern,

Daß zur süßen Lust der Augen
Sich die Wiesen schön erneuern.

Also rufe ich zurücke,
Was die blinde Wuth verheerte,
Ueber meine graue Brücke
Treibt der Frühlingshirt die Heerde.

Nun aber sagte Frau Feuerschein: „Gebet euch zur Ruhe, keine hat Ursache, sich zu brüsten, eine kann ohne die andere nicht bestehen, und mich verherrlichet ihr alle. Zum Lohn eures Diensteifers aber will ich meine traurige Geschichte erzählen, die einen so grimmigen Zorn in mir erregt hat, daß ich zu einem ewigen Angedenken dieses alte Felsenschloß zerstören und mich den Quellen, die in seinen Kellern hausen, vereinen will. Setzet euch ruhig um mich her, jede nehme ihre Arbeit vor.“ Jetzt setzten sich die Fräulein still und aufmerksam um Frau Feuerschein herum und verfertigten Irrwische, Feuerkugeln, feurige Drachen und allerlei solche leuchtende Sachen, sie aber erzählte wie folgt:

„Jakob von Staarenberg hatte eine besondere Leidenschaft von Jugend auf, mit dem Feuer zu spielen, was er vielleicht von der Gewohnheit seiner Mutter, sich in den Flammen zu erneuern, mochte geerbt haben. Als sein Vater von dem Staarenberg vertrieben war, war Jakob bereits in einem Alter von 25 Jahren und hatte den Beinamen des Kohlenjockels. Seinen Regierungsantritt feierte er mit unendlichen Illuminationen, die so herrlich von den Bergen in den See schimmerten, daß die Fische an der Oberfläche tanzten.

So lange er regierte, mußten rings auf den Bergen ewige Feuer unterhalten werden; er brannte sich zur Augenlust ganze Wälder an, und oft machte er sich ein Vergnügen daraus, Abends in die Spinnstuben der Mägdlein zu gehen und mit einer Fackel ihnen den Rocken zu verbrennen. Als er einstens in der Nacht mit einer Fackel durch einen Wald lief und ihn muthwillig entzündete, ward die Hitze so groß, daß er fliehen mußte und nicht

zurückkehren konnte. Seine Fackel erloſch ihm, und er ſah bald einige Irrwiſche vor ſich, denen er, als ihm ganz neuen Erſcheinungen, begierig nachfolgte.

Unbekümmert, was ſeine Unterthanen über ſeine Abweſenheit denken möchten, ruhte er bei Tag in der Wildniß und ſetzte ſeine Verfolgung der Irrwiſche bei Nacht fort, bis er endlich hieher in dieſe Burg gelangte, die mir von meiner Mutter damals angewieſen wurde, als mich ein kühner Sterblicher, Prometheus genannt, ihr raubte und mich zum Erdfeuer machte. Hier ſaß ich einſam und trauerte über das Schickſal meines geliebten Entführers, den die Götter als einen Jungfrauenräuber an einen Felſen geſchmiedet, als Jakob zu mir ermüdet und ächzend eintrat.

Er war ein ſchöner Jüngling, und ich knüpfte mein Schickſal an das ſeine. Er bat mich, ihm als ſeine Gattin nach Staarenberg zu folgen; ich wollte dies aber nicht, um meine Freiheit nicht gänzlich aufzugeben, und machte den Bund mit ihm, daß er mich nie anders ſehen ſollte, als in mondloſen dunklen Nächten. Hierzu gab ich ihm einen Stein, mit dem er nur an den Stahl ſeines Bruſtharniſchs zu ſchlagen brauche, ſo werde ich ſeinen Ruf hören und ihm erſcheinen, und zugleich mußte er mir ſchwören, mich nie auf eine andere gewaltſamere Art zu rufen.

Jakob ging den Bund ein, und wir lebten glücklich mehrere Jahre. Auch gebar ich ihm einen Sohn, Chriſtel genannt, und eine Tochter Margaretha. Dieſe zwei Kinder ſpielten wie ihr Vater gern mit dem Feuer.

Ihr wißt, daß mein Liebling ein rother Hahn iſt, der die Gabe hat, wo er hingeſteckt wird, Alles zu entflammen; dieſen hatte Jakob durch vieles Bitten von mir erlangt, und er konnte ſich bald mit ſeiner Luſt, die Eigenſchaft dieſes ſeltſamen Thieres zu verſuchen, nicht mehr bändigen.

Nun hatten die Kinder, während der Vater ſchlief, dieſen Hahn heimlich in ſeinem eiſernen Käfig an das Ufer des Sees genommen, in dem Gedanken, ihn zu waſchen und zu baden, womit ſie dem Vater eine große Freude zu machen hofften, denn

seine Federn waren voll Ruß. Als aber der unvorsichtige Christel ihn auf den Schooß nehmen wollte, entbrannten seine Kleider, und er stürzte Hilfe suchend in den See. Der kleinen Margaretha verbrannte das Tier die blonden Locken, und sie floh geängstigt in den Wald, und indem sie sich im Laube wehklagend wälzte, um das grimmige Thier los zu werden, fand sie der Einsiedler Berthold Schwarz, nahm sie zu sich, fing den rothen Hahn ein und war ungemein erfreut über seine Beute. Dieser Einsiedler war mein Feind, er beschäftigte sich mit allen geheimen Künsten, um das Feuer zu bannen und zu besprechen, und die Einwohner des Landes umher suchten oft Hilfe bei ihm. Wenn mein Gemahl ihnen mit seinen ausschweifenden Feuerbelustigungen das Dach über dem Kopfe ansteckte, dann wußte er mit wenigen Zaubersprüchen der Flamme bald Einhalt zu thun. Ihr könnt euch denken, wie froh der alte Feuerkünstler war, als er mein Kind und meinen rothen Hahn in seiner Gewalt sah, die er beide sorgsam versteckte.

Als der Mond sich verfinstert hatte und Jakob mich durch das Anschlagen des Steines an seinen stählernen Harnisch zurück rief, wollte ich meine Kinder und meinen rothen Hahn sehen, aber beide waren verschwunden.

Ueber die Nachläßigkeit Jakobs ergrimmt, raubte ich ihm den Stein und verließ ihn mit der Drohung, ihn nicht wieder zu sehen, bis er mir meine Kinder und meinen Vogel wieder verschafft. Jakob, über diesen meinen Ernst erbittert, dachte, da ich ihm verboten hatte, mich auf eine andere Art zu rufen, als die gewöhnliche mit Stahl und Stein, daß es doch noch ein anderes Mittel geben müsse. Er forschte Tag und Nacht dem Geheimnisse nach und ward endlich auch mit meinem Feind Berthold bekannt, der ebenfalls keine andere Absicht hatte, als mir zu schaden und auch dem Jakob, der das ganze Land mit seinen Feuerwerkereien verwüstete, das Handwerk zu legen. Jakob eröffnete ihm seine Verbindung mit mir und sagte ihm, wie ich ihm das Mittel geraubt, ihn zu sehen.

„Es gibt allerdings Mittel, sie wieder zu Euch zu zwingen" sagte Berthold „aber sie hat sie Euch entrissen, weil sie dadurch

überrascht werden könnte; denn Ihr müßt wissen, wenn sie gleich sich mit Euch verbunden, so hängt sie doch mehr an ihrem früheren Freunde Prometheus, der, seit er sie geraubt, an einen Felsen geschmiedet seufzet, und wenn sie nicht bei Euch ist, sitzt sie bei jenem und tröstet ihn."

Der Zorn meines thörichten Gemahls ward dadurch auf das höchste gereizt, und er verlangte von Berthold, er solle mich herbannen, es koste, was es wolle. Berthold gab nun meinem Gemahl den rothen Hahn und meine Tochter Margaretha zurück und forderte ihn auf, mit ihm zu arbeiten. Die kleine Margaretha mußte Kohlenpulver reiben, Jakob Schwefel darunter mengen, und Berthold mischte Salpeter dazu. Als sie aber in der besten Arbeit waren, flog der gierige Vogel, der lange gefastet hatte, auf das Gemenge, das er für sein Futter hielt; die Masse entzündete sich plötzlich, warf den Kohlenjockel und meine Margarethe weit zurück und schleuderte den bösen Berthold hoch in die Luft, daß er todt niederschmetterte. Die Berge bebten, Thürme stürzten ein, und der See trat aus seinen Ufern. Kaum hatte Jakob sich aus seiner Betäubung etwas erholt, als ich vor ihm stand und ihm zornig sagte: „Du hast deinen Schwur gebrochen, du hast mich gewaltsam hergezwungen, so hast du mich denn in meiner ganzen Schreckensgestalt gesehen; gehe hin in den Wald mit deiner Tochter Margaretha, die mitgeholfen hat, mich zu betrügen, und sei, was dein Beiname dich nennt, der Kohlenjockel." So zog er denn in den Wald, nicht weit von seinem Vater, dem Kautzenveitel, und war ein Köhler, bis das Schicksal dieses Stammes vor einigen Tagen durch meinen Enkel Radlauf den zweiten entschieden ward.

Als ich nun meinen rothen Hahn wieder eingefangen hatte und meinen Rückweg hieher nehmen wollte, sah ich meinen Sohn Radlauf am Ufer des Sees ohnmächtig liegen. Frau Lureley, eine Nymphe, saß bei ihm und suchte ihn ins Leben zu erwecken; ihr wißt, daß ich in Feindschaft mit den Wasserfräulein lebe, wir kamen in einen Streit um meinen Sohn, in dem sie mich heftig bedrängte, und der sich nur dadurch entschied, daß sie meinen Sohn zurück ins Wasser riß, wohin er ihr auch willig

mit dem Ausruf folgte: Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.

Traurig, von meinem Gemahl und meinen Kindern verlassen zu sein, zog ich mich hierher in mein Schloß zurück und trauerte lange. Nun aber, da das Schicksal zu Ende gelaufen, da ich den Kohlenjockel begraben, will ich mich mit der Nymphe versöhnen, und nachdem ich dieses Haus der Trauer zerstört habe, als heiße Schwefelquelle auf ewige Zeiten in diesen Thälern Gesundheit und Wohlsein ausprudeln. Nun rüstet euch, machet ein Geräusch, alle Thiere und Menschen zu verscheuchen, die in der Nähe sind; denn ich will keinen verletzen. Heiß ist der Tag, meine Mutter, das Sonnenfeuer, hat große Gewitter um dieses Felsenhaus gelagert, bald wird der Donner uns begrüßen, die Blitze werden mich suchen und küssen, lasset die Felsen erbeben und murrend den Berg Feuer ausspeien, um meiner Mutter zu antworten."

Dies sagte Frau Erdfeuerschein mit solchem finstern Ernst, und ihre Gespielinnen traten so ungestüm auf, ihr Werk zu beginnen, daß ich eilends die Flucht ergriff. Unter mir bebte der Boden, Bäume schlugen um mich nieder, rollende Felsen verfolgten mich, ich erreichte mein Roß mit Mühe, das ängstlich wieherte und unter mir wie ein Pfeil dahin flog. Bald hatte ich meine Gefährten erreicht, welche die Erschütterung des Berges auch bereits aus ihrem Schutzwinkel aufgeschreckt hatte, und wir eilten nun eine Strecke vorwärts, wo wir sicher die schrecklichen Zornäußerungen der Frau Feuerschein anschauen konnten. Donner und Blitz wechselten mit dem Geprassel des brennenden Waldes; eine heulende Feuersäule stieg aus dem Gipfel des Berges empor und stürzte dann wie eine Fontaine an allen Seiten des Abhangs in glühenden Strömen nieder, die alles entflammten, was sie berührten; zugleich bebte die Erde, ein dunkler Rauch bedeckte den Himmel, und der Sturm trieb Wirbel von glühender Asche vor sich her; der Anblick war entsetzlich und auch in einiger Ferne unbequem; darum führte ich meine Schaar wieder in ein geschütztes Thal. Sieh, da trat mein Roß mit dem Huf auf die Wiese und sprang erschreckt bei Seite. Ich sah Dampf an der

Stelle aufsteigen und sich eine siedende Quelle ergießen. Es war also geschehen, was Frau Feuerschein versprochen, sie hatte sich also mit den Nymphen vereinigt. Ich folgte der Quelle bis zum Rhein, in den sie sich ergoß. Einige Biber, die da ihre Wohnung hatten, verwunderten sich sehr, als sie das heiße Wasser schmeckten, und entflohen. Ich aber ließ meine Gefährten in einem Busche Halt machen, entkleidete mich und stieg in den Rhein, wo die heiße Quelle sich der kalten Fluth mischend angenehm erwärmt war, um der Erste zu sein, der durch ihre Heilkraft gestärkt würde. Sodann nahm ich meinen Zug eilend den geliebten Strom abwärts nach meiner Mühle.

Wie Radlauf seine Mutter, Frau Lureley, auf dem Mühlrad sitzen sieht, wie sie ihm die Geschichte seines Vaters erzählt, wie er nach Mainz kömmt und seine Ameley erlöst.

Schon sah ich den Rochusberg und die dunkle Bergwand, wo der Rhein dem Anblick verschwindet; aber die Sonne sank, und ich suchte meine Mühle vergebens. Ich ging auf dem wohlbekannten Pfade über die Wiese und fand meine Mühle nicht mehr; der Mausthurm ragte mir gegenüber, den ich auch nie gesehen hatte. Da ich aber noch einen Rest meines Mühldammes erblickte, schwamm ich hinüber und setzte mich drauf. Ich schaute tief gerührt in den theuren Fluß und sang:

Weiß ich gleich nicht mehr, wo hausen,
Find ich gleich die Mühle nicht,
Seh ich dich doch wieder brausen,
Heil'ger Strom im Mondenlicht.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Wer einmal in dir geschwommen,
Wer einmal aus dir getrunken,
Der ist Vaterlandes trunken.

Wo ich Sonnen niedersenken
Sich zum Wellenspiegel sah,
Oder Sterne ruhig denken
Ueberm See, warst du mir nah.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Wen du einmal aufgenommen,
Wen du gastfrei angeschaut,
Keiner Fremde mehr vertraut.

Ström' und Flüss' hab ich gesehen,
Reißend, schleichend durch das Land,
Aber keiner weiß zu gehen
Herrlich so durchs Vaterland.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Schild der Starken, Trost der Frommen,
Gastherr aller Lebensgeister,
Erzmundschenk und Küchenmeister!

Ordensband der deutschen Erde,
Das der Weinstock um sie schlingt,
Wo am gastfrei deutschen Herde
Sie der Helden Wohlsein trinkt.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Andre Fluth kann mir nicht frommen,
Denn an deinem Ufer lauschen
Wein und Liebe, die berauschen.

Weines Feuer, Liebestreue,
Männerkraft und Jungfraun-Zucht,
Daß mein Herz sich recht erneue,
Hab ich wieder euch besucht.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Echo schlag die Freudentrommen,
Daß der Vater Rhein auch höret,
Wie ich bin zurück gekehret.

Laut ich durch die Felsen schreie:
Tauche, alter Fluthgott, auf,

Sage, ist lieb Ameleye
Noch getreu und recht wohlauf?
Daß willkomm, willkomm, willkommen
Sie nun, die mein Herz beklommen,
Mich in ihre Arme schließe,
Wie einst hier auf dieser Wiese.

Sag, wer hat den Thurm gebauet,
Der so finster aus dem Duft
Von der kleinen Insel schauet,
Auf des Rattenkahles Gruft?
Nicht willkomm, willkomm, willkommen
Scheint er mir dahin gekommen,
Wie ein finstrer böser Riese
Steht er in dem Paradiese.

Wer hat mir so bös zerbrochen
Hier mein gutes Mühlenhaus,
Daß mein Rad nicht mehr kann pochen
In des Stromes Lustgebraus?
Nicht willkomm, willkomm, willkommen
Schein ich mir hier aufgenommen:
Seit ich bin ein Fürst geworden,
Stößt mich aus der Müllerorden!

Ich mochte aber singen und rufen, der alte Rhein hörte mich nicht. Als ich mich nun traurig umwendete und nach dem Platze sah, wo ehedem meine Mühle gestanden, sah ich dort meine Mutter, die schöne Lureley, mit ihren sieben Jungfräulein auf einem umgestürzten Mühlrad sitzen.

Meine freundliche blonde Mutter saß auf der Mitte des Rades, die sieben Jungfräulein aber auf den sieben Speichen. Anfangs war ich scheu, heran zu treten; aber sie sah nach mir und winkte mir mit ihrem Schleier, da trat ich zu ihr in den Kreis und setzte mich zu ihren Füßen. Sie sang hierauf mit ungemein freundlicher Stimme zu ihren Jungfräulein:

Lureley.

Singet leise, leise, leise,
Singt ein flüsternd Wiegenlied,
Von dem Monde lernt die Weise,
Der so still am Himmel zieht.

Denn es schlummern in dem Rheine
Jetzt die lieben Kindlein klein,
Ameleya wacht alleine
Weinend in dem Mondenschein.

Singt ein Lied so süß gelinde,
Wie die Quellen auf den Kieseln,
Wie die Bienen um die Linde
Summen, murmeln, flüstern, rieseln.

Herzeleid.

Wer nie sein Brod in Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Weinend auf seinem Bette saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Wer einsam nie am Strome ging,
Wer nie wie die trauernde Weide
Sein Haupt zum Spiegel niederhing,
Der weiß noch nichts vom schweren Herzenleide.

Chor.

Sieh! wie wandelt der Mond so helle,
Horch! wie eilet die Quelle so schnelle,
Summ, summ, summ,
Kein Tröpflein kommt um.

Liebesleid.

Wer vor dem Fels die Hände ringt
Und eines Hirten Liedes fluchet,
Vom Brunn des Mondes nicht mehr trinkt,
Den hat das bittre Elend heimgesuchet.

Wer keine Blume brechen mag,
Sie lieber mitleidlos vernichtet
Mit ſeines Pilgerſtabes Schlag,
Den hat der Liebe Leid wohl hingerichtet.

Chor.

Sieh! wie ſchlummern die Blumen ſo leiſe,
Horch auf der Nachtigall klingende Weiſe,
Summ, ſumm, ſumm,
Der Schmerz geht herum.

Liebeseid.

Wer glaubt, daß der Treue Schwur,
Den leicht die Lippe ſpricht in trunknen Stunden,
Ein leerer Schall des Rauſches nur,
Deß Ehre iſt an einer Frauen Haar gebunden.

Und wer die Götter lachen hört,
Als er den Liebesmeineid ausgeſprochen,
Von dem hat ſich der gute Geiſt gekehrt,
Sein Herz wird mit dem Glückesrad gebrochen.

Chor.

Sieh! wie das Auge der Eule glüht,
Horch! wie die Fledermaus rauſchend zieht,
Summ, ſumm, ſumm,
Der Meineid geht um.

Liebesneid.

Wer Steine wirft ins grüne Haus,
Wo treue Turteltauben girren,
Und falſche Lichter ſtellet aus,
Den Schwimmer auf der Liebesfahrt zu irren;

Wer in dem Thaue auf der Flur,
Um einer Hirtin Tugend anzuſchwärzen,

Verräth der nächt'gen Liebe Spur,
Der nährt den Wurm des Neids im bösen Herzen.

Chor.

Sieh! wie ringelt zwischen Blumen die Schlange,
Horch! wie seufzet die Nachtigall bange,
Summ, summ, summ,
Der Neid geht herum.

Reu und Leid.

Wer vor der Sünden Strafe bebt
Und nicht vor ihrem innern Tod erschrecket,
Noch fremde Schuld in seine webt,
In dem ist noch die Buße nicht erwecket.

Wer seine Zeit und die Gebrechlichkeit
In seiner eignen Schuld wagt anzuklagen,
Dem hat die Reue und das bittre Leid
Noch nicht so recht ans kranke Herz geschlagen.

Chor.

Horch! wie der Wurm im Holz dort naget,
Horch! wie die Unke im Teiche klaget,
Summ, summ, summ,
Die Reue geht um.

Mildigkeit.

Wer nie der Vöglein Brut gestört,
Wer auf der Schwalbe frühen Morgensegen
Mit süß erquickter Seele hört,
Der geht der Armuth mildreich auch entgegen.

Wer die zerknickte Aehre gerne hebt
Und gern die Mücke aus dem Netz befreit,
Der Spinne schonend, die es sinnreich webt,
Deß Herz ist voll von göttlichem Mitleid.

Chor.

Sieh! an den Dorn hängt das Lamm die Wolle,
Daß sich das Vöglein weich betten solle,
Summ, summ, summ,
Das Mitleid geht um.

Liebesfreud.

Wer lachend früh die Sonne grüßt
Und heiter an den Mittag blicket
Und fromm im Abendsterne liest,
Zufrieden, wie die Nacht ihr Haus beschicket:

Der wird auch froh in Liebesaugen sehen
Und greifet in das falsche Rad dem Glücke,
Es muß vor seinem Frieden stille stehen,
Daß Liebesfreude gründlich ihn entzücke.

Chor.

Sieh! wie lächelt gen Morgen die Ferne,
Horch! wie grüßet die Lerche die Sterne,
Tireli, Tireli —
Der treue Müller ist hie.

Als die Jungfrauen so gesungen hatten, sprach meine Mutter, Frau Lureley: „Lieber Sohn Radlauf! du hast auf deiner Rückreise hieher die ganze Geschichte deines Stammes gehört; du hast die Erzählung der Frau Mondenschein, der Frau Edelstein, der Frau Federschein, der Frau Feuerschein belauscht; nun will ich dir auch die Geschichte deines Vaters und deiner Mutter erzählen. Wir haben noch eine Stunde bis Mitternacht, dann, wenn ich fertig bin, ziehst du nach Mainz.

Als der kleine Christel von Staarenberg mit seiner Schwester Margaretha den rothen Hahn, während ihr Vater schlief, an den See getragen hatte, in der Idee, ihn dort zu baden, ward der Feuervogel, der das Wasser haßt, sehr ergrimmt; er entzündete dem Christel seine blonden Locken, der vor Angst in den

See sprang, und Margaretha nahm aus Furcht, ohne ihren Bruder nach Hause gehen zu müssen, und weil der rothe Hahn nach dem Walde flog, auch ihren Weg dahin zu dem Einsiedler Berthold. Christel aber brachte seine Zeit in dem Staarenberger See recht angenehm zu. Ich wurde damals bei der Staarenberger Wasserfrau erzogen, und wir wohnten in einem schönen gläsernen Schloß. Meine Neigung zu ihm ward täglich größer, denn er war sanft und bescheiden.

So lebte er beinahe ein Jahr mit uns, als ich einst gegen Abend Arm in Arm mit ihm auf den Stufen des gläsernen Wasserschlosses saß, um zu erwarten, daß der Mond und die Sterne durch das Wasser schimmern sollten: da zuckte ein plötzlicher Feuerstrahl durch die Luft, von einem solchen heftigen Donnerschlag begleitet, daß der See bis auf den Grund erschüttert wurde und sich hoch aufbäumte, zugleich ergriff mich und den kleinen Christel eine Welle und warf uns beide an das Ufer. Christel war ohnmächtig, ich gab mir alle Mühe, ihn zu ermuntern; aber plötzlich kam Frau Feuerschein, seine Mutter, und wollte ihn mir entreißen; ich stritt lange mit ihr und siegte allein dadurch, daß ich meinen lieben Christel wieder ins Wasser zog. Am andern Morgen saß ich wieder mit ihm auf der Schwelle des Wasserschlosses, da sahen wir ein paar Fischer auf dem See hinfahren, die laut klagten, daß Herr Jakob von Staarenberg verschwunden sei und der Erbprinz und die Prinzessin auch, und daß nun kein Mensch wisse, wer das Land regieren solle. Christel, der diese Worte hörte, war sehr betrübt und sagte zu mir: „Liebe Lureley, ich wollte, ich wäre wieder auf dem Schloß!“ und begann heftig zu weinen. „Lieber Christel“ erwiederte ich ihm „nach Hause kannst du leicht kommen; wenn die Fischer das Netz auswerfen, darfst du nur hineinspringen, so ziehen sie dich hinauf; aber wird es dir nicht leid thun, mich zu verlassen?“ — „Ach, freilich wird es mir leid thun“ sagte Christel „und drum sollst du mitkommen und immer bei mir bleiben.“ — „Das kann ich nicht, lieber Christel“ sagte ich „so gern ich auch wollte, aber wenn du dir eine Mühle dort an den See bauen läßt und manchmal hineingehst, so will ich dich

dort besuchen." Christel versprach mir das, wir umarmten uns, das Netz der Fischer war nah, Christel sprang hinein, und als die Fischer es aufzogen, begleitete ich ihn noch bis an die Oberfläche des Wassers.

Die Freude der beiden Fischer beim Anblick ihres jungen Fürsten war ungemein, und als sie sahen, daß er noch lebte, hätten sie bald vor überraschender Freude das Netz wieder fallen lassen. Aber Christel faßte schnell den Rand des Kahns und sprang heil und gesund zu ihnen hinein. Nun knieten die Fischer vor ihm nieder und baten ihn, er möge ihrer in Gnaden gedenken. Er versprach ihnen alles Gute, sie führten ihn zurück und brachten ihn unter dem Jubelgeschrei aller Staarenberger auf das Schloß. Da er noch sehr jung war, so wurde ihm der Vorschlag gemacht, einen Vormund zu wählen, und er wählte, ohne sich lang zu besinnen, den ältesten der beiden Fischer, die ihn errettet hatten. Das Erste, um das er seinen Vormund bat, war die Erbauung einer Mühle am See, zum Andenken seiner Rettung. Die Mühle ward bald aufs allerzierlichste erbaut, und er besuchte sie häufig. Auch wurden ihm zwölf schöne junge Knaben als Mühlknappen gekleidet zugesellt, die ihm in Allem gehorchen mußten. In der Kammer der Mühle aber war ein Loch im Boden, das man auf- und zumachen konnte, und da kam er, wenn er sich in der Kammer eingeschlossen hatte, bald zu mir, bald ich zu ihm. So lebten wir wie Gespielen und Geschwister wohl zehn Jahre lang, als unser Glück unterbrochen zu werden drohte. Meine Mutter kam, mich aus dem Staarenberger See abzuholen; sie sagte mir: „Du bist groß genug, jetzt selbst einem See vorzustehen, und ich will dich nach Laach, wo ein schöner See in der Nachbarschaft des alten Rheines entstanden ist, bringen, da kannst du zeigen, was du hier gelernt hast; es ist dort sehr still und fromm, die heilige Genovefa liegt nicht weit von dort begraben, auch wird dort am See jetzt ein prächtiges Kloster erbaut, und ist ein recht schicklicher stiller Ort für dich." Die Worte meiner Mutter machten mich sehr betrübt; ich bat sie, mich hier zu lassen; aber sie wollte nicht einwilligen, und als sie einen goldnen Ring an meinem

Finger sah, schöpfte sie einen Verdacht, den sie aber verschwieg.

Als die Nacht herankam, schlich ich mich von ihrem Lager und eilte zu Christel in die Mühle, dem ich unter Thränen erzählte, daß ich ihn verlassen müsse. Er weinte auch sehr, und ich schwur ihm, sobald wiederzukehren als möglich und sein Weib zu werden.

Gegen Morgen verließen wir uns, aber meine Mutter war mir gefolgt und hatte uns belauscht. Sie schmähte mich aus und sagte mir: „Lureley! du wirst sehr unglücklich sein, du hast dich einem Staarenberger verbunden, und er wird dich verrathen, wie alle seine Vorfahren ihre Frauen verrathen haben; lasse von ihm ab.“ Da weinte ich heftig und sagte ihr, daß ich das nicht könne. „Wohlan“ sagte meine Mutter „du sollst deinen Willen haben; die Bedingung aber sei, daß du sein Weib wirst, ohne daß er weiß, wer du bist, und daß du ihn nie ganz für seine Verrätherei verlassen darfst.“ Ich mußte mich ihrem Willen fügen, und sie brachte mich den andern Morgen in den Laacher See.

Hier war ich einsam und traurig; meine Ufer waren mit alten Eichen bedeckt; nur der Glockenklang und Chorgesang der Kirche unterbrach die Stille, und ich hatte alle Zeit, meiner Sehnsucht zu meinem lieben Christel nachzuhängen.

Ein Jahr war herum, und da meine Mutter sah, wie ich mich kümmerte, sagte sie mir: „Lureley! gehe hin, wohin dein Herz dich treibt, aber gebe dich nicht zu erkennen.“ Ich verließ also beim Anbruch des Frühlings meinen Aufenthalt und begab mich in der Gestalt, wie du mich siehst, nach Staarenberg. Diese Kleidung, dieses Aussehen habe ich von einem hessischen Bauernmädchen entliehen, die ich auf meiner Reise im Walde Erdbeeren suchen sah, und die an einem Brunnen, in dem ich übernachtete, heftig über ihre böse Stiefmutter weinte. Sie war so wunderschön und lieblich, daß ich sie der Brunnenfrau herzlich empfahl und mich ganz so gestaltete, wie sie, und wenn gleich meine eigene Gestalt glänzender und reizender ist, als diese, so hat doch niemals ein so edles, frommes und schönes Menschenbild gelebt, als dieses.

So kam ich nach Staarenberg und setzte mich in den Wald, nicht weit von der Mühle, und hatte ein Körbchen voll Erdbeeren im Schooß. Es war am Morgen, Christel kam von der Mühle her, und es freute mich, zu sehen, daß er die Mühle noch besuchte. Er schien mir sehr traurig, als er mich aber sah, erheiterte sich sein Antlitz, er war durch meinen Anblick gerührt.

Er setzte sich zu mir ins Gras, er aß von meinen Erdbeeren und gewann mich so lieb, so lieb, daß er mich bat, seine Ehegattin zu werden. Traurig willigte ich ein, weil ich sah, daß er mich nicht kannte, und daß er mich also vergessen hatte. Doch machte ich ihm die Bedingung, mich unter harter Strafe am siebenten Tage in der Woche in der Nähe der Mühle allein zu lassen und nie nachzuforschen, was ich dann mache. Er versprach mir Alles heilig und brachte mich nach Staarenberg. Wir hielten Hochzeit und lebten glücklich.

Nach einem Jahre gebar ich ihm zwei Söhnlein, schön und lieblich wie die Engel. Ich zog die Kinder auf, und sie waren schon ziemlich herangewachsen und begleiteten mich immer Freitag Abends, wenn ich nach der Mühle ging, bis an die Thüre. Christel aber wollte nie mitgehen nach der Mühle, denn er dachte heimlich, was er mir dort einst unter anderer Gestalt geschworen hatte, und hatte drum kein gutes Gewissen.

Nun hatten meine beiden Söhnlein einen Lehrer, der sehr weit gereist war; es war ein ernsthaft wunderlicher Mensch, trug immer rothe Strümpfe und weiße Hosen und Rock; er war sehr pathetisch und melancholisch; und führte die Kinder zurück von der Mühle. Christel brachte, während ich abwesend war, immer seine Zeit mit ihm zu, und dieser verdrießliche Mann erregte zuerst die Neugierde in ihm, zu wissen, wer ich sei und was ich in der Mühle den Sonnabend mache. Christel ließ sich von ihm verführen; doch wagte er es nicht, selbst zu lauern, weil ich es ihm zu streng verboten hatte; der Hofmeister aber übernahm es, meine beiden Söhnlein dazu abzurichten, und die armen Kindlein ließen sich von dem Schelm verführen.

Am folgenden Morgen schlichen sie sich in die Mühle mit dem Schulmeister; ich saß in dem offenen Boden der Kammer,

wo ich sonst Christel besucht hatte, in meiner Wasserjungfergestalt mit meiner Mutter, die mir die Haare kämmte, da trat der Schulmeister und meine zwei Kinder herein. Ich erschrak, daß ich ohnmächtig wurde, meine Mutter aber sagte: „Sieh, liebe Lureley! daß ich recht prophezeite, man verräth dich.“ Und somit verwandelte sie meinen Sohn Georg in eine weiße Maus, den Philipp aber in einen Goldfisch und den Schulmeister in einen Storch und sprach: „Ziehe fort mit ihnen, Verräther! und lasse dich nicht wieder sehen, bis die Kleinen durch ihre Treue und Tugend wieder gut gemacht haben, was sie jetzt verderben wollten.“ Sogleich nahm der Storch die weiße Maus und den Goldfisch in den Schnabel und flog eilends davon. Ich war sehr traurig über den Verlust meiner Kinder; aber meine Mutter sagte mir: „Sei ruhig, sie sind gut aufgehoben, du wirst sie einst in Ehren wieder sehen.“

Als ich nach Staarenberg zurückkehrte, fragte mich Christel nach den Kindern, und ich sagte ihm, die Wasserfrau habe sie vor meinen Augen geraubt. Da ward Christel sehr traurig und dachte, es müsse eine Strafe der Wasserfrau sein, weil er sie verlassen und mich geheirathet.

Als ich aber am nächsten Sonnabend wieder in der Mühle war, ließ sich Christel von den zwölf Knappen verführen, mich zu überfallen, als ich im Bade saß, und Christel sah, daß ich von der Brust hinab die Gestalt eines Fisches hatte. Erzürnt sprach ich zu ihm: „Du verräthst mich zum zweitenmal, dafür bestrafe ich dich und nehme dir das Gedächtniß“ und somit bespritzte ich ihn und die Knappen mit Wasser und verschwand.

Christel wußte nun nichts mehr davon, daß er Fürst von Staarenberg gewesen, daß ich sein Weib war; er und seine Knappen hielten sich für Müller von jeher und trieben es, wie es andere Müller auch treiben, und da die Einwohner von Staarenberg sahen, daß ihm auf keine Weise einzureden sei, daß er jemals ihr Herr gewesen sei, ließen sie ihn bleiben, was er wollte, und brachten ihm ihr Korn zu mahlen. Da ich ihn nach dem Schwur meiner Mutter nicht verlassen konnte und ihn auch immer noch liebte, besuchte ich ihn wieder in dieser meiner Ver-

kleidung und brachte ihm Getreide zu mahlen. Er liebte mich von Neuem; ich machte von Neuem den Bund mit ihm, daß er mich am siebenten Tag in einem Erlenwäldchen verlassen mußte.

Ich begab mich dann immer nach jener Insel, wo du die Frau Mondenschein gesehen, und wo in der Höhle die Frau Aglaster begraben liegt. In dieser Höhle erwachte ich in der Sonntagsnacht und sah wieder zwei schöne Knäblein bei mir liegen, die ich dem Christel bringen wollte; das eine hatte Frau Mondenschein im Arm, das andere der Geist der Frau Aglaster. Frau Mondenschein sagte: „Der Knabe soll Radlauf heißen und sein Geschlecht in die Höhe bringen.“ Frau Aglaster sagte: „Der Knabe soll Hans heißen, und wenn er durch Schwätzerei ein Staar geworden, sollen alle Staarenberger wieder Staaren werden, bis er so freiwillig stirbt wie ich.“

Erschrocken über den Anblick der zwei Frauen und ihre Reden, sprang ich auf und nahm der Frau Aglaster das Kind mit Gewalt; sie lachte und verschwand. Frau Mondenschein aber gab mir das Kind freundlich lächelnd und sagte mir: „Dieser dein Sohn Radlauf wird ein König werden und dir Freude machen“ — dann verließ sie mich.

Ich kehrte zu Christel zurück, er freute sich über die Kinder, und wir erzogen sie mit vieler Liebe und Sorgfalt.

Als aber Hans vier Jahre alt war, begann er bereits seinen geschwätzigen Charakter zu zeigen: Alles, was er hörte, plauderte er nach und ängstigte mich nicht wenig mit seinem Vorwitz. Ich begab mich seit der Geburt meiner Kinder nicht mehr nach der Insel, weil ich mich vor Frau Aglaster fürchtete, und ging statt dessen in ein nahes Erlenwäldlein, wo eine schöne Quelle floß, und kam dort mit meiner Mutter zusammen. Die frechen Mühlknappen führten allerlei Reden über meine Abwesenheit, Hans schnappte sie auf und ging vorwitzig, gegen das strenge Verbot, Abends in den Erlenwald, mich zu belauschen. Meine Mutter erblickte ihn, ergriff ihn und wollte ihn so eben in einen Staaren verwandeln; aber ich bat sehr für ihn und sagte ihr die Drohung der Frau Aglaster. Da ließ sich meine Mutter rühren und sagte: „Wohlan! ich überlasse es der Frau Aglaster, ihn einst selbst

zu strafen; aber hier muß er weg, er verräth dich sonst spät oder früh, ich nehme ihn mit an den Rhein und lege ihn zu Mainz dem König vor die Schwelle, der mag ihn erziehen." Sie nahm ihn und verschwand.

Als ich in die Mühle zurück kehrte, lagen die Knappen noch alle schlafend; sie waren Abends vorher auf einer Kirchweih gewesen; jeder hatte noch ein Stück Kirmskuchen neben sich, und ich sagte ihnen zur Strafe: „Schlafet so lange, bis mein armer Hans begraben ist." Nun ging ich zu Christel und sagte ihm: „Deinen Sohn Hans wirst du nicht wieder sehen, seine Neugierde ist bestraft worden; ich selbst verlasse diese Gegend und ziehe an den Rhein, wo ich her bin; verlassen werde ich dich nicht, wenn du mir getreu bleibst" — und nach diesen Worten verschwand ich vor seinen Augen. Christel blieb nun keine Stunde mehr im Land, er nahm dich, lieber Radlauf! an der Hand und zog an den Rhein und baute hier diese Mühle.

Hier lebte er anfangs still und ruhig und studirte viel; ich kam oft zu ihm und schenkte ihm Gold und Silbersand und Perlen, und er ward sehr reich; du wardst ein guter frommer Jüngling.

Ich baute mir damals ein Schloß und wohnte zugleich mit der Frau Echo darin, es ist der Lureleyfelsen bei St. Goar. Während ich da arbeitete, zog die Königin von Trier durchs Land und übernachtete bei Christel auf der Mühle. Er bewirthete sie so herrlich und zeigte ihr so viel Silber und Gold, daß sie eine große Liebe zu ihm gewann und ihn beredete, seine Mühle zu verlassen und ihr zu folgen.

Christel besann sich nicht lange, er packte seine Schätze auf ein Schiff und zog mit ihr nach Trier; dich ließ er zurück, du warst damals sechs Jahre alt, und so verlassen fand ich dich eines Morgens in der Mühle. Nun war mein Unwille gegen deinen Vater sehr groß; ich stand am Rhein und klagte, da stieg der alte Rhein aus seinen Wellen hervor und sagte: „Geh nach Haus, Frau Lureley! in den Echofels und lebe für dich einsam, ich will mich deines Kindes annehmen." Ich folgte seinem Rath, küßte dich und zog in mein neues Schloß. Der alte Rhein gab dir einen Wassermann zum Erzieher; es war jener alte Knappe,

den du für deinen Vater hieltst, und der dich in deinem sechszehnten Jahr, als du ein vollkommener Müller warst, verließ. Du glaubtest, er sei ertrunken, da du ihn vor deinen Augen in den Fluß stürzen sahst; aber er lebt noch und ist der Wächter in dem Wasserschloß des alten Rheins.

So lebtest du nun ruhig und fromm eine lange Zeit und fingst einst einen Staaren, den du sehr lieb gewannst; dieser war niemand anders als dein Bruder Hans, an dem der Fluch der Frau Aglaster wahr geworden ist. Hans war vor der Schloßthüre des Königs von Mainz, wo ihn meine Mutter hingelegt hatte, gefunden worden und zwar von der kleinen Prinzessin Ameley, deiner Braut; er wurde mit ihr erzogen, und als er heran wuchs, liebte er sie sehr, und sie war ihm auch gut; aber seine außerordentliche Schwätzerei war ihr zuwider. Als sie ihm dieselbe vorwarf, versprach er ihr hoch und theuer, zu schweigen; sie sollte ihn auf irgend eine Probe stellen. Sie willigte ein und schenkte ihm ihre goldene Haarnadel mit dem Verbot, sie nie zu zeigen und nie davon zu reden, daß sie sie ihm gegeben habe. Aber Hans konnte der Versuchung nicht widerstehen, als die andern Pagen mit ihm zusammen kamen, mit seiner Nadel zu prahlen; siehe! da verwandelte er sich plötzlich in einen Staaren und flog davon. Zugleich kam er ganz wieder zu Sinnen, er wußte, wer er war, er wußte, daß er ein Fürst von Staarenberg sei, und flog nach Staarenberg aufs Schloß; kaum war er dort angekommen und hatte sich auf dem Thurmknopf niedergelassen, als sich alle Staarenberger wieder in Staare verwandelten. Frau Aglaster erschien ihm und erzählte ihm die ganze Geschichte seines Stammes. Er besuchte den Grubenhansel, den Kautzenveitel, den Kohlenjockel und sah sie alle mit stummer Traurigkeit an und flog dann hierher zu dir in die Mühle, wo er saß, bis er sich vor den Augen der Prinzessin Ameley aus Liebe mit der Nadel ermordete. Dein Vater lebte nun als König von Trier mit der Königin, der er gefolgt war, und sie schenkte ihm einen Sohn, den Rattenkahl. In der Nacht nach seiner Geburt erschien ich ihm im Traum und warf ihm seine Treulosigkeit vor und bat ihn, in sich zu gehen. Er versprach es mir heilig, aber er hielt

es nicht, und da ihm nach mehreren Jahren die Königin den kleinen Mausohr schenkte, verwandelte ich ihn zur Strafe seiner Falschheit in den Rattenkönig. — So ist meine und deine Geschichte, das Uebrige ist dir bekannt." — „Ach!" unterbrach ich hier die liebe Frau Lureley „so ist dann der gute Rattenkönig mein Vater? O liebe Mutter! helfet ihm, verzeihet ihm; und wo sind meine Brüder Weißmaus und Goldfisch hingekommen? Ach! werde ich sie alle nicht wieder sehen?"

„Mein Sohn" sagte sie „jetzt breche auf und ziehe nach Mainz wie ein Fürst und Herr ein, dort wird sich Alles entwickeln; erzähle alles, was du erfahren hast, und es wird dir deine Braut werden."

Nach diesen Worten umarmte sie mich, ihre Gespielinnen sprangen auf und riefen alle: „Heil dir, König von Mainz!" und so stürzten sie in den Rhein, und ich hörte das Echo noch lange rufen: Heil dir, König von Mainz!

Kaum hatte Radlauf so weit erzählt, als alle Bürger auch laut riefen: Heil dir, König von Mainz! und es auf dem Rhein erschallte: Heil dir, König von Mainz! Ein goldnes Schiff, mit Schwänen bespannt, schwamm ans Ufer; daraus stieg ein würdiger alter Herr mit grauem Bart und einer Fürstenkrone, daraus stieg die schöne Ameley, wie eine Braut geschmückt, daraus stiegen zwei wunderschöne Prinzen, der eine ganz in Silber, der andere ganz in Gold gekleidet, daraus stieg ein ehrbarer alter Schulmeister mit rothen Strümpfen.

Es war der Rattenkönig, Weißmäuschen und Goldfischchen und der Storch, die wieder ihre Gestalt angenommen. Der Jubel des Wiedersehens war allgemein.

Christel ward von den zwölf Knappen empfangen und zog bald mit ihnen nach Staarenberg als Fürst zurück. Prinz Georg und Prinz Philipp blieben noch bei Radlauf, der Ameley heirathete; Mausohr kam auch auf die Hochzeit, der Schullehrer Storch ward oberster Präzeptor im ganzen Land.

Kaum war die erste Freude etwas vorüber, als sich die Mainzer Bürger an ihre neue Königin Ameley heran drängten und nach ihren Kindern im Rhein fragten. „Sie befinden sich alle recht wohl" sagte Frau Ameley „und besinnt euch nur auf

hübsche Märchen, so werden sie bald, wie ich, befreit werden; von nun an sollen alle Morgen hier Märchen erzählt werden, und morgen früh wird der Anfang gemacht; wer heute erzählt, muß immer den ernennen, der morgen erzählen soll, und so ist von meinem lieben Radlauf die gute Fischerin, Frau Marzibille, auf morgen ernannt, und wenn sie hübsch erzählt, wird ihr liebes Töchterchen, mein Taufpathchen Ameley, wieder zu ihr kommen; das liebe Kind läßt sie hübsch grüßen, es war das artigste Kind, das der alte Rhein bei sich hatte.

Frau Marzibille weinte vor Freuden, daß sie morgen ihr Kind wieder haben sollte, und als sie nach Tisch saß und nachdachte, was sie doch morgen für einen Rock anziehen sollte, wenn sie vor allen Leuten dasitzen und erzählen würde, kam eine alte Judenfrau zu ihr und sagte: „Gottes Wunder, Frau Marzibille! wie wird sie sich morgen ankleiden, um in der Gesellschaft zu erzählen; hör sie, ich will ihr leihen ein seidnes Kleid mit goldnen Blumen, es ist ganz neu, ich habe es gekauft von dem Schloß; es war ein Vorhang von dem königlichen Bett, da kann sie Staat mit machen wie eine Prinzessin" — und somit legte sie das wunderliche alte Kleid vor der armen Frau auseinander und begehrte dafür, daß sie ihr nach ihrer Erzählung die Stimme zum folgenden Märchen geben sollte.

Frau Marzibille aber jagte sie fort und sagte: „Ich werde in meinen ehrlichen Bürgerskleidern erzählen, häng sie ihren alten Vorhang selbst um! wenn sie mir aber hier für mein Muttergottesbildchen über meinem Betstuhl einen neuen schönen Rock schenken will, so soll sie nach mir erzählen." Das wollte die alte Jüdin nicht und ging fort.

Viele Leute kamen noch und baten um ihre Stimme; aber sie sagte es keinem zu und sagte, wenn sie erst ihr Ameleychen habe, werde sie es schon sagen.

Der Morgen kam, Radlauf und Ameley saßen auf dem Thron am Rhein; auf Radlaufs Seite standen seine Brüder, Philipp und Georg, die Fischerin saß auf der unteren Staffel des Throns, ein Zeichen des Stillschweigens ward gegeben, und Marzibille erzählte Folgendes:

Das Märchen vom Murmelthier.

Frau Lureley, die gute und schöne Wasserfrau, reiste über Land, und als sie in Hessen ins Gebirg und in den wilden Wald kam, neigte sich die Sonne schon zu ihrem Untergang, und immer hatte sie noch keinen Brunnen gefunden, in dem sie übernachten konnte. Sie war daher etwas besorgt und legte sich dann und wann auf die Erde, um zu lauschen, ob sie nicht einen Brunnen murmeln höre.

Als sie auch einmal so lauschte, hörte sie das Getrappel von einer Heerde Schaafe und eilte nun nach der Gegend zu, wo das Geräusch erschallte, weil sie wohl wußte, daß die Hirten sich in der Nähe der Brunnen gerne aufhalten. Nicht lange ging sie noch durch den Wald, als eine schöne Wiese vor ihr lag, worauf eine kleine Heerde weidete; da sie aber hervortrat, stürzten die Schaafe, durch ihre Erscheinung erschreckt, nach der andern Seite der Wiese dem Walde zu, und zugleich sah sie ein junges Hirtenmädchen der Heerde nacheilen, um sie zurückzuhalten. Die Hirtin hatte ein schwarzes Röckchen an, ihr Mieder war roth, ihre Haube auch schwarz, und ihre Haare hingen ihr in zwei langen blonden Zöpfen die Schultern herab, und während sie lief, spann sie ängstlich an einem Rocken. Endlich hatte sie die Heerde wieder gesammelt, und da sie nun die schöne Wasserfrau erblickte, welche einen blauen, mit Silber durchwirkten Rock an hatte, stand sie erschrocken still und warf sich dann demüthig auf die Kniee. Frau Lureley aber nahte sich ihr und hob sie auf und sprach ganz freundlich zu ihr: „Mein Kind! fürchte dich nicht, ich bin ein reisendes Wasserfräulein und suche einen Brunnen, in dem ich heute übernachten kann; willst du mir einen Brunnen zeigen, so will ich dich belohnen.“

„Recht gern, mein schönes Fräulein!“ sagte die Hirtin. „Ich muß nur noch meinen Rocken abspinnen und mein Körbchen voll Erdbeeren lesen, dann treibe ich die Heerde an einen recht schönen

Brunnen, der nicht weit von hier ist, um sie zu tränken, und wasche auch meine Erdbeeren dort." — „Komm, gib mir deinen Rocken" sagte das freundliche Wasserfräulein „ich will ein Weilchen spinnen, so sammle deine Erdbeeren geschwind, damit wir eher an den Brunnen kommen."

Die Hirtin gab ihr den Rocken und suchte Erdbeeren, die sie plötzlich in solcher Menge fand, daß ihr Körbchen schnell gehäuft voll war. „Ich bin recht glücklich" sagte sie „mein Körbchen ist schon voll, jetzt will ich Euch zum Brunnen führen." — „Gut" sagte das freundliche Wasserfräulein; die Hirtin trieb nun ihre Heerde voran und folgte ihr an der Seite des Wasserfräuleins durch den schönen stillen Abend.

„Wie heißt du, mein liebes Kind?" sagte Lureley. Die Hirtin erwiederte: „Ich heiße Murmelthier." — „Murmelthier!" sagte Lureley erstaunt „Murmelthier! Wer hat dir denn diesen häßlichen Namen gegeben? Du bist ja so freundlich, hast hübsche rothe Wangen und ein Paar helle blaue Augen; so sieht ja kein Murmelthier aus?" Als Lureley so gesprochen hatte, sah sie, daß die Hirtin weinte, und bat sie nun sehr, nicht zu weinen und ihr zu erzählen, was für ein Kummer sie betrübe.

„Ach, liebes Wasserfräulein!" sagte die Hirtin „ich weine oft hier auf der Wiese; denn es geht mir recht übel. Nicht weit von hier, im wilden Walde wohnt meine Mutter und meine Schwester; sie lieben mich nicht, nichts kann ich recht machen; sie geben mir so viel Arbeit, daß ich sie nie ganz verrichten kann; ich soll alles thun, was zu Hause zu thun ist: waschen, Feuer machen, Stube und Stall kehren, und doch auch wieder die Heerde führen und pflegen und alle Abend den abgesponnenen Rocken und einen ganzen Korb voll Erdbeeren nach Hause bringen; und fehlt nur das Mindeste an diesen Aufgaben, so geben sie mir das Stückchen Brod nicht, wovon ich lebe, oder nehmen mir das Stroh, worauf ich schlafe, daß ich auf der harten Erde hungernd schlafen muß; ich sage zu allem dem auch kein Sterbenswörtchen und leide Alles mit Geduld; wenn meine Schwester aber mich schlägt und ich weine still, so nennen sie dies murren, und so haben sie mir den Namen Murmelthier

gegeben. Ach! wenn die Sonne untergeht, werde ich immer gar traurig; denn nun muß ich nach Haus, und da geht mein Kummer und Leiden an. Wenn ich so den Tag über hier im Walde bin, da habe ich doch Ruhe, da ist mir wohl; alle Vögel kennen mich und grüßen mich und hüpfen um mich herum, wenn ich Erdbeeren lese, und sitzen auf meinem Rocken, wenn ich spinne, und so bring ich den Tag mit einiger Ruhe zu; doch sehe ich immer mit Angst nach der Sonne und zittere, wenn ich sehe, daß sie sich nach den Bäumen senkt; denn dann kommt der Abend, und ich muß nach Hause, wo mich Noth und Elend erwarten."

Während dieser Erzählung hatten sie sich dem Brunnen genähert. „Mein liebes Murmelthier!" sagte Lureley „nun müssen wir scheiden; ich werde heute Nacht hier bei der Brunnenfrau dieser Quelle wohnen und morgen mit Tagesanbruch weiter reisen; nun hätte ich doch gerne ein Andenken von dir und möchte auch dir etwas geben, denn ich bin dir sehr gut, mein liebes Kind!" — „Ach!" sagte Murmelthier „was habe ich armes Mägdlein, das ich Euch geben könnte?"

„Ich will dir sagen" erwiederte Lureley „wie wir's machen: gib du mir deine Kleider, ich gebe dir meine; denn es ist mir der silberne lange Rock doch hinderlich auf der Reise, und ich werde in deinem kurzen Röckchen viel schneller gehen können." Murmelthierchen mußte nun mit der Frau Lureley die Kleider wechseln, und ihr dann die Haare kämmen und flechten, wie sie es selbst trug. Aber wie wunderte sie sich, als ihr aus den Haaren der Frau Lureley lauter Perlen und Edelsteine in den Schooß fielen. „Die schenke ich dir alle" sagte Frau Lureley, „jetzt will ich mich in dem Brunnen betrachten, wie mir dein Kleid steht" und indem sie in den Brunnen sah, sagte sie: „O, allerliebst!" und sprang in den Brunnen hinab.

Murmelthier trat nun an den Brunnen und sagte: „Leb wohl, leb wohl, lieb Wasserfräulein! vergiß das arme Murmelthier nicht!"

Da tauchte Frau Lureley noch einmal hervor und sprach: „Mein liebes Kind! ertrage Alles mit Geduld, bleibe fromm,

fleißig und demüthig, und wenn du in großer Noth bist, so stürze dich in diesen Brunnen, ich will der Brunnenfrau, die drin wohnt, sagen, daß sie sich deiner annehmen soll. Nun leb wohl!" Da verschwand sie.

Murmelthier sah noch hinab, und da sie ihr eignes Bild so schön geschmückt im Wasserspiegel sah, dachte sie nicht, daß sie es selbst sei und sagte nur immer: „Je, die schöne, liebe Lureley!" Nun wusch sie ihre Erdbeeren in dem Wasser und ließ dann ihre Heerde trinken, nahm den Rocken und das Erdbeerenkörbchen und zog nach Hause, mehr an die liebe Frau denkend, als an die harte Begegnung, die sie erleiden würde.

Als sie aber den Mond über den Bäumen heraufsteigen sah, ergriff sie eine große Angst, daß es schon so spät sei, und sie eilte furchtsam in ihre Hütte, trieb die Schaafe in den Stall, nahm ihren Rocken und ihre Erdbeeren und trat an die Thüre. Da hörte sie schon drin ihre Schwester zanken: „Das faule Murmelthier ist schon wieder zu spät nach Hause gekommen, Mutter!" sagte sie „und wenn sie nicht Alles fertig hat, so will ich sie recht anfahren und ihr das Brod nehmen." — „Ja" sagte die Mutter „das häßliche, freche Mädchen weiß gar nicht mehr, was sie vor Uebermuth treiben soll; hat sie nicht gestern gar einen Kranz von Rosen auf dem Kopf gehabt, als sie aus dem Walde kam; es wundert mich nicht, daß sie nie mit ihrer Arbeit fertig wird, wenn sie solche Eitelkeit treibt." — „Ich habe ihr aber den Kranz herunter gerissen und mit Füßen getreten" sagte die böse Schwester „und ihr einen Strohkranz gegeben. Wo sie nur so lange bleibt? ich habe doch die Schaafe schon blöken hören; sie hat gewiß wieder etwas angestellt und fürchtet sich, hereinzugehen; aber ich will sie schon bei den Ohren hereinziehen." Nach diesen Worten riß Murxa (so hieß die böse Schwester) die Thüre auf, um das Murmelthier zu holen; aber wie erstaunte sie und die Mutter, als sie die glänzende, von Silber schimmernde Jungfrau auf der Schwelle stehen sahen. Die Frau Wirx, so hieß die alte Frau, und Murxa erkannten sie nicht und warfen sich vor ihr auf die Kniee, denn sie hielten sie für eine Königin. Murmelthier aber sagte: „Liebe Mutter,

liebe Schweſter, ach! kennt ihr mich denn nicht mehr? ich bin ja Murmelthier, eure Tochter.“

Nun erkannten ſie das arme Kind an der Stimme und kamen auch gleich in den größten Zorn. „Ei! ſieh da! das garſtige Murmelthier läßt ſich auf den Knieen verehren“ ſchrie Murxa. „Wo haſt du die prächtigen Kleider geſtohlen?“ ſagte Wirx — „Herunter mit den Kleidern!“ ſchrie die Schweſter „ich will ſie anziehen“ — und ſo ging es in einem Zanken fort.

Murmelthier ließ ſich ruhig die Kleider ausziehen, gab der Mutter die Erdbeeren; die waren aber lauter Goldkörner, und dabei lagen die Perlen, die ſie der Lureley aus den Haaren gekämmt hatte; darüber war die Mutter von Neuem erſtaunt, und als ſie ihr den Rocken gab, war das Geſpinnſt reines Silber. Aber Alles war nicht recht; bei Allem wurde ſie gezankt, und da ſie von Frau Lureley erzählte, ſagte Murxa: „Morgen werde ich hingehen und werde ganz anders beſchenkt werden; die Frau Lureley muß nicht recht geſcheidt ſein, daß ſie ſich ſo lang mit dir, häßliches Murmelthier! abgegeben“ — und nun kniff ſie dem armen Mädchen aus Bosheit in den Arm, daß ſie laut weinte. „Fort auf dein Stroh, Murmelthier!“ — ſagte Frau Wirx „ſchreie uns hier die Ohren nicht voll“ — und Murmelthier wünſchte freundlich gute Nacht und ging auf ihr dürftiges Lager.

Aber ſie konnte vor Traurigkeit nicht ſchlafen und weinte immer fort und ſagte: „Ach! ſo iſt denn, ſo lange ich lebe, noch kein Menſch freundlich mit mir geweſen, als die gute Frau Lureley, und alles, was ſie mir geſchenkt, habe ich hingegeben, und doch werde ich geſchimpft und geſchlagen; gibt es ein größeres Leid als meins? Nein, ich will nicht ſchlafen heute Nacht; ich will zum Brunnen laufen, ehe die Frau Lureley abreist, und ihr mein Elend klagen, vielleicht gibt ſie mir Troſt und Rath.“

Geſchwind ſtand ſie auf und lief in den Wald an den Brunnen; ſie hatte nichts an, als ihren Unterrock und ihr Hemd von grober Leinwand; denn die Schweſter, die ihr das Kleid genommen, hatte ihr kein anderes dafür gegeben.

Es war heller Mondenſchein, und ſie lief in Angſt an den

Brunnen und kniete weinend dabei nieder. Anfangs scheute sie sich, der Frau Lureley zu rufen, weil sie fürchtete, sie möge sie aus dem Schlafe erwecken; da aber die Nachtigall sie sah, die sie gar wohl kannte, flog sie nieder zu ihr und setzte sich zu ihr auf den Rand des Brunnens und mischte ihren Gesang mit ihren Klagen. Die Nachtigall aber sang:

Viele, viele, liebe, süße
Mägdlein kenne ich;
Wenn ich sie sehe gehen
Im Thaue auf der Aue, ich sie anschaue
Und sie freundlich begrüße,
Wenn sie sich bücken, und pflücken, sich zu schmücken,
Und drücken mit Entzücken
Die lieben Blumen ans kindische Herz
Und sehen in die stillen blauen Augen,
Mit denen der schüchterne März
Die junge Wärme der Sonne
In sich will saugen,
In die kleinen blauen Violen;
Wenn sie auf leichten Sohlen
Bisweilen eilen zum Strauche
Und im duftenden Hauche
Des Sommers sich brechen
Die Rosen und sich stechen,
Dann ruf ich: weh! weh! weh!
Auf die Dornen seh!
Und sie setzen sich nieder
Beim duftenden, berauschenden Flieder,
Singen Lieder und schmücken das Mieder
Mit süßen Primeln, Aurikeln, Lilien, Basilien,
Hyazinthen, und winden sich Kränze,
Daß ihr Haupt glänze im Lenze,
Dann sende ich süße Grüße, über die Wiese
Weiß ich zu locken die blumengeschmückten, entzückten Docken,
Die Frühlingsgesellen, zu hellen Waldquellen,

Wo in die Wellen sie stellen
Die rosigen Füße, zu kühlen im Schwülen;
Da grüß ich sie Alle mit ihres Namens Schalle:
Grüß dich Gott, lieb, lieb Ludmilla!
Lilla! Sibylla! Kamilla!
Grüß dich Gott, lieb, lieb Agneta!
Margaretha! Elisabetha! Ameleya!
Sophia! Dora! Leonora!
Rieke! Fieke! Anna! Johanna!
Marianna! Susanna!
Grüß dich Gott und das Himmelblau,
Süße Jungfrau! aber alle, alle,
Wie auch ihr Name süß schalle,
Sind mir nicht so lieb, lieb, lieb, lieb,
Als du lieb, du süß, du zart, mild Bild,
Du still, fromm, blond, lind Kind,
Du schön, gut, treugemuth
Murmelthierchen!

Murmelthierchen hörte zu, aber sie verstand nicht, was die liebe Frau Nachtigall sang, und sang ihr ganz leise wieder:

Schweig, liebe Nachtigall!
Daß der laute Wiederhall
Nicht Frau Lureley erwecke,
Die hier in dem Brunnen ruht.
Ach, sie ist so lieb, so gut!
Laß sie schlummern und verstecke
Dich hier in der Rosenhecke,
Still, still, still, schweige, schweige!
Rauscht nicht so, ihr Eichenzweige!
Morgenwind, zieh still vorbei,
Wecke nicht Frau Lureley!
Sieh, wie ich so stille weine
Hier im lieben Mondenscheine;
Lasse mich alleine, alleine.

Als aber Frau Nachtigall den Namen Lureley hörte, gefiel er ihr so gut, daß sie laut zu singen begann:

Lureley! Lureley —
Klingt süß wie Ameley —
Alle Töne geb' ich frei,
Lureley! Lureley!
Komm herbei, herbei, herbei,
Daß das Kind getröstet sei,
Ruf ich immer einerlei:
Lureley! Lureley! —

Nun erschallte aus dem Brunnen eine Stimme:

Wer wecket mich,
Das ist nicht fein!
Noch decket mich
Der Mondenschein;
Ich strecke mich
Und schlafe ein.

„Da hast du's gehört, Frau Nachtigall! jetzt sei still und verstecke dich." Frau Nachtigall begab sich hinweg in die Rosenhecke und war ganz mäuschenstille.

Auch Murmelthier regte sich nicht, und mit dem Haupt an den Brunnen gelehnt, sah das arme Mägdlein in den Mond, bis es entschlummerte und nicht eher erwachte, bis die Schwalbe über dem Brunnen am Fels ihr graues Köpfchen zum Nest herausstreckte und dem Morgenstern allerlei vorschwätzte:

J, wie ziehn die Winde
So geschwinde durch die Linde,
Daß die Blätter zwitschern
Und die Grasspitzen glitzern
Vom Thau, schau!
Da ruht die Jungfrau —
Sie ist gewiß von der Schwester

Gestern wieder geschimpft und gezwickt,
Aus dem Zimmer vertrieben, immer
Ist sie in Zwist, die List
Der bösen Frau Wirt
Quält sie, o, o die verschiednen Geschwister!
Die Schwester lästert und hetzet
Und schwätzet, bis sie das liebe Herz
Mit Schmerz verletzet.
Ach! hätte ich Kisten und Kasten voll
Silber, Perlen und Edelstein,
Dir, Murmelthier, wär Alles allein;
Aber ich bin arm, daß Gott erbarm,
Alles ist leer, leer, leer, leer.

Ueber diesem Geschwätz der Schwalbe erwachte Murmelthier, und da sie in der kühlen Morgenluft fror, weil ihr die böse Schwester ihr Kleid genommen hatte, ward sie sehr traurig und sah in den Brunnen und konnte nicht widerstehen, sie stürzte sich hinab. Sie sank leise hinunter in eine Kammer ganz von reinem Glas, wo Frau Lureley und Frau Else, die Bewohnerin dieses Brunnens, auf dem Bette saßen.

Murmelthier umarmte weinend die Füße der Frau Lureley und küßte der Frau Else den Rock. Diese aber hoben sie auf und setzten sie neben sich, und Frau Else sagte zu ihr: „Mein liebes Mägdlein! so eben hat mir Frau Lureley viel Gutes von dir erzählt, und da sie jetzt abreist, will ich, die hier immer im Brunnen wohnt, deine Freundin sein“ — dann sprach Frau Lureley: „Warum hast du denn kein Kleid an?“ — „Ach!“ klagte Murmelthier „Alles hat mir die Mutter und die Schwester genommen, was Ihr mir geschenkt habt, und hat mich noch dazu in den Arm gezwickt, daß ich habe weinen müssen, da bin ich denn in meiner Angst hieher geflohen.“

„Wohlan, mein Kind!“ sagte Frau Else „ich will dir ein anderes Röckchen geben“ — und nun gab sie ihr ein schönes, einfaches, grünes Kleid, dann schenkte sie ihr einen Spinnrocken, der immer von selbst spann, wenn sie allein war, und einen

Schäferstab, der alle Wölfe verscheuchte, wenn sie ihn auf der Wiese aufsteckte. Nachdem Murmelthier herzlich für diese Geschenke gedankt hatte, sagte Frau Else: „Nun, mein Kind, kämme mir und Frau Lureley die Haare, wir wollen die deinigen dann auch kämmen“ — dann gab sie ihr einen goldnen Kamm, und Murmelthier kämmte Beiden die Haare und flocht sie so schön, daß die Wasserfrauen sehr zufrieden mit ihr waren. Frau Else kämmte ihr hierauf ihre Haare auch und sagte zu ihr: „Mein Kind! so oft du nun deine Haare schüttelst und kämmst, sollen dir die schönsten und glänzendsten Blumen herausfallen. Nun aber gehe nach Haus, besorge Alles und führe dann deine Heerde auf die Weide, damit die böse Frau Wirx und die Murxa dich nicht zanken.“ — Frau Lureley machte sich nun auch auf die Reise und stieg, nachdem sie von ihrer Wirthin, der Frau Else, Abschied genommen, mit dem Murmelthier aus dem Brunnen. „Liebes Murmelthier!“ sagte sie „jetzt führe mich noch auf den rechten Weg, es soll dich nicht gereuen.“ Murmelthier that es von Herzen, sie ging mit ihr, bis wo das Bächlein einen Teich bildete, da sah sie einen Biber, der sich in einer Falle gefangen hatte, und schnell machte sie ihn frei, wofür ihr der Biber die Füße küßte und freundlich murrte. Da sprach Frau Lureley zu dem Biber:

„Lieber Biber!
Kannst nicht sagen,
Wie du möchtest dankbar sein.
Weil die Falle sie zerschlagen,
Sollst du ihr das Wasser tragen,
Sollst ihr Stall und Stub ausfegen
Und ihr dienen allerwegen.
Lieber Biber!
Kannst nicht sagen,
Wie du möchtest dankbar sein.“

Nach diesen Worten umarmte Frau Lureley das gute Murmelthier und trennte sich von ihr. Murmelthier aber eilte nach Hause und der Biber hinter ihr her, und während sie die Schaafe

schnell aus dem Stall trieb, hatte er ihr schon das nöthige Wasser getragen und mit seinem Schwanze Alles rein und sauber gekehrt, worauf er sich nach seiner Wohnung zurück begab.

Als Frau Wirx und Murxa die Schaafe blöken hörten, standen sie auf und traten an die Thüre. „Wer hat dir gesagt, die Schaafe auszutreiben!“ schrie Frau Wirx — „hast du nicht gehört, daß Murxa heute auf die Wiese will?“ — „Die Schaafe mag sie immer treiben“ sagte Murxa „aber nicht nach der Wiese; da geh ich allein hin; aber wo hat sie das grüne Kleid schon wieder her, sie muß gewiß stehlen.“ Nun näherte sich Murmelthier und erzählte alles, was ihr im Brunnen begegnet. „Sieh!“ schrie die Murxa „wie sie sich die Haare in so zierliche Flechten gelegt“ — und riß ihr die Zöpfe herunter; da schüttelte Murmelthier ihre Locken, und es fielen die schönsten Blumen heraus, worüber Frau Wirx und Murxa sehr erstaunten, und Letztere sagte: „Gleich will ich zum Brunnen laufen und mit eben solchen Gaben zurückkehren.“

Frau Wirx befahl nun dem Murmelthier, ihre Heerde nach der andern Seite des Waldes zu treiben und zugleich einen Korb voll Birnen am Abend mitzubringen von dem Baume, der dort stand. Murxa aber ging ganz hoffärtig in dem schönen Kleide der Frau Lureley nach dem Brunnen. Als Murmelthier mit der Heerde zum Birnbaum gekommen war, steckte sie ihren Schäferstab in die Erde, zierte ihn mit Blumen und sprach:

„Hüte, frommer Hirtenstab,
Den die gute Else gab,
Meine Heerde,
Halte mir die Wölfe ab,
Laß die Lämmer nicht verlaufen,
Daß sie all auf einem Haufen
Hier im Gras beisammen bleiben,
Bis ich sie nach Haus will treiben;
In die Erde
Hab ich dich darum gesteckt

Und mit Blumen dich geziert,
Wie's gebührt."

Dann steckte sie ihren Rocken neben dem Birnbaum und sprach:

„Spinne, lieber Rocken, spinne
Fein und klar nach meinem Sinne,
Daß ich Fäden viel gewinne
Fein und klar, wie das Haar
Der Frau Else im Brunnen war."

Und sieh da! der Stab hütete die Lämmer, sie verließen ihn nicht, und der Rocken spann den klarsten und reinsten Faden wie das goldne Haar der Brunnenfrau. Traurig aber sah Murmelthier den Birnbaum an, er war hoch und steil; sie hatten ihr zwar eine Leiter mitgegeben, aber sie war viel zu kurz, und indem Murmelthier mit Sehnsucht hinauf nach den gelben Birnen sah, sprach sie:

„Lieber Birnbaum auf der Wiese,
Kann ich dein gleich nicht genießen,
Will ich dich doch frisch begießen
Aus den Quellen, die hier fließen."

Und nun grub sie mit einem spitzigen Stein eine Rinne aus dem Quell bis zu dem Birnbaum, so daß das Wasser an seine Wurzel floß und den Baum erquickte. Als sie freudig so zusah, wie die durstige Erde rund um den Baum das Wasser einschluckte, fühlte der alte Birnbaum seine Wurzeln erfrischt, er sah mit freudigem Geräusch nieder zu dem Kinde und sprach, indem er die Aeste nieder beugte, mit einer Stimme, die wie eine Säge zischte:

„Quellen führst du mir zum Herzen,
Linderst mir des Durstes Schmerzen,
Meine Blätter nicht mehr ächzen,
Zungen, die nach Wasser lechzen,
Und ich senke meine Aeste
Niederschwenkend, meine besten

Birnen kannst du so erreichen,
Ohne erst herauf zu steigen."

Murmelthier dankte dem Birnbaum und brach ganz leise, um ihm nicht weh zu thun, die schönsten gelben Birnen ab und legte sie schonend in ihren Korb. Worauf der Baum seine Zweige wieder emporhob und freundlich über ihr rauschte.

Als der Abend kam, nahm sie den Schäferstab und den Rocken in die Hand, hob sich den Korb voll Birnen auf den Kopf und zog hinter ihrer Heerde nach Haus.

Unterwegs begegnete ihr ein schöner Jäger zu Pferd, er sah die schönen Birnen in ihrem Korb und kaufte sie ihr alle um mehrere Goldstücke ab, so daß sie ganz vergnügt nach Hause kam. Aber da erwartete sie wieder Zank und Verdruß, wenn sie gleich alles, was ihr aufgetragen war, wohl verrichtet hatte. Murxa war an dem Brunnen gewesen und hatte der Frau Else grob und unhöflich gerufen. Da sie darauf nicht hören wollte, hatte sie einen schweren Stein hinabgeworfen und war selbst hinter drein gefallen; da fand sie denn keine gläserne Kammer, sondern ein trübes sumpfiges Wasser, und Frau Else erschien ihr und sprach: „Du böse, neidische Schwester! so oft du deine rothen Haare schüttelst, soll lauter faules Schilf und Stroh herausfallen." Wüthend vor Zorn fiel sie daher das arme Murmelthier an, die sich kaum vor ihren Mißhandlungen retten konnte. Da Murxa vor Zank und Zorn müde sich in eine Ecke setzte und weinte, legte Murmelthier der Mutter das Gold auf den Tisch und erzählte, wie es mit dem Birnbaum und dem Jäger gegangen war; aber sie hatte schlechten Dank, und wurde ihr gesagt: „Daß du mir heute Nacht das Haus noch kehrst und den Stall reinigest und Wasser zuträgst, sonst gibt's Schläge; denn morgen früh mußt du den Esel mit einem Sack Korn in die Unglücksmühle treiben. Geschwind packe dich, Faullenzerin! und arbeite."

Ruhig ging Murmelthier nach dem Hof, um zu kehren; aber da schlüpfte ihr Freund, der Biber, aus der Hecke hervor und fegte Alles rein und trug ihr das Wasser, und gerührt

nahm sie ihn in die Arme und gab ihm einen Kuß und sprach: „Lieber Biber! du bist mein einziger Trost, ohne deine Hülfe müßte ich vor Kummer und Noth sterben.“ — Da konnte der Biber auf einmal reden und sprach: „Sei zufrieden, mein gutes Kind! und lege dich zu Bett und schlafe ruhig; ich verdanke dir das Leben und nun auch die Sprache, weil du mich geküßt hast. Wenn du morgen an meinem Bau am Teiche vorüber gehst, so will ich dir wegen der Unglücksmühle guten Rath geben. Gute Nacht, lieb Murmelthier!“ — sprach er und ging fort — „Gute Nacht, lieber Biber!“ sagte sie und ging, sich aufs Stroh zu legen.

Kaum daß der Tag graute, stand sie wieder auf, legte den Sack mit Korn auf den Esel und zog nach dem Teiche hin. Es war ihr angst und bang, nach der Mühle zu gehen; denn wenn gleich der Müller das feinste Mehl mahlte, so waren doch wenige Menschen wieder aus seiner Mühle herausgekommen, und wußte niemand, was aus ihnen dort geworden. Da sie nun an dem Teiche bei ihrem Freund Biber angekommen, rief sie ihm:

„Lieber Biber!
Komm heraus
Aus dem Haus.“

Der Biber ließ sie nicht lange warten, kam hervor, grüßte sie und setzte sich neben sie ins Gras, wo er also zu ihr sprach: „Liebes Murmelthier! sie haben dich nach der Unglücksmühle geschickt, damit du zu Grunde gehst; kein Mensch geht mehr in die Mühle, ohne umzukommen; aber ich will dir rathen, wie du sicher hin gelangen kannst.“ — „Ach! ist denn der Müller ein so gar grausamer Mann?“ sagte Murmelthierchen „daß er mich umbringen wird?“ — „Das eben nicht“ sagte der Biber „aber er ist ein sehr wunderlicher Mensch und geräth leicht in den bittersten Zorn; ich selbst habe es erfahren, laß dir erzählen. Sein Vater, der alte Kampe, bemerkt plötzlich ein wunderbares Glück in seinem Haus: Gold, Silber, Getreide, Mehl, Gut und Geld mehrte sich unbegreiflich unter seinen Händen, und er wußte gar nicht, wo ihm all der Segen herwuchs. Als er nun

einmal mit der Hacke im Garten stand und den vollen Segen seines Feldes und der Bäume anschaute, sprach er traurig: „Lieber Himmel, was soll mir all das Glück, da ich den nicht kenne, der mir es geschenkt, um ihm zu danken; lieber wollt ich arm sein und den Freund umarmen, der mir diesen Segen bringt, als so allein hier in Hülle und Fülle sitzen.“ Kaum hatte er diese Worte von ganzer Seele gesprochen, als die Erde vor ihm erwühlt wurde, und er, der einen Maulwurf zu sehen erwartete, schon die Hacke aufhob, um ihn zu erschlagen; aber sieh da! es war kein Maulwurf, es war ein kleines, braunes, freundliches Erdfräulein, das ihm die Arme entgegenstreckte und zu ihm sagte: „Ich halte dich beim Wort, mein lieber Kampe! umarme mich, ich bin das deutsche Erdfräulein und heiße Wurzelwörtchen; immer hab' ich dich geliebt wegen dem schönen, reinen und richtigen Deutsch, das du sprichst, und habe dich deßwegen mit Segen überschüttet; werde mein Gemahl, so soll dein Glück sich immer mehren.“ Meister Kampe zögerte nicht lange, er schlug ein, und sie heiratheten sich. Nach einem Jahr schenkte Wurzelwörtchen dem guten Müller Kampe einen Sohn, der Voß hieß und sehr bald sprechen, aber wie sprechen lernte: so schön, so richtig, so rein, daß auch kaum ein Härchen fehlte, daß man ihn gar nicht verstanden hätte. Dieser Sohn wuchs heran; er war ungemein tiefsinnig und still; er spintisirte bald Alles aus und richtete die Mühle besser ein, daß die Räder auch so richtig klapperten, daß nicht eine Sekunde am Schlag fehlte. Sein Vater wollte, er sollte sich ganz allein mit der Mühle abgeben, damit er selbst studiren könne, aber das ging nicht. Voß hatte einen viel größeren Trieb zum Studiren als sein Vater, und wartete nur eine Gelegenheit ab, diesem zu zeigen, daß er gegen seinen Sohn doch nur ein dummer Müller sei. Als nun Kampe mit seiner Frau Wurzelwörtchen einstens im Garten saß und neue Worte machte, trat Voßchen auf einmal hervor und las ihnen dreimalhunderttausend neue deutsche Wörter vor, an die der gute Meister Kampe nie gedacht hatte; und der Vater ward durch diese Gelehrsamkeit seines Sohnes so bestürzt, daß er in den Armen der Frau Wurzelwörtchen auf der Stelle verblich.

„Lebe wohl, mein Sohn“ sagte die Erdfrau „dein Vater ist durch dich gestorben, drum muß ich von dir scheiden; aber weil du unschuldig daran bist, so sollen dir meine Geister doch immer dienen.“ Somit nahm sie ihren Gatten in die Arme und sank mit ihm in die Erde. Voß machte sich nicht viel daraus; er arbeitete immer darauf los und ward täglich finsterer und menschenscheuer; ja, je weiter er in der Sprache kam, je mehr hütete er sich, sie zu sprechen um sie nicht zu verderben und zu beschmutzen. Nun wurde ihm der große Zulauf zu seiner Mühle immer lästiger, weil der Mehlstaub ihm alle die schönen neuen Wörter und Redensarten bestaubte, die er täglich ausdachte, und er machte sich dran, den Zugang zu seiner Mühle auf alle mögliche Weise zu erschweren, was er auch mit Hilfe seiner Erdgeister so zu Stande brachte, daß fast Niemand mehr zu ihm gelangt. Ich selbst habe seinen Zorn bitter erfahren, denn er ist es, der mich in einen Biber verwandelt hat.“

„Ach! was warst du denn, lieber Biber?“ fragte Murmelthier neugierig.

„Ich war ein Fischer und hieß Biber“ — sagte der Erzähler — „und lebte still hier am Teiche. Da nun einstens der Müller Voß eine Menge neuer Wörter und Redensarten, die ihm unter die Kleie gekommen waren, hier am Teiche waschen wollte, schnappten sie ihm meine Hechte und Karpfen weg, und so kamen alle diese wunderlichen Worte mit den Fischen nach und nach in meinen Netzen zu mir. Ich aber trieb einen frommen Handel damit; denn da ich wußte, daß der Müller alle Leute in Kornsäcke steckte und so in den Rauch hängte, die zu seiner Mühle kamen, ohne ein neues Wort zu haben, so warnte ich hier die Vorübergehenden und gab ihnen für kleine Münze neue Wörter, womit sie den Müller bezahlen konnten. Endlich merkte der Müller ihre Quelle; zornig kam er zu mir, nahm meinen ganzen Vorrath als sein Eigentum in Besitz, und verwandelte mich zur Strafe in das, was mein Name bedeutete, in einen Biber, und nahm mir die Sprache; denn umbringen durfte er mich nicht, weil seine Mutter mir wohlwollte. Als er mich so verwandelt hatte, sagte er: „So lange sollst du die Sprache

verlieren, bis ein Murmelthier dich umarmt und zu dir spricht: lieber Biber!" Daß du es sein könntest, wußte er nicht; so hast du mir die Sprache wieder gegeben und mir früher das Leben gerettet aus der Falle, die er mir gestellt, und nun will ich dir sagen, wie du zu der Mühle kommen kannst und wie du dich bei ihm benehmen mußt. — Nehme hier nicht den kurzen Weg, sondern gehe dort droben auf dem Umweg durch die Felsen. Mische dich in keinen Streit, keinen Handel, der dir auf dem Weg aufstoßen könnte; stellen sich dir wilde Thiere entgegen, so berühre sie nur mit deinem Schäferstab; trifft du Jemand in Noth, so helfe von ganzem Herzen; fährt dich Jemand grob an, so antworte ihm höflich; des Müllers bösen Hunden gebe dein Brod. An die Thüre klopfe nicht, sondern sage nur: Ins Heu, ins Heu, ins Heuderlei; erlaubt er dir, einen Strauß zu binden, so breche die Blumen nicht selber, sondern gehe lieber ohne Strauß heim; vor Allem hüte dich, ein undeutsches Wort zu sagen, und statt Sack sage Beutel. — Nun gehe in Gottesnamen, ich will dir immer in der Nähe sein."

Murmelthier dankte dem Biber und trat nun ihre Reise an. Das Erste, was ihr begegnete, war ein sehr lächerlicher Zank jenseits des Zaunes, der ihren schmalen Fußsteig begleitete. Zwei Männer stritten sich: ob die Louise oder die Dorothea schöner sei; der Eine schrie, Louise hat schönere Füße, der Andere sagte, Dorothea hat eine schönere Seele. Da schrie der Erste: „Aber man geht nicht auf der Seele, man geht auf den Füßen" und darauf sagte der Zweite: „Man denkt auch nicht mit den Füßen, man denkt mit der Seele." „Louise hat immer mit den Hühnern zu thun" — „und Dorothea läuft immer an den Brunnen." So zankten sie lange, und Murmelthier wollte eben durch den Busch gucken, als der Biber vor die Lücke trat und sie warnte.

Als sie weiter kam, stellte sich ihr ein Wolf entgegen; er hatte sich eine Schaafshaut umgehängt und Kamaschen angezogen und stellte sich ganz galant. Aber Murmelthier kannte ihn gleich, sie zeigte ihm nur den Schäferstab, und er zog sich zurück. So machte sie es auch mit einem Bären und einem Auerochsen;

schon sah sie die Mühle am Ende einer Wiese liegen, als sie plötzlich neben sich an einem Brunnen eine weinende Stimme hörte. Sie eilte hinzu und sieht ein wunderschönes Kind in dem Brunnen liegen, das sich kaum mehr über dem Wasser erhalten kann. Ohne sich zu besinnen, springt Murmelthier hinab und wirft das Kind heraus ins weiche Gras. Als sie sich aber kaum selbst wieder auf den Rand des Brunnens geschwungen hatte, erblickt sie einen närrischen Affen in einer bunten Jacke, der das Kind aufpacken und davon laufen will. Schnell springt nun Murmelthier herzu, rührt den Affen mit dem Schäferstab an, und er fällt auf den Rücken todt nieder. Nun naht sie sich, das Kind auf den Armen, der Thüre der Mühle. Große Hunde nahen sich ihr; sie bellten nicht, denn der Müller, der das Hundegebell nicht leiden konnte, hatte ihnen die Zungen ausgeschnitten; aber grimmig fletschten sie die Zähne. Da gab ihnen Murmelthier ihr Brod, und sie legten sich ruhig wie Lämmer nieder und fraßen. Nun war zwar ein schöner brillantener Klopfer an der Thüre, aber Murmelthier rührte ihn nicht an und sagte nur: „Ins Heu, ins Heu, ins Heuderlei“ da sprang die Thüre vor ihr auf, sie ging mit dem Kinde hinein.

„Wer hat dich gelehrt, unangemeldet zu treten ins gastfreie Haus, glänzt der Hammer doch blank gescheuert am reinlichen Thore“ — schrie der Müller ihr entgegen. Murmelthier erwiederte: „Ich wollte nicht stören die Ruhe des heiligen Denkers mit lautem Gepoche.“ Da sagte der Müller: „Immer wißt Ihr mit ekler Entschuldigung zu mehren die Schuld; schweiget und tretet herzu, weil Ihr nun einmal listig gelangt in das Haus.“

Nun eilte Murmelthier mit dem Kind ans Kaminfeuer, um es zu trocknen, und da sah der Müller, daß es Abraham, sein Söhnchen, war, dem sie das Leben gerettet; er brachte es gleich seiner Frau, die auch erfreut war. Als er aber hörte, daß Murmelthier auch den Affen todtgeschlagen, ging er ganz froh hinaus und holte ihn herein und sagte ihr: „Herzlichen Dank verdienst du, o Freundin, du schlugst meinen Feind, den Affen Sonneto, den lumpengeflickten, und ich nagle den Schelm

nun an den Baum des Gartens, daß er mir scheuche die Vögel, die Diebe der lachenden Kirschen."

Nun nahm er Murmelthier mit in den Garten und nagelte den Affen an den Baum unter den bittersten Verwünschungen. Es war nicht zu sagen, wie schön der Garten war: da standen nichts als Lorbeer und Olivenbäume und Rosen und Weinreben und eine Menge der schönsten Blumen. Der Müller sagte ihr, sie möge sich einen Strauß brechen; aber sie dankte. Da brach er ihr selbst einen und einen für ihre Mutter und sprach dann zu ihr: „Nehme den Strauß, o Mägdlein! bewahre ihn, beschaue ihn täglich, und bemerkest du traurig, daß er verliere den Glanz und den Duft der schimmernden Blätter, dann besorge Gefahr und lege die zierlichen Blumen in Milch, so senket der Schlaf sich bleiern hernieder, und Wirx, die Mutter, wird schlummern mit Murxa, der zänkischen Schwester; dann aber schreite und suche in Kisten und Kasten der Mutter, du findest ein Lichtlein, der Docht ist gewunden aus schwarzer und röthlicher Wolle; dies aber nimm und lege an dessen Stelle dies ähnliche Kerzlein, das ich dir gebe, mein Kind! zum Danke der Rettung."

Murmelthier dankte dem Müller herzlich, und schon wollte sie scheiden, als er ihr sagte: „Aber wo hast du das Korn, das zu mahlen du brachtest auf rüstigem Esel?"

Da erwiederte Murmelthier: „Draußen im leinenen Beutel träget es fest gefüllet das Thier und seufzt der Entladung."

„Gut ist die Sprache, mein Kind!" versetzte der Müller „doch sage, wer lehrt dich zu meiden ausländisches Wort und den Sack nicht zu nennen, dem doch die sprechenden Völker alle gegeben das Recht der Heimat bei sich?" — „Ach!" sagte Murmelthier ängstlich und kniete nieder „ach! theurer bester Herr! verzeiht mir, ich habe einen Freund, einen guten braven Mann, den Biber, der hat es mich gelehrt; ach! wenn Ihr mir eine Liebe anthuen wolltet und wolltet ihn wieder zum Menschen machen, sprechen kann er schon, er hat mir sein Unglück Euch zu mißfallen erzählt, ich bin ihm viel Dank schuldig." — „Wohlan" versetzte gerührt der Müller „die Bitte gewähr' ich; Murmel-

thier heißt du, so ward denn mein Fluch erfüllet, und gehe, berühre mit den Blumen den Freund, so wird ihm geholfen. Aber er meide das Land und ziehe hinab an den Rheinstrom, nicht mehr sich mengend in sprachliche Forschung." Nun gab er dem Murmelthier einen Sack voll Mehl statt dem Korn und entließ sie, die voll Freuden nach dem Teiche zog, um den guten Biber zu erlösen.

Als Murmelthier bei dem Biberbau am Wege anlangte, kam ihr der gute Biber mit den Worten entgegen: „Nun, mein liebes Kind! wie ist es dir ergangen?" — „Ueber alle Erwartung gut" — sagte Murmelthier „und dir selbst bringe ich die freudigste Botschaft, wenn du an den Rhein ziehen und dich gar nicht mehr mit neuen Wörtern abgeben willst, so darf ich dich nur mit diesem Blumenstrauß berühren und du bist wieder der Fischer, der du warst." — „Mein Kind" sagte Biber „das ist ein hoher Preis; ich soll dich verlassen, ich soll dir die Stube nicht mehr auskehren, das Wasser nicht mehr tragen, ich soll dich in Kummer und Noth wissen und dafür nur ein Mensch sein. Nein, mein liebes Murmelthier! muthe mir das nicht zu; lieber bleibe ich bei dir und ein ehrlicher Biber, als daß ich dich verlasse und wieder ein Mensch werde." — Murmelthier war über die große Güte des Bibers tief gerührt und sprach zu ihm, indem sie ihn zärtlich an ihr Herz drückte: „Lieber Biber! du bist das edelste, liebste Wesen auf Erden, das ich kenne, und es verdient meine innigste Liebe, daß du mir ein so großes Gut aufopferst; aber ich will es dir ewig gedenken, und es steht von nun an in deiner Gewalt, ein Mensch zu werden, wenn du es begehrst." Da sprach der Biber: „Nie werd ich es begehren, wenn ich dich darum verlassen soll." — In solchen Gesprächen nun zogen sie mit einander nach Haus.

Der Biber schlich in den Hof und den Stall und brachte Alles in Ordnung. Murmelthier aber lud ihren Esel ab, stellte den Mehlsack in die Küche und trat freundlich mit ihren zwei Blumensträußen in die Stube zur Mutter; doch verbarg sie den ihrigen auf ihrer Brust, weil sie fürchtete, er möge ihr von Murxa genommen werden. „Seht, da hat sie der Kukuk

schon wieder" — schrie Murxa „wir dachten schon, wir wären sie los." — „Unkraut verdirbt nicht" schrie Frau Wirx „wo hast du das Mehl? du warst gewiß nicht in der Mühle." — „Liebe Frau Mutter!" sprach Murmelthier „in der Küche steht ein großer Sack des feinsten Mehls, und hier habt Ihr einen Strauß von lauter Edelsteinen, den mir der gütige Müller für Euch gegeben" — und nun erzählte sie von der Schönheit der Mühle und der Freundlichkeit des Müllers. Aber Murxa sagte: „Es ist gewiß Alles erlogen, wie von dem abscheulichen Birnbaum; ich war dort, er hat mir die Zweige nicht niedergesenkt, ich habe ihn geschüttelt, er hat sich nicht gerührt, ich habe mit Prügeln nach ihm geworfen, da hat der boshafte Baum einen solchen Regen von Birnen auf mich herabfallen lassen, daß sie mich voller Beulen geschlagen, und als ich sie sammelte, waren sie alle voller Flecken. Dein schöner Herr Jäger, der mir begegnete, wollte sie nicht kaufen; da sagte ich ihm, er sei ein Schlingel, da gab er mir eine Ohrfeige, und die sollst du wieder haben, du Falsche! du Lügnerin! die mich in den Verdruß gebracht" — und nun schlug sie der armen Murmelthier ins Gesicht, die weinend entfliehen wollte, aber Murxa, die häßliche, böse, hielt sie zurück und sprach: „So kömmst du nicht davon, erst kämme mir die Haare, und wenn nur ein bischen Stroh oder Schilf herausfällt, so ermorde ich dich." — Weinend nahm Murmelthier ihren eigenen Kamm und kämmte der bösen Murxa die Haare, und siehe da! der Kamm hatte die glückliche Wirkung, daß die roten Haare sich wie gewöhnliche Haare kämmen ließen. „Nun sage mir nochmals Alles von dem Müller" — sprach Murxa „und lüge nicht, sonst soll es dir übel gehen; denn morgen in aller Früh will ich auch zu dem Narren, dem Müller, gehen und mir Edelsteinblumen holen." Nun sagte ihr Murmelthier nochmals alles, was nöthig sei, glücklich in die Mühle zu kommen, und ging dann ruhig mit einem Stückchen Brod auf ihr Stroh, das ihr der gute Biber recht reinlich aufgeschüttelt und mit Blumen bestreut hatte. Sie sagte ihm freundlich Dank und gute Nacht, und dann trennten sie sich.

Am folgenden Morgen ging sie zur Mutter und fragte,

ob sie vielleicht heute backen solle, weil sie das Mehl gebracht. „Ist das eine Frage, dummes Murmelthier!“ schrie Frau Wirx „wozu habe ich denn das Mehl holen lassen, ich dachte, du hättest den Teig schon fertig geknetet, den Ofen schon geheizt; fort, du Faule! an die Arbeit und lasse mich schlafen!“ — Nun eilte Murmelthier an den Backtrog, da war aber Freund Biber schon da und hatte Wasser hineingethan. „Heize den Ofen nur geschwind“ sagte er „ich will den Teig während dem kneten“ — und Beide arbeiteten so schnell, daß das Brod schon im Ofen war, ehe Frau Wirx aufstand, wo sich der Biber geschwind zurückzog, um nicht von ihr gesehen zu werden. Nun mußte Murmelthier der Murxa den Esel zäumen und beladen. Dann stand Frau Wirx auf und sah nach dem edelsteinernen Blumenstrauß, den ihr Murmelthier mitgebracht; aber er war in der Nacht an ihrer Brust schwarz wie Kohlen geworden. Zornig eilte sie auf Murmelthier zu, die vor dem glühenden Backofen stand, und wollte sie hineinwerfen; aber der gute Biber sah sie kommen und schlug ihr mit dem Schwanz, der vom Kneten noch voll Mehlbrei war, ins Gesicht, daß sie nichts sehen konnte; worauf er wieder davon lief. Frau Wirx wurde nun bitterböse und warf den Strauß auf die Erde; aber kaum hatte ihn Murmelthier, die ihn aufhob, berührt, so war er so glänzend als vorher. „Liebe Mutter“ sagte sie „steckt den Strauß ins Wasser, bis Ihr ihn verkauft, so wird er immer schön bleiben.“ — Frau Wirx wurde durch den erneuten Strauß wieder etwas zufrieden und ging nach ihrer Stube zurück. Nun mußte Murmelthier der Murxa den Esel zäumen und ihm den Kornsack aufladen, dann gab sie ihrer Schwester einen frischgebackenen schönen Kuchen für die Hunde des Müllers, und die faule Murxa setzte sich noch zu dem schweren Sack auf den Esel, so daß das arme Thier kaum fort konnte.

Das erste, was sie unterwegs that, war, daß sie den Kuchen rein aufaß, den sie den Hunden hätte mitbringen sollen. Als sie auf die Wiese kam, sah sie einen Hirten schlummern, der sich das Gesicht gegen die Fliegen zugedeckt hatte, und eben raubte ihm der Wolf einige Schaafe. Sie weckte ihn nicht und hatte

ihre Freude dran, und als der Wolf mit den Schaafen weg war, nahm sie ihm leise das Tuch vom Gesichte, daß die Fliegen ihn recht stechen sollten. Sodann kam sie in ein Wäldchen, da saß eine Jungfrau bei einem Feuer und einer schönen Quelle, und wollte Kaffee kochen, schnell sprang Murxa vom Esel und trank ihr den ganzen Topf aus und schlug ihr den blinkenden Kessel am Baume voll Beulen, und trieb ihren Esel in die Quelle, der sie mit seinen schmutzigen Füßen verunreinigte. Das Flehen der reinlichen Jungfrau machte sie nur lachen. Sie zog nun weiter; da sah sie eine große buntscheckige Katze sitzen, die mit dem Schwanze in einem Baume eingeklemmt gewaltig lamentirte und zu ihr schrie: „Murxa! mache mich los, der vermaledeite Müller hat mich hier eingeklemmt, weil er meinen schönen Gesang nicht leiden kann; ich heiße Canzone und bin eine italienische Katze und fresse nichts als süße Orangen, und er möchte sie gerne allein essen. Mache mich los, ich helfe dir auch in die Mühle.“ — Sogleich machte Murxa die Katze los, die nun hinter sie auf den Esel sprang.

Als sie zur Mühle kam, kamen die Hunde auf sie los und würden sie gewiß zerrissen haben, wenn die Katze nicht von dem Esel herabgesprungen und, von ihnen verfolgt, über die Hecke in des Müllers Garten gesprungen wäre. Während dem schlug Murxa mit dem Hammer an die Thüre; aber sie verbrannte sich die Finger, denn der Müller hielt ihn immer sehr heiß, damit sich die Fliegen nicht darauf setzen sollten, die er nicht leiden konnte.

Die Mühle ging auf, Murxa schrie den Müller, der an einem Pulte stand und mit den Fingern die Schläge seiner Mühle mit den Worten: dalderal, dalderal, dalderal nachtrommelte, an: „Was klappert Ihr da? ich wollte Euch besser sagen, wie es lautet: Es ist ein Dieb da, es ist ein Dieb da. Wer ist er? wer ist er? wer ist er? Der Müller, der Müller, der Mahler, der Dieb.“ Höflich fragte sie der Müller: „Schelmisches Mägdelein! du scherzest! Sage, was führet dich her auf beschwerlichem Wege zur klappernden Mühle?“ — „Was mich herführt? das ist kurios gefragt. Mehl will ich haben, ennuyanter

Kleienfresser! Ihr gebt Euch ein so douces Air und wollt immer die Miene eines honnête homme annehmen, und dahinter steckt nichts als Intrigue und Filouterie." — „Komme, mein Töchterlein!" sagte geduldig der gütige Müller „komm, ich tausche dein Korn dir mit zartem wohlschmeckendem Mehle und geleite zum Garten dich, Jungfrau! daß du dir brechest ein Sträußlein von edlem Gestein, zu Haus die freundliche Mutter mit köstlicher Gab zu erfreuen." — „Allons, fortgemacht!" sagte Murxa und folgte ihm in den Garten. Aber kaum war der Müller drin, als er die Katze sah, die auf dem Baume saß und einen zahmen Vogel fraß, den er sehr liebte. Zürnend lief er der Katze nach, die von Baum zu Baum sprang, wozu Murxa nur immer lachte und während dem sich die Taschen voll Edelsteinblumen brach und die übrigen mit ihren plumpen Füßen zertrat und verwüstete. Endlich war die Katze entflohen, und als der Müller seinen Vogel beklagte und über den fluchte, der die Katze befreit, lachte ihn Murxa aus und sagte ihm, daß sie es gethan, worüber der Müller sehr erbittert wurde. Nun trat auch der Hirt mit ganz zerstochenem Gesicht auf und klagte über sein Leid und das geraubte Vieh. Es war des Müllers Sohn. Auch Louise, seine Tochter, kam weinend und klagte, daß Murxa ihren Kessel verdorben, den Kaffee getrunken, die Quelle getrübt habe, und da Murxa sie zu allem diesem auslachte, wurde der Müller erzürnt und warf sie zur Mühle hinaus. Sie kümmerte sich aber um nichts. Das Mehl war schon auf den Esel geladen, mit Edelsteinen war sie bepackt, und hohnlachend ritt sie nach Hause. Am Ende der Mühle sah sie zwei Männer, die sich um einen gefundenen Ring schlugen; da der Ring an der Erde lag, stieg sie ab und wollte ihn für sich stehlen. Aber die zwei Männer fielen nun über sie her und prügelten sie braun und blau, legten sie dann ohnmächtig auf den Esel, der seinen Weg nach Hause verfolgte.

Indessen war Murmelthier mit ihrer Heerde schon nach Hause gekommen und stand mit ihrem Spinnrocken unter der Thüre im Abendschein. Da kam der Jäger, der ihr die Birnen abgekauft, zu Pferde angeritten, stieg ab und band sein Pferd

an das Fenstergitter. Geschwind lief Murmelthier hinein und sagte der Frau Wirx, wer da sei. Sie kam mürrisch heraus; aber der Gedanke, daß der Mann, der die Birnen so gut bezahlt, viel Geld haben müsse, machte sie kriechend und freundlich. „Was verlangt der gnädige Herr Ritter?“ sagte sie „wer ist er? womit kann ich dienen?“ Er sprach:

„Ich bin Konrad, der müde Mann,
Und sprech Euch um Nachtherberg an.“

Da sagte Frau Wirx:

„Um Silber und um Gold
Könnt Ihr haben, was Ihr wollt.“

Da stieg der Jäger ab und sprach zum Murmelthier:

„Nun, Jungfrau, liebste Jungfrau mein!
Schenkt mir einen Becher kühlen Wein ein.“

Da jagte Frau Wirx das Murmelthier zankend in den Keller nach Wein, den sie bald brachte und dem Jäger mit den Worten darreichte:

„Ach Ritter, liebster Ritter mein!
Hier nehmt von mir den kühlen Wein.“

Der Ritter aber wollte nicht zuerst trinken und reichte ihr den Becher mit den Worten zurück:

„Trink erstlich ab, du rother Mund!
Dann leer ich's Glas bis auf den Grund.“

Murmelthier trank ein wenig ab und gab ihm den Becher freundlich wieder, den er austrank. Die Frau Wirx aber jagte sie in die Küche und sagte, sie solle nicht so frech sein. Als der Ritter mit ihr allein war, sprach er zu Frau Wirx:

„Frau Wirthin, liebe Frau Wirthin mein!
Ist dies fürwahr Euer Töchterlein?“

Sie sagte:

„Es ist nicht sowohl mein Töchterlein,
Als mein Küchensudel, mein schmutzig Schwein.“

„Nun“ sagte der Ritter „wollt Ihr sie mir heute Nacht auf meine Kammer geben, so sollt ihr Geld und Gut haben, so viel Ihr wollt.“ — „Ihr könnt thun, was Ihr wollt“ sagte die böse Frau Wirz. „Nun, so laßt sie mir ein Fußbad machen und herauf bringen“ sprach der Ritter Konrad und ging nach seiner Stube.

Frau Wirz nahm nun eine hübsche Badewanne aus dem Schrank und gab sie dem Murmelthier mit dem Befehl, sogleich ein Fußbad mit Kräutern für den Ritter zu machen und ihm zu bringen. Als sie nun in den Garten ging, Majoran zu brechen, setzte sich auf einmal eine Amsel, die zahm im Haus herum zu fliegen pflegte, vor sie auf einen Baum und sang:

„In dem Badwännlein bist du hergetragen,
Darin mußt du ihm die Füße zwagen;
Dein Vater starb in Leid und Noth,
Deine Mutter grämet sich zu Tod.
O weh! du armes Findelkind!
Weißt nicht, wer Vater und Mutter sind.“

Aber sie verstand seine Sprache nicht und wunderte sich nur, daß der Vogel, der sonst immer geschwiegen hatte, so gesprächig geworden war; denn er wiederholte ohne Unterlaß die nämliche Weise. Nun kam der gute Biber und sagte ihr, was die Amsel gesungen, und sie verwunderten sich beide darüber, denn sie verstanden es nicht. Murmelthier aber ward sehr traurig über den Gesang und machte sich allerlei wunderliche Gedanken.

Als sie nun das heiße Wasser über die Kräuter in der Küche ins Badwännlein goß, kam die Mutter Wirx und sagte ihr: „Marsch! packe dich hinauf zu dem Gast, und daß du mir nicht wieder herunter kömmst; du mußt mir heute Nacht bei ihm bleiben; er will es haben und gibt mir hundert Goldstücke dafür.“ — „Ach!“ weinte Murmelthier „er wird mich doch nicht kränken und beleidigen, er war so freundlich gegen mich!“ — Da flog die Amsel wieder her und sang ihr Lied, worüber sie in große Sorge gerieth und nach ihrem Strauß sah, den ihr der Müller gegeben, ob er ihr irgend eine Gefahr andeute; aber der Strauß war frisch und blühend, und sie fürchtete sich nun nicht mehr; aber weinen mußte sie doch aus einer geheimen inneren Schwermuth.

Als sie das Bad hinauftragen wollte, zupfte sie der Biber nochmals am Rock und sprach: „Liebes Murmelthier! vergiß mich nicht, vergiß mich nicht, es steht etwas Großes bevor, denn die Amsel singt noch immer.“ Sie nahm Abschied von ihm

Und trug nun das Badwännlein
Wohl in des Herren Kämmerlein;
Sie fühlt hinein, ob's nicht zu warm
Und weint dazu, daß Gott erbarm.
Der Ritter sprach: „Warum weinst du dann,
Schein ich dir nicht ein guter Mann?“
Sie sprach: „Ihr scheint ein frommer Mann,
Ich wein' über unserer Amsel Sang,
Ich war im Garten und brach das Kraut,
Da sang die Amsel hell und laut:

„In dem Badwännlein ist sie hergetragen,
Darin muß sie ihm die Füße zwagen,
Der Vater starb in Leid und Noth,
Die Mutter grämte sich schier zu Tod.
Weh! Murmelthier, du Findelkind!
Weißt nicht, wer Vater und Mutter sind.“

Da sah der Ritter das Badwännelein an
Und sah das burgundische Wappen dran,

Er sprach: „Das ist mein Wappen allein,
Wie kommt die Wanne ins Wirthshaus herein?“
Da sang die Amsel am Fensterladen:

„In dem Wännelein ist sie hergetragen.
Weh! Murmelthier, du Findelkind!
Weißt nicht, wer Vater und Mutter sind.“

Da sah Herr Konrad ihr an den Hals,
Und sah da wohl ein Muttermahl.
„Gott grüß“ sprach er „du rother Mund!
Dein Vater war König von Burgund,
Christina heißt deine treue Mutter,
Ich, Konrad, bin dein Zwillingsbruder.“
Nun knieten sie beide auf ihre Knie
Und dankten Gott bis Morgens früh.
Und als nun Morgens kräht der Hahn,
Fängt schon Frau Wirz zu rufen an:
„Steh auf, steh auf, du faule Haut!
Kehr deiner Mutter die Stuben aus.“
Da schrie Herr Konrad überlaut:
„Sie kehrt nicht, ist keine faule Haut,
Herein, Frau Wirz! kommt nur herein
Und bringt mir meinen Morgenwein“ —
Und als Frau Wirz herein nun trat,
Herr Konrad sie gefraget hat:
„Woher habt Ihr das Jungfräulein,
Die Königstochter, mein Schwesterlein?“
Frau Wirz ward bleich gleich wie die Wand,
Die Amsel verrieth da ihre Schand:

„In dem Lustgarten, im grünen Gras
Das Kind in dem Badwännlein saß
Auf einem grünen Rainelein
Spielt mit den bunten Steinelein,
Da kam die böse Wirz ins Land

Und warf ihr hin ein ſeidnes Band,
So hat die böſe Zigeunerin
Geſtohlen das zarte Kindelin."

Herr Konrad ward da hoch entrüſt,
Sein Schwert er durch der Frau Wirx Ohrläppchen ſtieß
Und ſpießte ſie feſt da an die Wand
Und nahm die Schweſter an der Hand
Und nahm ſie an dem Gürtelſchloß
Und ſchwang ſie auf ſein hohes Roß.
Das Badwännlein hing am Sattelknopf,
Die Amſel ſaß auf des Roſſes Kopf.
So ritten ſie wohl manche Stund,
Bis in das Schloß, ins Land Burgund,
Und als er in das Thor einritt,
Die Mutter ihm entgegenſchritt:
„Konrad! lieber Konrad mein!
Was bringſt du mir für eine Braut herein?" —
„Ich bringe keine Braut herein,
Ich bring Euch Euer Töchterlein." —
Die Tochter da vom Roſſe ſprang,
Die Mutter in eine Ohnmacht ſank,
Und als ſie wieder zu ſich kam,
Ihr Kind ſie in die Arme nahm. —
„O laßt mir das eine Freude ſein,
Ich bin Euer armes Töchterlein;
Heut ſind es fürwahr achtzehn Jahr,
Daß ich der Frau Mutter geſtohlen war;
Frau Wirx, die böſe Zigeunerin,
Trug mich in dem Badwännlein hin."
Und als ſie ſprach, die Amſel ſang,
Daß laut die Stimm im Schloß erklang:

„Frau Wirx ſchreit jetzt: Mein Ohr thut weh!
Sie will keine Kinder ſtehlen meh;
Nun laßt vom Goldſchmied klar und rein

Mir schmieden ein goldnes Gitterlein,
Wohl schmieden vor das Badwännlein,
Es soll der Amsel Wohnung sein."

So schnell und wunderbar hatte sich das Unglück des armen Murmelthiers gewendet. Sie war nun eine Prinzessin von Burgund und hatte Alles voll auf; die Amsel saß in der kleinen Badwanne, die ihr der Goldschmied in einen Vogelbauer verwandelt hatte; aber Murmelthier war doch nicht ganz glücklich. Immer dachte sie an die letzten Worte des guten Bibers: „Vergiß mich nicht! vergiß mich nicht!" — und wenn sie nun gedachte, daß er aus Liebe zu ihr ein Biber geblieben war, so weinte sie oft im Stillen, daß sie seinen Bitten nachgegeben und ihn nicht zum Menschen verwandelt hatte. Hierauf kam noch ein trauriger Fall: ihre Mutter, die Königin von Burgund, war durch die plötzliche Freude des Wiedersehens so erschüttert worden, daß sie krank ward und nach wenigen Wochen starb. Ihr Bruder Konrad, der nun der Herr des Landes war, fragte sie oft um ihren Kummer, sie sagte ihm endlich die Geschichte des Bibers, und er machte sich nun auf den Weg, den Biber zu suchen, und that einen Eid, nicht eher zurückzukommen, bis er den Biber gefunden.

So war sie nun allein und betrübt auf dem Schlosse und sah alle Augenblicke zum Fenster hinaus, ob ihr Bruder nicht bald zurückkommen würde.

Ich will nun erzählen, wie's unterdessen der bösen Frau Wirx und der Murxa gegangen.

Murxa lag, wie ihr euch erinnern werdet, tüchtig abgeprügelt über dem Mehlsack auf dem Esel, der so langsam unter seiner Last nach Haus schritt, daß er erst vor der Hütte ankam, als Frau Wirx schon mit dem Ohrläppchen an die Wand gespießt und Ritter Konrad mit Murmelthier davon geritten war. Dem Meister Langohr ward es zu lang, bis das Thor aufgemacht und ihm seine Last abgenommen wurde, er schüttelte sich daher aus Leibeskräften und warf die ohnmächtige Murxa mit sammt dem Mehlsack nieder. Da diese in die Brennnesseln

fiel, kam sie wieder zu sich und hörte nun ihre Mutter lamentiren. So schnell sie konnte, lief sie nun die Treppe hinauf und zog den Degen heraus, womit die Mutter angespießt war. Nun erzählten sie sich beide ihr Unglück unter beständigem Schimpfen auf Murmelthier.

Jetzt will sie der Mutter das schöne Mehl zeigen, aber kaum hat sie den Sack geöffnet, als lauter häßliche Stechfliegen heraus summen und sich ihr und der Mutter ins Gesicht setzen und sie zerstechen. Nun konnten sie sie nicht wieder los werden, bis sie sich beide in ein Faß Wasser setzten und die Fliegen ersäuften. Nun wollte sich Murxa mit ihren Edelsteinen trösten und schmückte sich mit ihnen von oben bis unten und legte sich, so auszuruhen, ins Bett. Kaum aber war sie eingeschlummert, als sich alle die Edelsteine in Hornisse und Wespen verwandelten und sie so zerstachen, daß sie das eine Auge drüber verlor. Die Mutter kam auf ihr entsetzliches Geschrei und wußte sich keine andere Hilfe, da die Wespen sie auch zerstachen, als daß sie ein großes Feuer auf dem Herd machten und sich beide auf den Schornstein in den Rauch setzten, wodurch sie, nachdem sie ganz schwarz geräuchert waren, endlich die beschwerlichen Thiere los wurden. Da oben im Rauchfang sagte nun Frau Wirx: „Warte, mein Kind! jetzt fällt mir ein Mittel ein, wie wir uns an dem falschen Murmelthier rächen. Laß uns unser Haus hier verbrennen und zu ihr nach Burgund ziehen. Wir erzählen ihr unser Unglück und flehen sie höflich an; sie ist eine so dumme Gans, sie kann keinem Menschen etwas abschlagen.“ Nun begaben sich Frau Wirx und Murxa herab und verbrannten das Haus, machten ihre besten Sachen zusammen, nahmen den Rocken und den Schäferstab des Murmelthiers und das seidene Kleid, das ihr Frau Lureley gegeben, und schlugen den Weg nach Burgund ein.

Unterwegs kamen sie Abends zu einer alten Base der Frau Wirx, die in einem abgebrannten Dorf auf dem Kirchhof wohnte, bei der übernachteten sie und erzählten ihr ihr Vorhaben. Da schenkte ihnen die Alte eine Wachskerze von Menschenfett mit einem rothen und einem weißen Docht und sagte ihnen, wenn

sie die anstecken würden, so müsse Murmelthier sterben. Vergnügt über dies Geschenk setzten sie ihren Weg fort und kamen, nachdem sie bei drei Monaten unterwegs gewesen, endlich nach Burgund vors Schloß.

Es war gerade der Ort im Lustgarten, wo Frau Wirx vor achtzehn Jahren die Prinzessin geraubt hatte, und heute war gerade der Tag und die Stunde. „Hier" sagte Frau Wirx — „laß uns unsere Heuchelei anfangen" — und nun setzten sie sich beide in das Gras und weinten. Murmelthier wollte zum Andenken den Ort besuchen und ihr trauriges Geschick beweinen; denn immer war ihr Bruder mit dem Biber noch nicht zurückgekehrt. Als sie nun zu der Stelle im Garten kam, sah sie Frau Wirx und Murxa an der Erde liegen und weinen. Sie stellten sich, als wenn sie Murmelthier nicht bemerkten, und schrieen immer fort: „Ach! wir Unglücklichen! Ach! daß wir die arme Prinzessin so gekränkt; Gott hat uns gestraft, wir sind um Alles gekommen, das Feuer hat uns Alles geraubt." Murmelthier konnte sich der Thränen nicht enthalten. Die Frau und die Tochter, die sie so lange für Schwester und Mutter gehalten, rührten sie. „Stehet auf" sprach sie „ich verzeihe euch von Herzen." — „Ach!" schrie Frau Wirx „ist es möglich? Sieh, hier haben wir dir auch deinen Hirtenstab und Spinnrocken und dein schönes Kleid mitgebracht; alles andere ist uns verbrannt! Das haben wir allein gerettet!" Murmelthier dankte herzlich, umarmte beide und nahm sie in das Schloß, kleidete sie neu an, machte sie zur Obersthofmeisterin und Murxa zur ersten Hofdame.

Da die zwei bösen Weiber allein in ihrer Stube waren, lachten sie herzlich über die Dummheit des guten Murmelthieres, so nannten sie ihre Güte, und Frau Wirx sagte: „Nur nichts merken lassen, Murxa! wir wollen unser Glück hier noch aufs Höchste treiben." So mißbrauchten sie heulend und schmeichelnd mehrere Wochen die Güte der frommen Murmelthier.

Eines Abends ging diese allein am Rhein spazieren und spann an ihrem Rocken und dachte an ihren Bruder, als sich auf einmal auf der entgegengesetzten Seite ein Ritter auf einem

weißen Rosse ins Wasser stürzte. Murmelthier eilte mit ausgebreiteten Armen gegen den Strom und schrie: „Ach! Konrad! Konrad! bringst du meinen Biber mit?“ — aber der Biber konnte den langsamen Schritt des Rosses nicht abwarten und schwamm ihm voraus und lag zu den Füßen der jubelnden Prinzessin, die nicht länger zögern wollte und ihn mit ihrem Strauße berührte, worauf er sogleich als ein schöner junger Fischer zu ihren Füßen lag. „Gnädige Prinzessin!“ rief er aus „ach! hättet Ihr mich einen Biber bleiben lassen; ein Biber darf wohl um Euch sein, ein armer, niedriger Fischer ist zu geringen Standes für Eure Würde.“ — „Ei, was Würde!“ schrie Murmelthier „Ihr seid mir der Liebste auf der Welt!“ und umarmte ihn. Nun kam auch Konrad auf seinem Rosse ans Land und umarmte seine Schwester und fragte: „Ei! wo ist denn der Biber?“ — „Hier ist er“ sagte Murmelthier „hier dieser Fischer, ich habe ihn gleich wieder zum Menschen gemacht.“ Konrad ließ sich alles erzählen und erzählte auch, wie er den Biber in der ganzen Welt gesucht und ihn endlich bei Biberich am Rhein gefunden. „Ja“ sagte der Biber „als Murmelthier fort war, wollte ich auch nicht mehr in jenem Lande bleiben und zog, nachdem ich lange vergebens sie suchend herumgeirrt war, endlich in die Gegend von Mainz und legte mir dort einen Bau an, wo er mich vor drei Tagen gefunden hat.“

Nun begaben sie sich in das Schloß, denn Konrad klagte über Frost und Nässe, weil er über den Rhein geschwommen. Sie brachten ihn auf seine Stube und pflegten ihn, der Fischer Biber blieb bei ihm. Auf einmal in der Nacht pochte etwas an Murmelthiers Stube: „Wer ist draus?“ rief sie. „Geschwind, geschwind, liebe Prinzessin!“ rief der Biber „kommt zu Eurem Bruder.“ Murmelthier warf schnell einen goldnen Schlafrock um und eilte in Konrads Kammer, aber der war dem Tode schon nah. „Ach!“ sagte er „liebe Schwester! ich habe mich gestern im Rhein erkältet nach dem heftigen Ritt und muß nun sterben.“ Murmelthier weinte sehr, aber Konrad nahm ihre Hand und legte sie in des Fischers Hand und sprach: „Ich gebe Euch

einander, seid glücklich und regiert das Land" und somit starb er in ihren Armen. Man begrub ihn zu der Mutter; beide hatte die Freude getödtet.

Murmelthier ließ am folgenden Morgen dem Fischer prächtige Kleider anlegen, versammelte das Volk und kündete ihnen ihr Glück und Unglück an. Alles brachte seine Glückwünsche und Beileidsbezeugungen, auch Frau Wirx und Murxa heucheln und bringen ihre Wünsche dar.

Nun war die Trauerzeit verflossen, man machte Anstalt zur Hochzeit, und als der Hochzeitsabend kam, sagte Murmelthier zum Fischer: „Lieber Biber! wir wollen heute Nacht nicht in die Brautkammer gehen, wir wollen jeder in seiner Stube beten."

„Ja" sagte der Biber, und beide gingen nach ihrer Kammer.

Frau Wirx hatte indeß die garstige Murxa angeputzt und verschleiert und legte sie heimlich ins Hochzeitsbett mit der Absicht, das arme Murmelthier nachher mit ihrem Zauberlichte zu tödten und so ihre häßliche Tochter zur Königin zu machen.

Während sie dies aber that, sah Murmelthier an ihrem Betstuhl knieend ihren Edelsteinstrauß plötzlich welk und blaß werden. Schnell fielen ihr die Worte des Müllers ein, sie lief und holte das Licht, das er ihr gegeben, und ging damit nach der Frau Wirx Kammer, wo sie das ähnliche Licht schon auf dem Leuchter stecken sah. Sie verwechselte nun die beiden Lichter und ging nach ihrem Betstuhl zurück. Da sah sie ihre Blumen wieder frisch und gesund, wofür sie Gott herzlich dankte.

Kaum hatte Frau Wirx die häßliche Murxa in das Brautbett gelegt, als sie nun das Zauberlicht ansteckte und sich zu Bett legte. Auf einmal hörte sie im Schlafe eine Stimme:

„Weh! Weh! ich vergeh,
Weh! ich sterbe,
Ich verderbe;
Ganz in Schmerzen
Brenne ich gleich einer Kerzen."

Da wachte Frau Wirx auf. Als sie aber das Zauberlicht noch brennen sah, sagte sie: „Schon gut, schon gut, bald wird es aus mit dem Murmelthier sein.“ Dann schlief sie ein, und nach einer Stunde hörte sie wieder:

„Weh! Weh! ich vergeh,
Weh! ich sterbe,
Ich verderbe;
Schon am Herzen,
Zehret mir die Zauberkerzen.“

Da wachte sie wieder auf, und als sie das Zauberlicht bis auf den letzten Docht herabgebrannt sah, sprang sie auf, warf es an die Erde und trat das Licht aus mit den Worten:

„Sterbe, Licht,
Das Herz bricht
Zu dieser Frist,
Wider das du gemacht bist.“

Nun war sie versichert, daß Murmelthier todt sei, und schlief ruhig wie eine Ratze schnarchend.

Am Morgen war große Versammlung am Hofe angesagt, das Ehepaar zu begrüßen. Sie als Obersthofmeisterin mußte die Herrschaft empfangen. Sie legte sich in den größten Staat und trat mit der hoffärtigsten Miene in den Audienzsaal, fest versichert, nun ihre Tochter als Königin hereintreten zu sehen.

Alles war versammelt, die Thüre öffnete sich: Biber führte nach der Sitte des Landes seine Frau verschleiert herein. Die Obersthofmeisterin Wirx mußte ihr den Schleier abnehmen. Sie ging triumphirend auf sie los und, fest überzeugt, ihre Tochter als Königin zu präsentiren, hob sie den Schleier weg — und that einen lauten Schrei, als sie Murmelthier heil und gesund fand. Wüthend lief sie nach der Brautkammer, riß die Vorhänge des Brautbettes auseinander, und als sie da ihre Tochter zu Kohlen verbrannt sah, gestand sie ihre gräßliche That der ganzen Versammlung, die ihr gefolgt war, und sprang

rasend, ehe man sie halten konnte, von dem Schloßfenster hinab in den Rhein.

Nun ging der König und die Königin und der ganze Hofstaat in die Kirche, Gott für die abgewendete Gefahr zu danken, und regierten ein Jahr lang ihr Volk ruhig.

Doch währte das nicht lange. Ein benachbarter König wollte den Biber nicht als Regenten über Burgund anerkennen und zog mit einem großen Kriegsheer ins Land, wo er eine große Partei unter dem Adel hatte. Der Aufstand ward allgemein, der Biber sagte da zu Murmelthier: „Wenn du nicht wärst, so wüßte ich wohl, was ich thäte." — „Was würdest du denn thun?" — „Ei! ich würde" erwiederte Biber „zu dem närrischen Volke sagen: Laßt euch regieren, von wem ihr Lust habt, und würde weggehn und ein Fischer sein nach wie vor." — „Von Herzen bin ich das zufrieden" sagte Murmelthier und umarmte ihn und nahm ihre Spindel und ihren Schäferstab und die Amsel in dem Badwännlein, und was sie sonst hatte, und trat mit ihrem Fischer vor das Volk und sagte: „Lebt wohl, allerliebste Unterthanen! Laßt euch regieren, von wem ihr wollt" und verließ mit ihm das Land. Anfangs bauten sie ihre Fischerhütte, wo der Biber am Rhein war wiedergefunden worden, und nannten den Ort Biberich; dann zogen sie hierher nach Mainz und lebten glücklich; der Himmel schenkte ihnen ein Töchterlein, das hieß Ameleychen."

So weit hatte Frau Marzibille erzählt, als Alles schrie: „Ameleychen! Ameleychen!" und siehe da, das liebe Kind schwamm eben auf dem Kahne von Schwänen gezogen heran und eilte seiner Mutter in den Schooß, die vor Freude nicht wußte, was sie machen sollte.

Auch der Fischer Peter umarmte sein Kind zärtlich, und dann die Königin Ameley, der das Mägdlein wie auch dem Radlauf viele Grüße vom Vater Rhein mitbrachte.

Als sich die freudigen Herzen wieder ein wenig beruhigt hatten, besah Frau Marzibille ihr Kindlein von oben bis unten und sagte: „Gott sei Dank, Herzkind! Es fehlt dir nichts, du bist so frisch und gesund." — „Ja, das bin ich" sagte Ameley-

chen „aber was macht denn Weißmäuschen und Goldfischchen?“ Auf diese Worte des Kindes nahten sich Prinz Philipp und Prinz Georg und umarmten das Kind mit den Worten: „Liebes Ameleychen! sieh, wir sind nun Prinzen geworden, aber wir wollen dich immer lieben und dir Gutes thun.“ Ameleychen sah sie verwundert an und küßte ihnen die Hände, worauf es zu seiner Mutter zurück lief.

„Lieber Fischer Petrus!“ sagte nun der König Radlauf „Ihr seid also der treue Biber, und Ihr, Frau Marzibille, seid das treue Murmelthier!“ — „Ja“ sagten beide „das sind wir.“ Da erwiederte Radlauf: „Nun, wohlan! so will ich euch euer Königreich Burgund wieder erobern, so ihr es wollt.“ — „Nein, nein!“ schrieen beide, „wir wollen lieber hier bleiben bei Euch.“ Da sagte der König: „So schenke ich euch das Land zu Biberich, wo ihr zuerst gewohnt, und ich will euch ein Schloß hinbauen, aus dessen Fenstern ihr fischen könnt.“ Dafür dankten sie nun beide schönstens, und Radlauf sagte: „Ehe wir heute Morgen auseinander gehen, bestimmet mir, Frau Marzibille, wer nach Euch erzählen soll.“ — Da schrie ein feines Stimmchen aus der Menge: „Wartet noch ein bischen, ich will erst dem Ameleychen sein neu Kleidchen anprobiren!“ — Und siehe da, ein kleines Männchen, nicht viel länger als ein Daumen, führte einen schönen Geisbock heran, auf dessen Rücken ein allerliebstes rothes Röckchen lag. Er nahte sich der Frau Marzibille und sprach: „Liebe Frau Nachbarin! da ich Euch immer lieb gehabt, und Ihr mir manches Fischchen in der Hungersnoth geschenkt habt, so habe ich in den letzten Tagen Eurem Ameleychen dieses artige Kleid gemacht, daß es doch bei seiner Rückkunft eine Freude habe.“ Herzlich dankte Frau Marzibille dem guten Schneiderlein Meckerling. Sie zog ihrem Kinde das neue Röckchen an und sprach: „Zum Dank für Eure Freundschaft sollt Ihr morgen Euer Märchen erzählen und dadurch Euer Söhnlein Garnwichserchen wieder haben.“

Vor Freude sprang nun Meister Meckerling auf seine Ziege und galoppirte freudig nach Haus, daß auch das ganze versammelte Volk über das kleine närrische Kerlchen lachen mußte.

Am folgenden Morgen versammelte sich wieder Alles, um den Schneider erzählen zu hören; denn Alles war doch äußerst begierig, was das kleine flinke Kerlchen vorbringen würde. Alles hatte sich bereits gesetzt, als der Schneider auf der Ziege geritten kam. Er steckte seine Elle, die gegen ihn ein ziemlicher Balken schien, in die Erde und band die Ziege, die gegen ihn so groß wie ein Elephant war, daran fest und setzte sich hierauf wieder auf das Thier, auf dessen Rücken er, um besser gesehen zu werden, als Kissen ein schön gepläckeltes Nadelkissen gelegt hatte. Nun stach er die Ziege mit einer Nadel ins Ohr, daß sie meckerte, worauf Alles still wurde, und er hub an zu erzählen.

Das Märchen vom Schneider Siebentodt auf einen Schlag.

Eines Morgens wollte es in Amsterdam gar nicht Tag werden, die Häringsfischer guckten alle Augenblick zum Fenster hinaus, ob die Sonne bald aufgehe, daß sie auf den Fang fahren könnten. Die Seelenverkäufer machten wohl zwanzigmal den Laden auf, um nach der Morgensonne zu sehen, weil sie die Seelen heraus zum Verkauf hängen wollten; denn sie nehmen sich in der Morgensonne sehr schön aus und singen dann: „Wach auf, mein Seel, und singe!“ wodurch sie Käufer herbeilocken. Aber immer blieb es dunkel. Die Käshändler liefen auf die Straße und guckten nach dem Himmel; aber dunkel war es, dunkel blieb es, und kein Mensch wußte, wo er dran war.

Nun war gerade blauer Montag, an dem die Schneider sich zu belustigen pflegen; aber sieh da! es wollte der Tag nicht blau werden, und die edlen Gesellen krochen unzähligemal an die Dachfenster und sahen, ob der liebe blaue Montag nicht anbrechen wollte.

Da aber doch alle Uhren schon auf eilf Uhr Mittags standen, wurden die Leute fast rasend vor Angst; sie liefen auf den Gassen hin und her und stießen mit den Köpfen gegen einander, daß es puffte. Nun war da auch ein Zahnarzt und Hühneraugenschneider; der wollte von der Versammlung der Menschen seinen Vortheil ziehen. Er spannte seinen Schimmel in seine rothe Kalesche, hängte einige Laternen daran, legte seine Geräthschaften vor sich und fuhr auf den Buttermarkt, mitten unter das wehklagende Volk. Ebenso machten es die Seelenverkäufer; sie machten ihre Boutiquen auf, hängten ihre Seelen an Nägeln heraus, stellten Laternen dazu und verkauften da manche Seele, die schon sehr abgetragen oder schmutzig war, oder ein garstiges Loch hatte, in der Dunkelheit noch für eine ganz gute saubere Seele. Andere Seelenverkäufer aber hielten es für besser, im

Dunkeln einzukaufen; sie liefen auf dem Buttermarkt herum und schrieen: „Keine Seelen, keine Seelen zu verhandeln? Lustig! lustig! Wer sich noch einen guten Tag machen will, der verkaufe seine Seele um ein paar gute Stüber und gehe ins Wirthshaus und trinke sich eine Courage, denn die Welt geht unter; die Sonne ist gestern abgereist und kommt nicht wieder. Lustig! lustig! Die Seelen verkauft! alle Stunden werden sie wohlfeiler werden; denn wenn nun die Welt zusammenfällt, sind sie doch verloren, und Mancher gäbe sie dann gern gratis weg, wenn sie nur einer wollte.“ Dazwischen schrie der Zahnbrecher wieder: „Wer noch sein Zahnweh, seine Hühneraugen los werden will, der komm heran! Stück für Stück ein Stüber; jetzt geht die Welt unter, und da kommt Heulen und Zähnklappern, da sind gute Zähne nöthig; munter! munter heran! in einer halben Stunde fahr ich weg, da geht die Welt unter, da machen wir alle die Boutiquen zu.“

Durch das Geschrei der Seelenverkäufer und des Zahnbrechers stieg die Angst des Volkes aufs Höchste. Manche ließen sich die Zähne ausbrechen, eine unzählige Menge verkauften ihre Seelen um ein Spottgeld und liefen wieder zu den Buden und hofften, sich bessere einzuhandeln, aber da bekamen sie immer noch schlechtere.

Da ritten endlich die Generalstaaten auf den Markt und befahlen, von jeder Seele, die verkauft würde, müsse ein Stüber abbezahlt werden fürs Armen- und Narrenhaus, und befahlen zugleich, man solle die Judenseelen billiger geben, weil sie erst müßten eingeweiht werden; sodann fügten sie hinzu: „Getreue Bürger der guten Stadt Amsterdam! Wir waren so eben in der Judenstadt und haben ihren Rabbinern befohlen, gegen die Erlaubniß, an dem Rathhause vorüberzugehen, die wir ihnen bewilligen wollen, zum allgemeinen Besten und zur Vernichtung der nun bereits um sechs Stunden zu langen Nacht, ihren langen Tag der guten Stadt Amsterdam zum Geschenk zu machen, aber das hartnäckige Volk will nichts zu unserer Stadt Bestem thun, so daß wir uns gezwungen sehen, gewaltsame Mittel anzuwenden und ihnen den langen Tag mit gewaffneter Hand ab-

zunehmen. Wir fordern also eine werthe Bürgerschaft auf, eine Partie tapferer Leute zu diesem Zwecke abzusenden, die Judenschule zu erbrechen, den langen Tag bei den Ohren zu erwischen und zu uns auf das Rathhaus zu führen."

Kaum hatten die hochmögenden Generalstaaten dies gesagt, als ein wackerer Schneidermeister, Meckerling genannt, — es war mein Vater, liebe Mitbürger! — hervortrat und die Schneider aufrief, sich diese Gelegenheit, auf ewig berühmt zu werden, nicht rauben zu lassen. Gleich versammelten sich viele um ihn, sie setzten sich auf ihre Böcke und galoppirten durch die Straßen und schrieen: „Heraus! Brüder, heraus! Auf! auf! ihr edlen Schneiderlein, auf! es geht fürs Vaterland und den blauen Montag!" Dazu klapperten sie mit Scheeren, und die Böcke meckerten dazwischen, daß es eine Lust war. Aus Thüren und Fenstern hüpften sie heraus, und immer größer ward ihre Menge, es war, als wenn es Schneider regnete.

Als sie nun hörten, daß sie die Judengasse stürmen sollten, hielten sie einen Rath mit einander, wie sie zu rechter Courage kommen sollten. Da schlug mein Vater vor, sie sollten sich bessere Seelen kaufen. Nun wurden die feigherzigsten Schneiderseelen zusammengesucht und zu den Seelenverkäufern gebracht. Es waren an die neunhundert. Der Seelenverkäufer legte sie auf eine Wage und wog nun alte Matrosen- und Soldatenseelen dagegen, und sie bekamen nicht mehr als neunzig für neun mal neun und neunzig. Die schönen Seelen verfälschten sie nun im Hintertheil und wußten sie so zu zerren und zu drehen und vortheilhaft einzutheilen, daß sie vollkommen hinreichten, das ganze erste Glied mit Courage unterm linken Knopfloche zu versehen.

Mein Vater, Meister Meckerling, führte nun den Kern der Schneider gegen die Judengasse. Es waren lauter freiwillige Volontärs; sie steckten ihr Wachsstümpchen auf die Ellen und klapperten mit den Scheeren, den Juden die Bärte abzuschneiden. Die Juden ihrerseits hatten ihre Gasse verrammelt mit allerlei altem Hausgeräthe, altem Zinn und altem Kupfer, und als sie hörten, daß es die Schneider waren, hatten sie ihren großen alten Sündenbock aus dem Kirchhof genommen und den Schneidern

hinter die Wagenburg von altem Hausrath spöttisch gegenüber gestellt, sich selbst aber alle in die Judenschule gesetzt, wo sie den langen Tag eingesperrt hatten und beteten.

Muthig stürzten die edlen Krieger in die Gefahr, sie durchbrachen den jüdischen Trödelverhack; aber hier empfing sie der grausame Sündenbock, der sie als ein unvernünftiges Vieh, da sie nur einzeln herüberkonnten, niederstieß. Viele Brave verloren durch diese Bestie ihr Leben, und als der Bock endlich über die Barriere hinübersetzte und auf das ganze Corps der Edlen losging, ergriffen die Schneider die Flucht und wurden bis in ihre Herberge verfolgt, wo sie sich wieder setzten und sammelten.

Hier erfand mein Vater eine Kriegslist. Der Bock stand noch immer vor der Thüre und bohrte mit seinen Hörnern dran, daß es entsetzlich anzusehen war. Nun ließ mein Vater die Kellerthüre öffnen und dann die Hausthüre; der Bock, der eben stark drückte, fiel, als die Thüre plötzlich aufging, zum Haus hinein und die Treppe in den Keller hinab, welcher gleich hinter ihm verschlossen wurde.

„Nun" sprach er „wollen wir die listigen Hebräer wieder mit Thieren bekriegen;" er ließ alle Schweine, die er haben konnte, vor seinen Braven hertreiben. Die Juden, die ihres Sieges gewiß, schon wieder aus der Schule heraus waren und ihren alten Trödelmarkt unter heftigem Gezänke, wem jedes Stück zugehöre, auseinandersuchten, schwärmten wie die Ameisen auf der Gasse herum; als plötzlich die Schweine von den Nadelstichen der Schneider gereizt in die Gasse einbrachen und Alles niederrannten. Die Rache der Schneider war vollkommen; die Juden waren gänzlich in die Flucht geschlagen, sie flohen alle nach ihrem Kirchhof, den sie verschlossen.

Nun erbrachen die Schneider die Judenschule, in der es zu ihrem Erstaunen ganz helle war; denn da saß der lange Tag, so lang als er war, mit Zopfband an einem Pfeiler angebunden, und hatte ein großes Stück Maßekuchen in den Händen, an dem er aß, und sang mit vollem Maule ein hebräisch Lied. Er hatte einen himmelblauen Rock an, unten herum mit lauter Zimpeln behängt, und sang wie eine Nachtigall.

Die Schneider zögerten nicht lang, nähten ihm Hände und Füße zusammen, banden ihm Stricke an die Beine und schleiften ihn, indem sie sich alle vorspannten, nach ihrer Herberge. Als sie durch die Straßen von Amsterdam den himmelblauen Labelang schleppten, ward es helle, und die Mittagssonne trat plötzlich über dem Rathhaus hervor.

Der Jubel des Volks war allgemein; aber die Generalstaaten nahmen es den Schneidern sehr übel, daß sie den langen Tag auf die Herberge und nicht auf das Rathhaus gebracht hatten. Sie kamen vor die Herberge geritten und forderten die Schneider auf, den langen Tag herauszugeben zum allgemeinen Besten der Republik. Aber die Schneider sagten: „Haben wir die Gefahr gehabt, so wollen wir auch den Genuß haben" welches ihnen endlich auf unbestimmte Zeit zugestanden ward.

Nun waren die neunmal neun und neunzig Schneider gar nicht mehr zu bändigen vor Hoffart und Tapferkeit. Sie putzten sich den langen Tag mit tausend bunten Lappen und besetzten ihn mit Borten und gesponnenen Knöpfen, benähten ihn mit Steifleinwand und Kameelhaar; hierauf machten sie ein großes Netz und stellten es vor die Kellerthür. Wüthend stürzte der Bock herauf und verfing sich in dem Netze. Da warfen sie ihn an die Erde und vernähten ihm alle Luftlöcher des Leibes, daß er kaum athmen konnte.

Nun banden sie ihn an eine Menge Stricke, setzten den langen Tag auf ihn und führten ihn mit Triumph durch die Straßen von Amsterdam unter dem lauten Jubel der Menge. Da fiel plötzlich ein großer Schnee, und weil die Schneider gut getrunken hatten, glitten sie hie und da aus; der Bock gewann dadurch die Freiheit, nahm sich zusammen und begann in Carriere nach der Judengasse zu rennen. Viele der Schneider, die nicht los lassen wollten, wurden erbärmlich geschleift. Mein Vater aber, der ein Stück Tuchende an den Schwanz des Bocks gebunden hatte, woran er ihn führte, wollte wenigstens seinen Theil nicht losgeben. Schnell zog er seine Scheere und schon stürzte der Bock mit den Vorderfüßen durch das Thor der Judengasse, als er ihm glücklich den Schwanz noch abschnitt und diesen,

wenn er gleich darüber tüchtig auf den Hintern fiel, wenigstens doch rettete.

Der lange Tag aber war verloren, der Bock riß ihn mit durch das Pförtchen des Judenthors; abstreifen konnte er ihn nicht, denn die Schneider hatten ihn an den Bock fest gemacht.

Da es aber trotz seines Verlustes hell blieb und die Finsterniß sich ganz verloren hatte, wollten sie es nicht noch einmal wagen, ihn zu erobern, und zogen, von den undankbaren Amsterdamern verspottet und verlacht, nach ihrer Herberge zurück. Um hier nicht den Anschein zu haben, als hätte sie der kleine Unfall gebeugt, veranlaßten sie eine Gasterei und eine Schlittenfahrt, an deren Folgen die meisten der edlen Helden zu Grunde gingen. Dieses ganze Fest habe ich in Reime gebracht und will es euch singen, liebe Mitbürger:

Als nun die Schneider zur Herberg kamen,
Da konnten sie nicht hinein;
Da krochen ihr neunzig
Neunmal neun und neunzig
Zum Schlüsselloch hinein.

Und da sie nun versammelt waren,
Da hielten sie einen Rath,
Da saßen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
Auf einem Kartenblatt.

Und weil sie alle hungrig waren,
Da hielten sie einen Schmaus,
Da fraßen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
An einer gebratenen Maus.

Und weil sie alle durstig waren,
So faßten sie einen Muth
Und soffen alle neunzig

Neunmal neun und neunzig
Aus einem Fingerhut.

Und weil der Schnee gefallen war,
So hielten sie Schlittenfahrt,
Und fuhren ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
Auf einem Geißenbart.

Und als sie wieder zur Herberg kamen,
So hielten sie einen Tanz,
Da tanzten ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
Auf einem Geißenschwanz.

Und als sie all' besoffen waren,
So sahen sie nichts mehr
Und krochen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
In eine Lichtputzscheer.

Und als sie ausgeschlafen hatten,
Da konnten sie nicht heraus,
Da warf sie alle neunzig
Neunmal neun und neunzig
Der Wirth zum Fenster hinaus.

Und als sie vor das Fenster kamen,
Da fielen sie um und um
Da kamen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
In einer Gosse um.

So war das unglückliche Ende dieser neunmal neun und neunzig Braven; sie, die nicht der grausame Sündenbock der alttestamentalischen Glaubensgenossen hatte besiegen können, unterlagen den Sünden des jugendlichen Uebermuths, die schon man-

chem Helden den Helmbusch geknickt haben; sie, die den langen Tag der Juden bezwungen hatten, wurden von einem kurzen Freudentage erdrückt und erblickten das Licht nicht wieder, welches ihnen mit der Lichtputze ausgelöscht worden.

Mein Vater allein, weil er zuerst in die Lichtputze gekrochen war, fiel lebend auf die andern und machte sich nach Haus. Es war Morgens gegen drei Uhr, und der Tag begann zu dämmern; er schlich nach seiner Werkstatt. Aber hier hatte er noch einen schweren Kampf zu bestehen. Er hatte für einen durchreisenden König von Polen ein Kleid zu verändern, und da es morgen fertig sein sollte und der heutige Tag im Kriegsgetümmel verloren gegangen war, so machte er sich selbst daran, es aufzutrennen. Denn seine Gesellen waren alle unter den Helden umgekommen. Da er nun im besten Trennen war, kam ihm plötzlich aus einer Nath des Rockes ein schreckliches Ungeheuer entgegen, eine Laus; und sie protestirte dagegen, daß er den Rock auftrennte. Der Schneider, dem aus Schrecken die Scheere unter den Tisch gefallen war, erholte sich bald wieder und sagte zu ihr: „Ich muß Sie bitten, meine Stube zu verlassen und nicht viel Aufhebens zu machen, sonst werde ich grob." — „Elender Ziegenschwanz!" sagte die Laus hohnlächelnd „wäre ich nicht von königlichem Geblüt, ich wollte dir für deine Insolenz Nasenstüber geben." Das Wort Ziegenschwanz, als eine Stichelei auf das unglückliche Bocksgeschlecht der Schneider, nahm mein Vater krumm und erwischte die Elle und schlug nach der Laus, die er aber verfehlte, worauf sie höchlich ergrimmt zu ihm sprach: „Nothwehr hebt allen Stand und Rang auf, und ich lasse mein königliches Geblüt herab und fordere dich auf Tod und Leben heraus" worauf sie meinen Vater auf die grimmigste Weise anfiel. Er wehrte sich wie ein Held; aber ermattet vom Kampf ward sie Meister über ihn und warf ihn unter die Bank, doch diente ihm dies zum großen Glücke, indem er unten seine Scheere wiederfand und sie so vortrefflich gegen das Ungeheuer gebrauchte, daß er ihr den Kopf damit abschnitt. Aber ermattet lag er nun unter der Bank und hatte die Kräfte nicht, sich wieder herauszuwinden, bis ihm glücklicher-

weise ein Floh zur Ader ließ, was ihm so wohl anschlug, daß er sich erholte und unter der Bank hervorkroch. Nun weckte er seine Frau und mich und erzählte ihnen seine Heldenthat. Diese, als ein kluges Weib, sagte: „Da die Laus von königlichem Geblüt ist, so dürfen wir die schöne Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, und somit will ich sie uns zum Frühstück zubereiten, und wenn wir sie verzehren, sind wir dann alle auch von königlichem Geblüt.“ Meinem Vater und mir, der immer viel Ehrgefühl hatte, war dieser Gedanke sehr willkommen. Schnell ward das Ungeheuer an einer Nadel gebraten und auf einer Knopfform aufgetragen, und bald war sie verzehrt, und so waren wir von königlichem Geblüt. Ich aber machte folgendes Gedicht

Der Schneider trennt des Königs Rock,
Da findet er die Laus;
Sie macht sich paßig, nennt ihn Bock
Und fordert ihn heraus.

Dem Schneider fiel vor Schreck die Scheer,
Er faßt sich einen Muth,
Er greift nach seiner Elle schwer,
Setzt auf den Fingerhut.

Sie sprach: „Ich bin von Königsblut,
Du bist ein Ziegenschwanz!“
Und packt ihn an mit grimmer Wuth;
Das ward ein böser Tanz.

Die Laus gewann die Oberhand,
Sie stellt dem Schneider ein Bein
Und drückt den Schneider an die Wand,
Wirft ihn zur Höll hinein.

Da war's für ihn ein großes Glück,
Daß er die Scheer ertappt,
Da hat der Held ihr am Genick
Den Kopf schnell abgeknappt.

Doch lag er da ermüdet sehr,
Vom Kampf ganz matt und blaß,
Zum Glück hüpft da der Floh daher,
Hilft ihm mit Aderlaß.

Er weckt den Sohn, er weckt das Weib,
Erzählt die Heldenthat;
Sie sprach: „Ich schnell des Todten Leib
An einer Nadel brat.

Dem Schneider, sammt dem Weib und Kind
Bekam das Frühstück gut;
Sie schwuren nun: „Wir Dreie sind
Von königlichem Blut.“

Kaum hatte sich nun der Tag über den Thürmen von Amsterdam wieder sehen lassen, als man eine neue, viel schrecklichere Noth als gestern bemerkte. Alle Kanäle und Cisternen waren ausgetrocknet, kein Tropfen Wasser war in der Stadt, Thee und Kaffee konnte nicht gekocht werden, und es wußten sich die Mägde, die sonst immer die Häuser von oben bis unten mit Wasser abzuwaschen pflegten, nicht zu helfen und zu rathen. Alle Schiffe, die auf den Kanälen nach Amsterdam zu kommen pflegen, saßen auf dem Grund; die Reisenden stiegen aus und kamen zu Fuß herein in die Stadt und vermehrten mit ihren Erzählungen den Jammer. Niemand wußte den Grund, wenn gleich alle Leute auf den Grund der ausgetrockneten Quellen sehen konnten. Nur war diesmal bei den Juden keine Rettung zu holen. Sie waren selbst übel daran und konnten sich nach ihrer Gewohnheit nicht baden und waschen, was sie doch so sehr bedurften, weil sie sich gestern in der Schlacht mannigfach besudelt hatten.

Als nun die Brunnenmeister überall herumliefen und nach Wasser bohrten und immer auf dem Trockenen blieben, kam endlich ein wandernder Schneidergesell auf die Herberge, ganz blaß und erschrocken; er zitterte wie ein Espenlaub, und da die andern

Gesellen ihn zu ermuntern suchten und ihm ihre gestrigen Heldenthaten erzählten, sagte er: „Ihr habt gut schwätzen; aber ich habe etwas erlebt, worüber alle andern Schneider der Welt vor Schrecken gestorben wären; ich habe zwei Meilen von der Stadt gestern einen Kerl stehen sehen, höher wie der höchste Berg; er warf einen Schatten über das Land, pechschwarz. Nun hatte ich mich niedergelegt in einem Schotenfeld, um nicht von ihm bemerkt zu werden; aber wer konnte da ruhen? Eine gewaltige Erschütterung der Erde jagte mich auf; ich sah den Riesen niedergekniet und an der Amstel trinken, er machte dabei ein Geschlürfe, als wenn er die Welt verschlingen wollte, und stellt euch vor, ein ganzes Marktschiff mit Mann und Maus, voll Bauern und Weiber und tabakrauchenden Soldaten schluckte er mit hinunter und verzog keine Miene dazu. Da überfiel mich aber auch ein solcher Schauder, daß ich mich abermals in eine Schote verkroch. Nach einer Weile guckte ich wieder hervor und sah, daß er sich niedergelegt hatte und daß sein Kopf gar nicht weit von mir entfernt lag. Aus Angst ließ ich meinen Bündel und mein Bügeleisen liegen, um desto schneller davonzulaufen. Als ich aber an seinem Nasenloch vorüberzog und er gerade den Athem ausstieß, ergriff mich der Sturm und wehte mich bis vor die Thore der Stadt. Nun, meine Freunde!“ sagte er „Gott behüte jeden Menschen vor solchem Schreck;“ und nach diesen Worten redete er keine Sylbe mehr; er sank von der Bank und war maustodt.

Die Schneider waren höchlich über diese Nachricht erschreckt und liefen auf das Rathhaus und erzählten sie den Generalstaaten. Die merkten dann gleich, wie viel Uhr es geschlagen hatte; sie sahen leicht ein, daß die gestrige Dunkelheit nichts als der Schatten des unvernünftigen Riesen gewesen sei, der über Amsterdam hinfiel und daß der Wassermangel durch nichts veranlaßt worden wäre, als durch das Trinken des großen Schlingels an der Amstel.

„Es ist keine Zeit zu verlieren“ schrie da der Gescheidteste von allen Generalstaaten; „jetzt, da der Riese sich niedergelegt hat, ist er gewiß am ersten zu bezwingen; man rüste sich und

ziehe ihm entgegen und suche ihn durch die Menge zu besiegen. Die edlen Schneider, die gestern sich schon mit Ruhm bedeckt haben, werden die Republik Holland heute auch nicht im Stiche lassen." Da sagten mehrere Schneider: „Ja, wir wollen gewiß das Unsrige thun, wenn wir nur einen Anführer von königlichem Geblüte hätten." Kaum hatten sie dies gesagt, als die Amsterdamerzeitung hereinkam; das ist aber nichts anders, als ein altes Häringsweib mit einer Violine, die die neuesten Neuigkeiten in Reimen absingt und dazu geigt. Sie sang nicht nur die Schrecknisse des gestrigen Tages ab, sondern auch die herrliche Standeserhebung meines Vaters, der von königlichem Geblüt geworden war. Erstaunt hörten die Generalstaaten zu; sogleich machten sie sich auf, meinen Vater zu besuchen, sie stellten ihm Wachen vor die Thüre, und ließen, indem sie ihm den größten Respekt bezeigten, die Aufforderung an ihn ergehen, das Vaterland zu retten.

Mein Vater ließ sich das nicht zweimal sagen, um so mehr, da der Zeitpunkt günstig war; denn so eben hörte man den Riesen schnarchen, und alle Thürme zitterten, so daß die Glocken von selbst zu läuten begannen. Eiligst begab er sich auf die Herberge, versammelte alle Schneider, die sich ihm im Leben und Tod zu folgen verschworen. Nun ordnete er den Heerzug folgendermaßen; vor der ganzen Schaar wurde der eroberte Ziegenschwanz an einer Elle als Ehrenfahne und Feldzeichen hergetragen; dann folgten die Schleuderer, Wachsknollen und Knopfformen in Schleudern von Tuchenden schwingend; dann folgten die leichten Truppen, mit Nähnadeln und Scheeren bewaffnet; dann die schwere Garde, mit Stopfnadeln, Ellen und Bügeleisen und Fingerhüten gerüstet. Mir selbst hatte mein Vater das Siegeszeichen, den Geißenschwanz, anvertraut zu tragen, weil ich auch von königlichem Geblüt war. Unser Schlachtgesang war die Hymne, die ich auf meines Vaters Heldenthat gemacht; nicht darf ich vergessen, daß unter dem Geißenschwanz das blutige Hemd, worin sich mein Vater gegen die Laus geschlagen, als Fahne befestigt war mit der Inschrift: Laus deo soli atque sartori, Gloria victoria sartoria. So zogen

wir unter den Glückwünschen der Amsterdamer aus der Stadt dem Riesen entgegen.

Als wir aber kaum eine kleine Meile über den Damm hingezogen waren, ließen wir recognosciren, und es ward gemeldet, daß ein entsetzliches Ungeheuer mit einem beinernen Haus auf dem Buckel quer über dem Damm liege. Als drei kühne Helden mit Nadeln nach ihm gestochen, habe es plötzlich ein paar ungeheure Hörner herausgestreckt, daß die drei Braven vor Schrecken niedergefallen; die andern seien sogleich zurück, um es zu melden.

Nun sendete mein Vater ein Hundert Freiwilliger voraus, um den Weg von dem Ungeheuer zu befreien, und zog ihnen dicht auf den Füßen nach. Als wir auf die Stelle kamen, war die Schnecke bereits quer über den Damm weggekrochen. Wir sahen sie unten im Grunde und ließen sie ruhig ihren Weg fortsetzen, weil man dem fliehenden Feind goldene Brücken bauen soll. Die drei Braven retteten wir; sie klebten auf dem Wege fest im zähen Schleim, mit welchem das Ungeheuer seinen Weg bezeichnet hatte. Da sie zurück in das Hospital gebracht waren, schlug man eine Brücke mit Ellen die auf Bügeleisen ruhten, und kam glücklich über den Morast.

Nun hörte man den Riesen immer lauter schnarchen, und mein Vater hielt Kriegsrath, in dem beschlossen wurde, daß das ganze Heer sich die Ohren mit Baumwolle zustopfen solle, um den Muth nicht zu verlieren, und dann wollten sie dem schlummernden Riesen die Nasenlöcher und den Mund zunähen, daß er ersticken müßte. Aber der Himmel hatte es anders verfügt. Die treulosen Juden, um sich für ihre gestrige Niederlage zu rächen, hatten dem Riesen den verhaßten Sündenbock zum Succurs geschickt. Plötzlich trat uns der Schelm am Wege meckernd entgegen, und ergrimmt, seinen Schwanz an unsrer Fahne zu sehen, stellte er sich in Positur. Das ganze Heer der Schneider ergriff die Flucht und eilte in eine tiefe Höhle, die sich ihnen glücklicherweise am Wege gegenüber darbot; mich aber nahm der Bock auf seine Hörner und schleuderte mich hoch durch die Luft, daß mir Hören und Sehen verging. Ich fiel glücklicher-

weise in des Riesen Bart nieder und litt keinen Schaden; aber als ich drin zappelte, mich los zu machen, erwachte der Bursche, richtete sich auf, nahm sein Schwert, das wie ein Strom von blankem Stahl neben ihm im Grase lag, griff dann nach der Scheide, die auf der andern Seite lag, und stieß es hinein, wobei der Degen etwas knirschte. Da er dies bemerkte, sagte er: „Was Kukuk! da ist mir Dreck in die Scheide gekommen" und zog den Degen wieder heraus. Aber Himmel! welch jämmerlichen Anblick hatte ich da! Die beiden Seiten des verfluchten Schwertes hingen voll Blut und zerquetschten Leichnamen: es war die Scheide jene unglückliche Höhle gewesen, in die das tapfere Heer der Schneider sich gerettet hatte, welches Blut nun aber durch des Riesen Schwert jämmerlich vergossen um Rache schrie. „Hum" sagte der Riese „das ist eine kuriose Schmiere!" und da der Bock dastand, ließ er ihn den Säbel ablecken. Mir that dieser Anblick so jämmerlich weh im Herzen, daß ich laut aufschrie: „O barmherziger Himmel! welch gräßliches Schauspiel!" Der Riese bemerkte mich und sagte: „Ei, du kurioses kleines Kerlchen! wie kommst du in meinen Bart?" Worauf ich niederkniete in sein Ohr und ihm alles erzählte, was gestern und heute in Amsterdam vorgefallen sei und wie er das unüberwindliche Heer der Schneider zerquetscht. Als er mich vom langen Tag erzählen hörte, fing er heftig an zu weinen, und wäre ich nicht in seinem Ohr gesessen, so wäre ich verloren gewesen; denn die Thränen liefen ihm in zwei ungeheuren Wasserströmen aus den Augen nieder. „Ach" sagte er „so habe ich denn meinen lieben Bräutigam gefunden, nun rathe mir, mein theurer, einziger Freund! wie kriege ich ihn am schnellsten, und ohne noch ferner Menschenblut zu vergießen, was meinem zärtlich liebenden Herzen ungemein schwer fällt, aus den Händen der Juden? Denn du mußt wissen, daß ich ein zärtlich liebendes Jungfräulein bin, welches seinen Bräutigam als Mann verkleidet sucht; ich bin die lange Nacht, und der berühmte Zauberer Rabbi Süß Oppenheimer Mayer Löb Rothschild Schnapper Pobert hat mir ihn durch seine Beschwörungen am Hochzeitabend aus den Armen entführt, weil er aus den Sternen gelesen, daß aus der Ehe der langen

Nacht und des langen Tages der jüngste Tag sollte geboren werden. Er senkte mich in einen tausendjährigen Schlaf, aus dem ich vor hundert Jahren erwacht bin, seit welchen ich nun nach meinem lieben Bräutigam suche. O wie traurig bin ich, daß ihn die Juden gefangen halten; sie haben mir aus meinem süßen Bräutigam gewiß auch einen Juden gemacht; überhaupt sind die Schelme meinem Geschlechte blutfeind: sie haben mir meine Brüder Goliath und Holofernes vernichtet und wollen auch mich ruiniren." Nun antwortete ich der Jungfrau folgendermaßen: „Verehrte Demoiselle! mein Rath wäre dieser, daß Ihr den Sündenbock hier festhieltet und mich nach Amsterdam als einen Gesandten zurückließet, von den Juden den langen Tag dagegen zur Auswechslung zu fordern." — Dieser Rath gefiel der Dame ungemein; sogleich nahm sie den Sündenbock und steckte ihn in den Busen und blies mich, mit vollkommener Vollmacht versehen, von ihrem Finger sanft auf einen Heuwagen in Amsterdam vor das Rathhaus nieder.

Als mich das Volk erblickte, zerrissen sie mich fast um Neuigkeiten von der Armee; aber ich eilte zuerst zu den Generalstaaten, meine Gesandtschaft auszurichten. So groß die Trauer der Hochmögenden über den schrecklichen Untergang so vieler Helden, so groß war auch die allgemeine Wuth gegen die Juden, welche durch ihr Gefangenhalten des langen Tages die zärtliche Riesenbraut ins Land gelockt und durch ihren Sündenbock die Schneider ins Verderben gestürzt hatten.

Nach langem Ueberlegen ergriffen die Generalstaaten folgenden Entschluß: Die Riesin muß aufs Schleunigste befriedigt werden, damit sie sich aus dem Lande begibt; die Juden sind daher durch die schnellsten Maßregeln zur Freilassung des langen Tages anzuhalten, welchen sie wohlgekleidet und geschmückt ausliefern sollen, wofür ihnen ihr Bock bis auf weitere Untersuchung zurückgegeben wird. Der Riesin aber wird allein unter der Bedingung ihr Bräutigam zurückgegeben, daß sie als Jungfrau die vereinigten Niederlande verlasse und erst über der Grenze ihre Hochzeit feire, weil allerdings zu befürchten wäre, daß, sollte sie auf diesem meerentrissenen Lande, das auf Däm-

men und Pfählen ruhe, ihren Brauttag halten, sie einige Provinzen als Löcher in den Grund des Meeres treten könnte. Mit diesen Vorschlägen ward ich zurückgesendet.

Ich stellte der Riesin, die noch immer an der Erde lag, diese Wünsche der Generalstaaten vor, und sie, als eine sehr gutmüthige Person, willigte ein und blies mich mit diesem Auftrage wieder in die Stadt. Nun hatte man während dem sich des langen Tages bemächtigt, ihn schön ausgeschmückt und ihn auf einem Floß, das auf sechzig Schiffen erbaut war, eingeschifft und so ins weite Meer gefahren. Der langen Nacht ward nun angezeigt, ihr Bräutigam sei bereits unterwegs und erwarte sie zwischen Dover und Calais. Schnell warf sie den Sündenbock nieder, der in die Stadt auf den Judenkirchhof zurück galoppirte, und begab sich mit Riesenschritten hin, wo ihr Bräutigam eben ans Land stieg.

Ich hatte ihn auf der Flotte begleitet, um Alles mit anzusehen; aber es bekam uns schlecht. Der Fleck Landes, wo der lange Tag die lange Nacht zum erstenmale wieder umarmte, war eine Landenge, welche Frankreich und England vereinigte. So eben war das englische Einhorn und der französische Hahn dort in einem Streite begriffen; als die Riesenjungfrau aber zwischen sie trat, machten sie Waffenstillstand mit einander, um ihr Artigkeiten zu machen. Der Hahn lief um sie herum, krähte, schlug mit den Flügeln und kokettirte; das englische Einhorn aber legte ihr sein Haupt in den Schooß. Als der Bräutigam ans Land stieg, war er über diesen Handel sehr erfreut, weil er wußte, daß das Einhorn die Gewohnheit hat, sich nur vor tugendhaften Jungfrauen zu demüthigen. Er umarmte nun seine Braut im Angesichte der holländischen Flotte, und beide luden den Hahn und das Einhorn zu Zeugen ihrer Verbindung ein. Die Braut nannte sich mit ihrem Taufnamen Continent, der Bräutigam aber Marinus. Sie überhäuften sich mit Liebkosungen; nun gaben sie den beiden Zeugen folgende Geschenke: Continent sagte zu dem Hahn: Du sollst mächtig sein auf Erden, und Marinus sagte zu dem Einhorn: Du sollst mächtig sein auf dem Wasser und den Inseln.

Hierüber wurden beide eifersüchtig und begannen wieder zu streiten. Aber die Brautleute hießen sie nach Hause gehen und begannen so heftig zu tanzen, daß die Landenge zu reißen begann. Als aber auf der einen Seite der Hahn eine Menuette krähte und das Einhorn auf der andern Seite einen englischen Tanz sang, kamen sie aus dem Takt und zerrten sich so herum, daß Marinus seiner Braut einen Ermel ausriß; zu gleicher Zeit brach die Landenge entzwei, das Meer strömte zwischen England und Frankreich durch und trennte den Hahn und das Einhorn auf ewige Zeit. Was aus den Brautleuten geworden ist, weiß ich nicht, da das Wasser, das durch das zerrissene Land durchströmte, unsere Flotte mit solcher Geschwindigkeit zurück trieb, daß wir, ehe wir uns versahen, wieder in Amsterdam waren. Der neu entstandene Kanal wurde, weil er entstanden, als der Ermel der Braut ausgerissen wurde, „Canal de la manche", Ermelkanal, genannt, und der Ermel, welchen die Fluth des Meeres weit, weit hinweggeschwemmt, heißt seitdem Ermelland.

Als wir unsere Nachrichten den Generalstaaten hinterbrachten, dankte Alles dem Himmel, daß die Hochzeit auf unserem Grund und Boden war vermieden worden, und dachte nun daran, wie man die Juden bei der ersten Gelegenheit für ihren mannigfach bewiesenen Starrsinn strafen sollte. Diese Gelegenheit ereignete sich bald.

Die Kirchhofmauer der Juden war, als sie sich alle hineingeflüchtet vor den Schneidern, beschädigt worden, und sie hatten sie einem Maurer wieder herzustellen verakkordirt. Als dieser eines Mittags von seinem Gerüste herunterstieg und, auf einem Grabsteine sitzend, seinen Käs und Häring als Mittagsbrod aß, kam der vorwitzige Sündenbock, dem wegen des vielen geleckten Schneiderbluts das Fell juckte, und scheuerte sich so stark an einem Pfahle des Gerüstes, daß es über ihm zusammenstürzte und ihn maustodt schlug. Die Juden, von dem Getöse herbeigelockt, begannen ein großes Geschrei und fingen den Maurer, schleppten ihn auf das Rathhaus und wollten ihren Bock, den sie auf zweihundert Thaler schätzten, von ihm bezahlt haben.

Das Recht ward ihnen zugesprochen; der Maurer mußte die zweihundert Thaler bezahlen. Weil er aber das Geld nicht hatte, fragten ihn die Generalstaaten: ob er ihnen alle seine Rechte abtreten wolle? „Von Herzen gern“ sagte der Maurer und begab sich weg.

Die Generalstaaten zahlten den Juden nun die zweihundert Thaler, und sie gingen zufrieden nach ihrer Gasse zurück. Wie erstaunten sie aber, als nach einer Stunde der Scharfrichter von Amsterdam in ihre Gasse mit seinem Karren kam und den Bock im Namen der Generalstaaten mit Gewalt als ihr erkauftes Eigenthum abholte. Sie waren in Verzweiflung, ihr geheiligtes Thier in so unehrlichen Händen zu sehen, und bezahlten nun den Generalstaaten eine ungeheure Summe, um ihn wiederzuerhalten und zu begraben. Allein dies war noch nicht genug. Man hatte erfahren, daß sie dem langen Tag ein Stückchen abgeschnitten und es als ihren langen Tag zurückbehalten hatten. Dies mußten sie nun mit dem Magistrate theilen, welcher es in der Schneiderherberge aufhängen ließ zu einem ewigen Gedächtnisse, wie herrlich sich die Schneider um den Staat verdient gemacht. Auf Ansuchen der vielen zurückgelassenen traurigen Schneiderwittwen wurde es blau gefärbt und der blaue Montag, der Schneider ewiger Feier- und Spieltag, genannt.

Dieser Tag, als ein Ehrentag der Schneider, ward nun durch die ganze Welt ausgerufen und lockte eine große Menge von Gesellen nach Amsterdam, welche, die Wittwen heirathend, Meister wurden und die große Schneiderlücke, welche der Bock gerissen hatte, bald wieder ausfüllten. Ich aber, der so früh schon so gewaltige Thaten gethan und der das adeliche Blut in allen seinen Adern fühlte, wollte nicht mehr in Amsterdam, welches mir nach meines Vaters Tod ein Ort der Trauer war, bleiben, und machte mich fort auf die Wanderschaft.

Nachdem ich viele Städte durchzogen, gefiel es mir hier in Mainz ziemlich wohl; doch wurde ich immer wegen meiner kleinen Figur geneckt, weil hier die Schneider viel größer waren; und überhaupt war die kleine Raçe meiner Handwerksbrüder in Amsterdam ziemlich ausgestorben. Erzählte ich nun meine Helden-

thaten, so lachte mich meine hiesige Meisterin aus. Das zog ich mir, der von königlichem Geblüt war, sehr zu Herzen und wünschte herzlich, daß meine Zeit um sein möchte, und daß ich weiter wandern könnte, die Erstaunung der Welt durch meine Heldenthaten zu erregen.

Nun gab uns der Meister alle Tage, die der liebe Gott geschaffen, zweimal Kraut zu essen, welches mich sehr erbitterte. Ich machte ihm daher Vorstellungen; aber er ließ mit seinem Kraut nicht nach, welches mich sehr melancholisch machte. Als ich nun eines Tages am Fenster saß und nähte, ging eine hübsche Jungfer vorbei. Sie trug einen Korb voll rothbackiger Aepfel, ich winkte ihr, und sie schenkte mir einen, und ich schenkte ihr dafür ein Nadelkissen in Gestalt eines Herzens, das ihr viel Vergnügen machte. Der Apfel stand nun neben mir, und ich sah ihn mit unbeschreiblicher Freude an; denn er erinnerte mich immer an das schöne Kind, das ihn mir gegeben hatte. Ich fühlte durch seinen Anblick mein königliches Geblüt von Neuem erwachen, welches durch das ewige Krautessen ganz matt geworden war, und nahm mir nun vor, mich heftig gegen das Kraut zu empören. Als nun der Meister Mittags wieder Kraut auftrug, sang ich ihm folgendes Lied vor:

„Ich habe mein Vertrauen
Auf Fleisch und Wurst gebaut
Und soll schon wieder hauen
Ins Kraut, ins ew'ge Kraut.
Ach Kraut, vor dem mir's graut!
Soll zweimal 's Tags dich kauen
In meine zarte Haut.

Du, Meister, bist ein Krauter,
Der leicht das Kraut verdaut,
Mich überläuft ein Schauder,
Wenn mich das Kraut anschaut,
Ach! alle Tag zwei Kraut,
Macht jährlich zu verdauen
Siebenhundert dreißig Kraut."

Als ich dies laut sang, wurde der Meister zornig und schlug mit der Elle nach mir; aber ich schlüpfte unter den Fingerhut. Er suchte mich überall, und ich entwischte ihm immer. Bald war ich in einer Ritze, bald in einem Knopfloch, bald unter den Lappen, und er konnte mich nie erwischen, bis er sich endlich niedersetzte, aus Furcht, sein Kraut möchte kalt werden, und es zornig in sich hinein aß, worüber er gewaltige Leibschmerzen bekam und sich nun niederlegte, um sich den Leib mit einem warmen Bügeleisen plätten zu lassen. Kaum war er zur Thüre hinaus, als ich meinen Entschluß faßte, ihn zu verlassen. Ich sah meinen geliebten rothen Apfel an, und bemerkte zu meinem großen Verdruß, daß sieben Fliegen darauf saßen! Schnell nahm ich eine Fliegenklappe und schlug sie glücklich auf einen Schlag todt. Nach diesem gewaltigen Sieg erwachte mein Heldengefühl in seinem ganzen Umfange, und ich entschloß mich, als ein Ritter auf Abenteuer auszugehen. Ich sang das Kriegslied, das ich auf meinen Vater gemacht, ohn Unterlaß, nachdem ich mir auf einen rothen Lappen mit schwarzer Seide die Worte nähte: „Sieben auf Einen Schlag.“ Dann packte ich meinen Bündel zusammen und schrieb mit Kreide dem fatalen Krauter an die Thür:

„Kraut und Rüben
Haben mich vertrieben,
Hätt'st du, Krauter! Fleisch gekocht,
So wär' ich länger blieben.“

Und nun nahm ich meinen Apfel und ging zum Haus hinaus in die Fremde auf Paris los.

Als ich einstens Abends in einen Wald kam und nicht wußte, wo ich mich hin verkriechen sollte, damit nicht etwa ein wildes Eichhorn mich fressen möchte, sah ich plötzlich einige Schritte von mir im Grase etwas glänzen. Ich nahte mich, und sieh da! es war ein ganzer schöner Harnisch. Ich ging erstens in einiger Entfernung rund um ihn herum, dann warf ich mit kleinen Steinen nach ihm, und als sie in ihn hinein

rasselten, bemerkte ich, daß er hohl sei und leer. Nun war ich vergnügt; denn wenn ich in den Harnisch hinein stieg, hatte ich ja das schönste stählerne Haus auf diese Nacht, und das that ich auch ohne alle Umstände. Ich stieg durch das Visir hinein, das ich hinter mir zuschloß, spazierte vom Kopf bis zu den Füßen darin herum und fand ihn überall schön ausgepolstert und legte mich ruhig drin zu Bette, nachdem ich erst meinen Lappen mit den Worten: „Sieben auf Einen Schlag" zu dem Visir herausgehängt hatte. Kaum hatte ich's mir aber ein wenig bequem gemacht, so sah ich einen Mann im Hemde ankommen. Er sagte: „Das Bad war angenehm" und griff mit der rechten Hand in das Visir des Helmes, um ihn aufzuheben; aber ich klappte es mit solcher Gewalt zu, daß ich ihm die Finger einklemmte, und als er schrie:

„Wer, Kukuk, ist in meinem Helm?"

schrie ich wieder:

„Ich beiß die Hand dir ab, du Schelm;
Ich bin der Ritter Siebentodt,
Freß sieben auf ein Abendbrod."

Er sprach:

„Ach theurer, lieber Held!
Erbarmt Euch mein und laßt mich los,
Ich zahle Euch ein Lösegeld,
So viel Ihr wollt, wär's noch so groß."

Ich sprach:

„Erst sagt mir, wer Ihr seid,
Und ob es nach Paris noch weit?"

Er sprach:

„Ich bin der Prinz Burgund,
Der hier auf Königs Wache stund,

In einem Schloß, nicht weit von hier,
Ist jetzt des Königs Hofquartier;
Das englisch' Einhorn tobt im Land,
Drum hat der Hof sich hergewandt;
Ich mußte hier auf Wache stehn,
Und wollt' ein wenig baden gehn;
Nun kam ich wieder in dem Hemd,
Da habt Ihr mich so eingeklemmt."

Ich sprach:

„Ihr haltet schlechte Wacht,
Nehmt Euren Posten schlecht in Acht.
Doch thut mir einen Schwur und Eid,
So helf ich Euch aus Euerm Leid.
Geht, sagt dem König: im Walde ruht
Ein Held von königlichem Blut,
Er tödtet meistens alle Tag
Wohl sieben Helden auf Einen Schlag,
Er heißt der Ritter Siebentodt;
Sein Wappen ist ein Apfel roth,
Er bietet seinen Feinden Trutz
Und nimmt den König in den Schutz;
Er will vom Rennthier ihn befrein,
Wenn er ihm gibt sein Töchterlein;
Und daß die Jungfrau nicht erschrickt,
Wenn sie den großen Held erblickt,
Will er in zierlichster Gestalt
Sich geben ganz in ihre Gewalt;
Er will wie eine Puppe fein,
Ihr Freund und artig Spielwerk sein."

Kaum hatte der Prinz diese Worte gehört, als er hoch und theuer schwur, alles zu thun, was ich befehle, wenn ich ihm die Hand nicht abbeißen wollte. Ich sagte ihm: „Wohlan, mein theurer Prinz von Burgund, so ziehet Eure Hand zurück; ich

will, weil Ihr Euch billig finden lasset, Euch auch nicht entehren, ich will gleich meine artige kleine Gestalt annehmen und vor Euch hintreten, wie ich die Rettung von Frankreich vornehmen will; ziehet Euern Harnisch wieder an, gehet an den Hof und saget: daß ich Euch besiegt, daß ich aber, weil Ihr Euch so brav gehalten, Euch freigelassen und zu meinem Abgesandten zum König gemacht, dem ich meine Hülfe durch Euch anbiete." Nun ließ ich seine Hand los und sprang mit gleichen Beinen aus dem Harnische heraus, wo er sich dann überaus über meine kleine artige Gestalt erfreute und mir sagte, daß ich ihn hier wieder erwarten sollte, worauf er sich an den Hof begab.

Ich saß nun im Gras und dankte Gott, daß er mir so herrliche Gesinnungen eingeflößt. Mit meinen Verheißungen wird es sich auch schon finden, dachte ich und sah nur immer meinen lieben rothen Apfel recht an, welcher meinen Muth ungemein stärkte.

Sieh! da kam alsbald eine schöne Gesandtschaft von vornehmen Hofkavalieren, den Prinzen von Burgund an ihrer Spitze, zu mir her und luden mich von Seiten Ihrer Majestät sehr höflich ein, in das Schloß zu kommen. Sie hatten einen goldenen Sessel bei sich, ich sprang sogleich mit meinem Apfel darauf und ließ mich an den Hof tragen. Noch am Abend ward ich dem König und der Prinzessin vorgestellt, die sich sehr über meine Gestalt wunderte und einmal über das anderemal sagte: „O le petit drôle, qu'il est joli! qu'il est petit maître!" Das schmeichelte mir sehr, und der König versprach mir noch am Abend seine Tochter, wenn ich das Einhorn erlegen würde. „Ich kenne das Einhorn, Euer Majestät!" sprach ich „ich habe es gesehen, als ich auf der Hochzeit der langen Nacht und des langen Tages war, welche zwischen Calais und Dover gefeiert wurde, wo jetzt der Kanal de la Manche ist. Saget mir doch, wodurch hat sich denn der Streit mit ihm entsponnen?" — „Das ist ein sehr kritischer Fall" sagte der König „den alle Juristen nicht entscheiden könnten. Das Einhorn hatte einen schönen Garten auf seiner Seite, Bretagne genannt; als nun plötzlich die Erde zwischen den zwei Ländern brach und das Meer sich durchstürzte,

riß das Meer jenen Garten hinweg und führte ihn herüber auf meine Seite, wo mein Hahn seine Wohnung hatte, und so ist das Einhorn Morgens auf dieser Seite erwacht in seinem Garten. Da aber mein Hahn Morgens in seinen Garten gehen wollte, fand er ihn nicht mehr. Das Land hatte sich verwandelt, der Garten des Einhorns lag auf seinem Garten. Nun begann ein Streit, wer hier der Herr sei. Der Hahn sagte: Hier habe ich immer gewohnt, hier ist meine Grenze, hier ist mein Himmel. Das Einhorn sagte: Dieser Garten ist mein, diese Bäume hab' ich gepflanzt, diese Felder hab' ich gesäet. Der Hahn sagte: Trage deinen Garten hinweg! Das Einhorn sagte: Ich habe ihn nicht hergetragen und brauche ihn auch nicht wegzutragen. Nun entstanden Prozesse, die kein Ende nahmen, und endlich Krieg. Das Einhorn wüthete durch das ganze Gallien und hat mich schon bis hieher vertrieben. Täglich erwarte ich die traurige Nachricht, daß es sich meinem Hoflager nähere und ich mich von Neuem zurückziehen müsse." Kaum hatte der König diese Worte erzählt, als ein Courier hereintrat und die Nachricht brachte, daß das Einhorn sich nahen müsse; denn schon nahe sich das ungeheure Wildschwein, welches immer vor ihm herlaufe und das Land verwüste. „Ach!" sprach der König „wenn wir das abscheuliche Wildschwein nur los wären, mit ihm muß der Anfang gemacht werden, es ist der stärkste Bundesgenoß des Einhorns." Worauf ich ihm erwiederte: „Ihro Majestät, ich habe mich zwar allein anheischig gemacht, das Einhorn für die Hand Eurer reizenden Tochter zu bezwingen; so aber Ihro Majestät mir versprechen, mir Prinzessin Lilie morgen Abend zur Frau zu geben, so will ich morgen schon diesen Eber zu Ihren Füßen legen." Der König lächelte und sagte: „Mein theurer Ritter Siebentodt! ohne einen Zweifel in Eure Tapferkeit zu setzen, kommt es mir doch immer sehr kurios vor, wenn Ihr von solchen Heldenthaten sprecht. Doch sei Euer Begehren bewilligt: so Ihr das Schwein tödtet, soll Euch die Prinzessin gegeben werden."

Dies war unsere Unterredung am ersten Abend, worauf ich zu Bette ging und vortrefflich schlief. Am folgenden Morgen machte ich mich auf, um mein Heil mit dem Wildschweine zu

versuchen. Kaum war ich eine Stunde weit in den Wald gegangen, als ich das Grunzen des Schweines hörte. Mich ergriff eine unbeschreibliche Angst, als es im Gebüsche hinter mir rasselte. Schnell lief ich in eine Kapelle, die im Walde stand, und machte die Thüre zu; aber siehe da! das entsetzliche Schwein sprang zu mir durch das Fenster herein. Als ich es ankommen sah, sprang ich zur Thür hinaus und hielt sie zu; da sprang das Schwein wieder zum Fenster heraus gegen mich, und ich sprang wieder zu der Thüre hinein. Kaum fand das Schwein die Thüre abermals verschlossen, als es wieder zum Fenster hineinsprang und ich wieder zur Thüre hinaus, und so ging dies raus und rein und rein und raus über sechs Stunden lang, bis das Schwein, welches immer den schweren Sprung über das Fenster machen mußte, so müde ward, daß es in der Kapelle beinahe todt an die Erde fiel. Nun warf ich mit Steinen nach ihm, und als ich sah, daß es sich kaum mehr regen konnte, nähte ich ihm die Nasenlöcher und das Maul zu und schnitt ihm den Schwanz ab, worauf ich die Kapelle verschloß und mit meinem Schweineschwanz nach Hof zurückeilte.

Ich legte ihn dem Könige zu Füßen und begehrte Ketten und Jäger, um das Schwein abzuholen. Dies ward mir sogleich bewilligt. Ich zog mit Allem versehen hinaus; wir fanden das Schwein bereits erstickt und schleiften es an einer Kette gebunden nach Hof vor den König. Der Prinz von Burgund ward bleich vor Verdruß, mich als Held zu sehen; denn er hätte die Prinzessin Lilie selbst gern geheirathet, auch die Prinzessin wollte nicht daran, ein so kleines Herrchen zu heirathen. Aber der König, der ein Mann von Wort war, ließ sich nichts einreden; ich wurde sogleich mit Lilie zusammen getraut und saß beim Abendschmaus zwischen ihr und dem König. Da gab mir der Prinz von Burgund einen Trunk, der ein wenig stark war, und ich ward so berauscht, daß ich den andern Morgen auf meinem Hochzeitsbette erwachte. Die Prinzessin Lilie saß auf einem Lehnstuhl neben mir und sprach, als ich die Augen öffnete: „Gott sei Dank! Ihr lebt noch, mein Herr und Gemahl! ich zitterte schon für Euch. Was habt Ihr denn nur gehabt? Die ganze

Nacht sagtet Ihr: Wichst mir das Garn, oder Manchester, oder Kameelhaar, und dabei fuhrt Ihr mit den Händen aus wie ein Schneider, der näht!" — „Ei!" sagte ich „geliebte Prinzessin! ich träumte, daß ich in Manchester in Großbritannien ein Kameel in einem Garn gefangen hätte." Damit ließ sie sich zufrieden stellen, und wir begaben uns zum König.

Aber der war schon wieder in großer Noth. Ein Courier hatte ihm gemeldet, daß das Einhorn Paris eingenommen und auf die Nachricht von dem Tod des Schweines einen Riesen abgeschickt habe, den König todt oder lebendig zu fangen. Nun hetzte Alles an mir, und die Prinzessin sagte, ich müsse den Riesen besiegen, oder sie hielte mich nach meinen Träumen für einen elenden Schneider. Alles lachte laut, als sie dies sagte, und ich mußte, da ich mich einmal in den Handel eingelassen hatte, meinen zweiten Heldengang thun. Ich zog an drei Stunden durch den Wald; da hörte ich einen gewaltigen Tritt, daß die Erde zitterte, und kletterte in meiner Herzensangst auf einen hohen Kirschbaum, welcher vor einem kleinen Försterhaus stand. Aber wie erschrak ich, als der Riese an den Baum trat, an dem die Kirschen ganz bequem hingen; er aß bald hier, bald dort, und als er mich sah, sagte er: „Ei! du garstige Spinne auf den schönen Kirschen!" und nun gab er mir einen Schneller mit dem Finger, daß ich in den Rauchfang des Försterhauses flog und in einen großen Topf voll Buttermilch fiel, der auf dem Herde stand. Kaum war ich drin, als der Riese auch das Dach des Hauses abhob, nach der Milch griff und sie mit sammt dem Topf hinunterschluckte. Aber ich stemmte mich in seiner Kehle, daß er mich nicht herauf und herunterbringen konnte, und fing an, ihm mit meiner Scheere von innen den Hals aufzuschneiden, daß er wie ein Löwe brüllte und endlich todt niederfiel.

Da spazierte ich aus dem Loche heraus und lief eilends, blutig wie ich war, nach Hof; der König und meine Prinzessin waren nicht wenig erschrocken, mich so wieder zu sehen; aber ich schrie Victoria! und legte ihnen den Schnurrbart des Riesen, den ich mit vieler Mühe mitgeschleift hatte, zu Füßen. Nun zogen gleich die Stallknechte mit zwanzig Pferden mit mir zurück, und

wir schleiften den Riesen vor das Schloß. Abermal hielt man da eine große Gasterei und trank meine Gesundheit mit Pauken und Trompeten, und ich ward abermals so sehr berauscht, daß ich, ohne zu wissen, wie ich hineingekommen war, Morgens in der Brautkammer erwachte. Prinzessin Lilie saß wieder auf dem Lehnstuhl und begrüßte mich mit bittern Thränen. „Mein theuerster Gemahl und Held Siebentodt!“ sagte sie „wie war mir wieder Angst um Euch, Ihr schriet wieder im Traume: Was Kraut und immer Kraut! und dann sagtet Ihr: Zwei Ellen Futterbarchent 1 fl. 30 kr., für Façon 3 fl. 45 kr., für Steifleinwand in den Kragen 1 fl. 12 kr., für Nähseide und Kameelhaare 3 fl. 26 kr., und so immer fort eine ganze Schneiderrechnung; auch habe ich Eure Finger besehen und finde sie so gewaltig verstochen, daß ich in großer Angst bin, daß Ihr ein Schneider seid.“ Ich sagte ihr, sie solle sich dergleichen aus dem Sinne schlagen, ein Traum sei ein Schaum. Aber sie weinte immer fort und wollte mir keinen Kuß geben, bis ich das englische Einhorn gefangen hätte. Verdrießlich über ihren Eigensinn stand ich auf und sagte ihr, daß ich ihr das Einhorn bringen wollte.

So marschirte ich wieder in den Wald, wo mir bald allerlei flüchtige Leute begegneten, die mir sagten, das Einhorn sei in vollem Anmarsch. Ich ließ mich nicht stören und vertraute auf gut Glück. Bald hörte ich es heran rasseln durch das Gebüsch. Ich aber trat mitten vor dasselbe hin, und wenn es mich mit seinem Horn spießen wollte, sprang ich immer hinter einen Baum, und so neckte ich es lange, bis es ganz toll und blind mit seinem Horn dermaßen in das Astloch einer Eiche rannte, daß es sich selbst fing und nicht rückwärts noch vorwärts konnte. Nun war ich gleich bei der Hand und vernähte ihm dermaßen die Nasenlöcher und das Maul mit einer Kettennaht, daß es kaum Athem holen konnte, worauf es demüthig ward wie ein Lamm, und sich von mir an einer Halfter von Tuchenden ruhig in das Schloß führen ließ.

Als ich ankam, wollte der König eben mit Sack und Pack flüchten. Aber wie war die Verwunderung groß, mich mit dem

Einhorn zu sehen. Es neigte sich vor dem Könige und seufzte; dann führte ich es zu der Prinzessin, daß es ihr das Haupt in den Schooß legen sollte. Aber es schüttelte den Kopf und wollte nicht. Nun ward es gefesselt und in einen Thurm gesperrt. Der König konnte mir nicht genug danken, daß ich ihm seinen Feind gefangen; aber die Prinzessin war sehr verdrießlich, daß sich das Einhorn nicht vor ihr geneigt; und als der König sie bei Tisch fragte, warum sie trauere, sagte sie: „Was helfen mich alle die Siege des Helden Siebentodt? Ich werde ihn doch immer für einen Schneider halten, der mein Gemahl nicht sein kann, bis er öffentlich vor meinen Augen einen Kampf mit einem Geißbock besteht.“ Dieser boshafte Vorschlag ärgerte mich tief in der Seele, und ich erwiederte ihr: „Und ich werde Euch so lange für keine tugendhafte Jungfrau halten, als Euch das Einhorn den Kopf nicht in den Schooß legt.“ Sie wurde rasend darüber und warf mir ihren Handschuh hin. Da er aber von Ziegenleder war, sprang ein Geißbock, welcher Schloßgärtner war, hervor und hob ihn auf. „Wohlan“ sagte der König „Ihr, der Sieger über das Wildschwein, den Riesen und das Einhorn, werdet bald mit dem Geißbock fertig sein; beginnt den Kampf auf Leben und Tod!“ — Aber du mein Gott! wie schlimm stand es mit mir! denn kaum hatte der König ausgeredet, als mich der Geißbock auch schon mit den Hörnern im Hosenbund ergriff, mich ein paarmal hin und herschwenkte und mich dann mit unbeschreiblicher Gewalt über die Bäume hinaus in den wilden Wald schleuderte.

Ich fiel ganz sanft auf ein Bund Heu nieder, an dem einige Esel fraßen, und da sie mit ihren Mäulern noch ziemlich weit von mir entfernt waren, hatte ich noch keine Sorge und überlegte mein trauriges Geschick. Der Undank des Königs und der Prinzessin kränkte mich tief; aber indem ich meinen rothen Apfel ansah, dachte ich wieder: Es geschah dir doch recht! warum konntest du das schöne Mägdlein vergessen, das dir mit diesem Apfel allein deinen Muth eingeflößt. Nun sah ich mich um und bemerkte, daß ich unter einer Schaar von Räubern war, die so eben überlegten, wie sie des Königs Schatzkammer bestehlen

wollten. Poß Bügeleisen! dachte ich, da kannst du dich für den Undank rächen! und als mir nun die Esel mit ihren Mäulern zu nahe kamen, stach ich sie mit einer großen Stopfnadel tüchtig in die Nase, worüber sie laut schrieen und davon liefen. Nun sprangen die Räuber auf und fingen sie ein, und als sie wieder nachsahen, was die Esel von dem Heu verjagt hatte, sahen sie mich kleinen Helden auf dem Heu sitzen, der sie folgendermaßen anredete: „Meine Herren und Freunde! ich bin der Held Siebentodt, ich habe dem König das Wildschwein, den Riesen und das Einhorn besiegt; er hat mich mit Undank belohnt, ich will mich an ihm rächen; ich habe gehört, daß ihr seine Schatzkammer berauben wollt, laßt mich euer Bruder und Gehülfe sein, ich weiß alle Schliche und Wege im Schloß. Stellt euch nur unter die Fenster der Schatzkammer in der Nacht, und wenn ihr gut fangen könnt, will ich euch Thaler genug herauswerfen.“ Die Diebe willigten ein.

Mit der Abenddämmerung stellten sie sich unter die Fenster der Schatzkammer: ich aber nahm ein grünes Krautblatt auf den Rücken und hüpfte wie ein Frosch zwischen den Wachen in das Schloß hinein. Die eine Schildwache wollte nach mir stechen, die andere aber sagte: „Laß den Grünhösler hüpfen, er zeigt uns gut Wetter auf morgen an.“ So entkam ich glücklich dem Tod und schlich nun nach der Thüre der Schatzkammer, wo ich wußte, daß alle Abend der Schatzmeister hineinging und Geld auf morgen holte. Er kam auch bald, und ich schlüpfte mit ihm hinein; da er wieder fort war, begann ich meinen Kameraden einen Thaler nach dem andern hinabzuwerfen und so arbeiteten wir die ganze Nacht.

Den folgenden Abend kam der Schatzmeister wieder und wunderte sich, daß der Haufe Thaler so abgenommen. Doch ging er wieder fort, nachdem er alle Schlösser und Fenster noch wohl verwahrt gefunden. Nun warf ich wieder die ganze Nacht die Thaler einzeln hinunter, und als der Schatzmeister sah, daß fast alles Geld verschwunden war, so begann er überall zu suchen. Nun versteckte ich mich unter einen Thaler und rief ihm zu: „Hier bin ich!“ Wenn er aber hergelaufen kam, saß ich schon

wieder unter einem andern Thaler und schrie: „Hier bin ich!“ So neckte ich den Schatzmeister so lange herum, bis ihm das Licht ausging. Da fing ich nun wieder an, Thaler hinunter zu werfen, und er suchte die Thüre, um davon zu laufen. Als er aber mit dem König und mehreren Menschen wieder kam, saß ich eben auf dem letzten Thaler und hüpfte mit den Worten: „Adieu, Herr Schwiegervater! ich habe mir meine Bezahlung geholt“ zum Fenster hinunter. Schnell eilte ich nun mit meinen Kameraden in den Wald, wo wir unsere Beute theilten, wobei ich aber nur einen Kreuzer kriegte, weil ich schon an meinem Apfel genug zu schleppen hatte.

Ich steckte den Kreuzer in den Apfel, und sie ernannten mich zu ihrem Hauptmann, und ich nannte mich Rinaldo Rinaldini und that viele große Thaten, von welchen ein ganzes Buch geschrieben ist. Was half mir aber Alles? Als ich einstens auf einer Wiese spazierend mich in edlen Gedanken von meinen Kameraden entfernt hatte, wurde gerade Gras gemäht von einer dicken starken Bauernmagd. Ich sah nach ihren rothen Strümpfen und dachte an die Jungfrau in Mainz, die auch rothe Strümpfe angehabt. In solch schönen Jugenderinnerungen blieb ich wie versteinert stehen. Da faßte mich die Bauernmagd mit sammt dem Gras, in dem ich stand, und schnitt es mir unter den Füßen weg und steckte mich in ihre Schürze. Die Ueberraschung, die Macht der Erinnerung und der betäubende Heudunst hatten mich berauscht. Ich entschlummerte, und sie warf mich ihrer Geiß vor, welche mich sammt dem Heu gierig hinunter fraß; da ich erwachte, war ich in dem Bauche der Geiß, wo es mir gewaltig widerwärtig zu Muthe war. Ich kniff die Geiß und quälte sie so, daß die Bäuerin, der sie gehörte, glaubte, die Geiß wolle toll werden, und sich entschloß, sie zu schlachten. Als sie in den Stall kam und die Geiß schlachten wollte, schrie ich immer: „Hier bin ich! hier bin ich!“ Aber sie hörte mich nicht, schlachtete die Geiß und hackte eine Wurst aus ihr. Unter dem Hacken war ich in Todesangst und schrie immer: „Ich bin hier! ich bin hier! hackt nicht zu tief.“ Aber sie hörte mich während dem Geklapper der Hackmesser

nicht und füllte mich in die Wurst und hing mich in den Rauch. Da kam aber eine Eule nach einiger Zeit und stahl die Wurst, und als sie daran fraß, bekam ich Luft und lief von Neuem fort auf die Wanderschaft.

Vor Allem lief ich auf die Wiese, wo ich meinen Apfel hatte liegen lassen, und fand ihn auch wieder gesund und roth, was mir ein gutes Zeichen schien für das Wohlsein meiner Liebsten. Da ich aber bereits mit meinem Apfel wieder in der Nähe von Mainz war, erwischte mich ein Fuchs und fraß mich mit sammt dem Apfel in einen Schluck hinunter. Nun rief ich immer: „Herr Fuchs! ich bin hier!“ Er fragte: „Wo?“ Ich sagte: „In Eurem Bauch, o laßt mich frei!“ „Ja!“ sagte er „wenn du mich in einen guten Hühnerhof bringen willst.“ — „Ja!“ sagte ich; und nun sagte ich ihm den Weg nach meiner Liebsten Wohnung; er schlich sich Nachts in ihren Hühnerstall; da sie aber gerade darin war, mit einer Mistgabel den Stall zu reinigen, stach sie ihn damit in den Hals, und als der Fuchs todt war, schrie ich immer:

„Liebstes Röschen! ich bin hier,
Ich bin hier!
Ich bringe dir den Apfel roth;
Ach, helfe mir aus meiner Noth!“

Da schnitt sie den Fuchs auf, und ich fiel ihr zu Füßen, und sie heirathete mich, und ich ward Meister hier in Mainz, und sie gebar mir ein Söhnlein, genannt Garnwichserchen.

Anhang

I. Ursprüngliche Fassung von S. 65, Zeile 23–32.

Es kamen vor alten guten Zeiten die sieben Churfürsten da zusammen und wählten auf freiem Felde unter offenem Himmel den Kaiser des heiligen römischen Reichs. Heutzutage geschieht das nicht mehr, denn die alten Zeiten sind vergangen und kein Mensch weiß, wo sie hingekommen sind. Der letzte Schäfer aber, der am Königsstuhle seine Schaafe hintrieb, hat von diesen Zeiten gesungen

Wohl über das Land und weiter
Vielleicht gar über die See
Vorüber ihr Schaafe vorüber
Es ist dem Schäfer so weh!

Seit wenigen Jahren ist der Königsstuhl gar nicht mehr zu sehen. Weil seine Besitzer aus dem Lande gewiesen waren, ist er auf den Abbruch verkauft worden, und da wo er gestanden wächst nun Gras, was auch wills Gott über denen wachsen wird, die ihn verkauften und über uns Allen!

II. Ursprüngliche Fassung von S. 74, Zeile 6–78, Zeile 13.

Wie es dem Prinzen Mausohr in dem Feldzug mit seinen tapfern Soldaten ergieng.

Als die Mainzer die erste Nacht geruht hatten, zogen sie den frühen Morgen dem Prinz Mausohr entgegen, und Weismäuschen eilte ihnen voraus, von welchem wir nun auch wieder erzählen müßen. Wir haben früher gehört, wie seine Soldaten so kriegslustig waren, daß sie sich auf den Kopf stellten, und das Gewehr mit den Beinen präsentirten, nun hatte man sie noch nachher an Ketten gelegt um sie noch wilder zu machen. Man kann sich also dencken, wie ungeheuer tapfer sie waren, als man sie los lies, um sie in den Krieg zu führen. Ja sie waren so gewaltig kühn und brav und unüberwindlich, daß sie sich selbst vor einander fürchteten und einer vor dem andern zitterte wie Espenlaub.

Wie sie nun hörten, daß sie durch den Westerwald und über den Hundsrück marschiren sollten, sagten sie, dem Hunde sollte kein Haar auf dem Rücken heil bleiben, da sie dieß von einander hörten, dachten sie, sie würden sich, wenn sie einmahl im Raufen seien, einander die Haare ausraufen, und kamen dadurch in eine solche Furcht vor einander, daß sie den König bei der Parade baten, er mögte ihnen doch auf dem Hundsrück eine Bedeckung und Wache mit geben, damit sie vor einander sicher wären, biß sie vor den Feind kämen.

Der König Mausohr lobte ihre Tapferkeit und verglich sie allerlei Römern und Griechen und versprach auf dem Westerwald über sie zu wachen, wie über seine Kinder. Nun ließ er

sie sich alle in Brantewein berauschen, wodurch sie so an Muth zunahmen, daß sie sich nicht mehr vor einander fürchteten und der Marsch angetreten wurde.

Aber da entstand bald eine neue Noth, und der König hätte schier ihre ganze Tapferkeit zum Guckuck gewünscht. Keiner wollte vor dem andern gehn, weil jeder fürchtete, der andere könne ihm plözlich aus Muth den Kopf abbeißen, und jeder wollte ins hinderste Glied, endlich muste der König sie alle mit einander an lange Stangen so hinter einander binden, daß keiner den andern erreichen konnte, und so zogen sie hinter einander her, und glichen den neun Schwaben, die muthig an einem Spieße tragend gegen einen Hasen ausziehen. Sie sangen die muthigsten Kriegslieder, und flehten zu Gott um Rettung und Schuz vor ihr eigene Kurage, und schrien einander beständig zu: thue mir nichts ich thue dir auch nichts.

Da sie nun in der Gegend ankamen, wo der Storch Schule hält, und aber der Meister Langebein seine Kinder zusammenklappert..... und wolle ihm den Kopf abbeißen, wodurch ein solches Zerren und Reißen an der Stange entstand, daß sie zerrissen, und nun die Soldaten troz allen Zurufen des Königs nach allen Seiten vor einander flohen. Der Meister Langebein wurde dadurch scheu und flog in die Höhe, wodurch sie noch mehr erschracken, denn sie glaubten, sein langer rother Schnabel sey ein feuriger Kriegskomet, und ihr Untergang sei nah.

Als Meister Langbein aus der Luft den Prinzen Mauseohr erkannte, ließ er sich bey ihm nieder, und hieß ihn freudig willkommen, und als der Prinz ihn eilig um eine Pfeife bat, wie er ihm einst eine gegeben, seine zerstreuten Braven zusammen zu locken, brachte er sie ihm sogleich, worauf der Prinz, seine unüberwindlichen Krieger wieder zusammen lockte. Da sie nun an der Stangen wieder zusammen geknebelt waren, sprach er also zu ihnen:

Soldaten, ich bitte euch um Gottes willen, seid doch nicht so ganz unvernünftig tapfer, ausdauernd, und wachsam, alle Uebertreibung ist schädlich, und wenn ihr gegenseitig so sehr von euren Muth überzeugt seid, daß einer vor dem andern lauft,

was bleibt euch vor Kurage vor dem Feinde übrig, wenn ihr sie alle vor euch selbst verbraucht. Ich bitte euch daher, verachtet euch lieber gegenseitig, und denke einer von dem andern er sei gegen ihn der größte Hasenfuß, so werden wir endlich doch noch biß nach Mainz kommen, wo ihr eure Tahten mit dem Griffel der Geschichte in die Marmortafeln des Nachruhms schreiben könnet.

Auf diese schöne Rede versicherte die Armee, einstimmig, sie wollten Gut und Blut für einander laßen, aber einander für . . . . . zu halten, daß stehe nicht in ihrer Kapitulation, und dazu hätten sie auch keine Anweisung, denn die Feldprediger hätten ihnen nun schon seit einem Jahre gepredigt, sie seien die tapfersten Leute von der Welt, und nun wären sie einmahl schon auf diesen Glauben ein exerzirt, und wüsten alle Handgriffe, auch wären sie versichert, wenn sie sich einander für feig erklärten, würden sie sich gewiß alle heraus fordern und denn stünden sie dem Prinzen für nichts, wenn die ganze Armee sich selbst in die Pfanne hieb, daß nichts übrig blieb, als die Haarzöpfe.

Nun hielt Mausohr einen Kriegsrath, um zu überlegen, wie er die ungeheure Tapferkeit seiner Armee in etwas mildern solle und zog den Storch auch dazu, die Generale riethen alle zum Brantewein, aber Mausohr meinte, daran gewöhne man sich endlich und es sey kein Mittel von Dauer. Endlich ward auch Meister Langebein gefragt, der schlug nun vor, man sollte ihnen allen an den Beinen tüchtig zur Ader laßen. Aber ein General sagte, ich stehe für nichts, denn wir sind wie Löwen, wenn wir Blut sehen. Ei, sagte Langebein, das Blut sollt ihr auch nicht sehen, dort drüben ist ein Bach in dem so viele Blutigel sind, daß die ganze Armee wenn sie ein halbstündiges Fußbad nimmt, ohne Blut zu sehen, genugsam aderlaßen wird, um die große Muthhitze etwas zu mildern.

Dem König gefiel dieser Rath ausnehmend und er trat mit folgenden Worten aus dem Zelt: Soldaten, mäsiget eure Tapferkeit, noch wenige Märsche, und ihr seyd in der Mitte der Hauptstadt unsrer feigherzigen Gegner, dort werdet ihr zeigen,

daß die Braven auch mit Anstand und Milde die Freuden des Friedens genießen können, die Mainzer Bietzen, ein leckeres Backwerk, die Mainzer Schinken, roth wie die Wunden der Feinde, werden euch von schönen Händen dargereicht, bei süß begränzten Bechern neuen Muth, wenn dies möglich ist, geben, da ihr den alten nie verbrauchen könnet, denn so elend sind unsre Feinde, daß sie nicht einmahl den Muth haben werden, vor euch zu fliehen, aus Furcht, ihr mögtet es übelnehmen; damit ihr aber eure ganze Pracht und Herrlichkeit zeigen könnt, damit ihr zeigen könnt, daß auch dieser Marsch nur ein Kinderspiel, und der Staub nicht einmahl gewagt hat, eure Heldenfüße zu beschmutzen, so marschirt linksum, zieht die Kamaschen aus, und nehmet in dem kleinen Bach ein erquickendes Fußbad, dies vergönnt euch euer König, der es bloß durch euch ist, ich wünsche, daß es euch wohl bekomme — links um! — Marsch! — halt!

Da standen nun die Soldaten am Bach, aber als sie sich im Spiegel des Waßers sahen, getrauten sie sich nicht hinein, denn sie fürchteten bei ihrem Anblick so in Wuth zu kommen, daß sie über einander herfallen würden, als der Prinz dies hörte, war er ganz in Verzweiflung über die Wuth seiner Truppen; allein der Storch rief den Kindern, sie sollten eben an der Quelle im Waßer herum patschen, und das Waßer trüben. Als die Soldaten die Kinder sahen riefen diese edlen einstimmig: ihr unschuldigen Opfer des Krieges, da wir nicht wißen, ob ihr unsre Feinde seyd, so bitten wir euch, kommt uns nicht zu nah, denn es könnte möglich sein, daß wir in der ersten Hitze euch vernichteten. Aber die Kinder, die nichts wußten, als das Abc verstanden sie nicht, und patschten ruhig zu, bis der Quell trüb war.

Nun ging der Prinz ganz außer sich vor Zorn zu seiner Armee, und sprach: Soldaten, wenn ihr nicht gleich das Maul von eurer Courage haltet, und nicht augenblicklich so lange ins Waßer tretet, biß ich euch heraus komandiere, so laße ich euch von diesen Kindern die Zöpfe abschneiden, und sie ihnen zum ewigen Andenken eurer Barbarei anbinden, wenn ihr tapfer seyd, so seyd ihr deswegen doch verpflichtet, Menschen zu sein, allons

Marsch, Kamaschen runter, linken Fuß vor, rechten nach, in den Bach, halt! und der erste der sich rührt, soll von seinem Nachbarn das Ohr abgebißen werden.

Das fruchtete endlich, die Helden standen, wie die Mauern, und genoßen das selige Gefühl, ihr Blut für das Vaterland von den Blutigeln ausgezogen zu kriegen, ohne es zu sehen, so ist der Beruf des Helden, der es nicht einmahl achtet, viel weniger weiß, wenn er sein Blut für..... gerechten Kampf verspritzet. O ihr elenden Feinde, nimmer werdet ihr das Blut dieser Helden vergießen, armselige Blutigel kommen euch zu vor, also seid ihr träg und verächtlich.

Während die braven Leute nun ihr Blut in Ruhe und Frieden vergoßen, erneuerte Mauseohr seine Bekanntschaft mit Langebein und ließ sich von diesem die Fortschritte seiner Schüler in dem neuen Abcbuch erzählen, und schon wollte er seine Kinder zum hersagen herbei rufen, als der Storch scharf nach einem Fleck im Graße hinguckte und plötzlich mit seinem Schnabel nach einem kleinen Thiere hinfuhr, das er erhaschte, und in die Luft warf um es wieder zu fangen und zu verschlucken, aber als das Thierchen in der Luft herunter fiel, schrie es, o Mauseohr rette mich, und Mauseohr, der diesen Ruf hörte, wuste in der Eile kein anderes Mittel, als daß er seine Pelzmüzze geschwind dem Storch über den Kopf zog; so daß er nichts sah und das kleine Thier vor dem König in das Graß fiel.

III. Spätere Erweiterung von S. 179, Zeile 22.

. . . und sagte mir, ich solle mir sieben Jungfrauen zu meinem Dienste auswählen, so wolle sie mir dieselben unterhalten. Da gieng ich einmahl allein über eine Wiese um mir sieben Mägdlein zu suchen, aber alle waren mir zu plump und ungeschickt. Als aber eine schöne rosenrothe Spinne, die zwischen zwei hohen Sonnenblumen ihr Netz aufgespannt hatte, sah, daß ich mitten durch ihr Gewebe durchgieng, ohne ihr auch nur ein Fädchen zu zerreißen, war sie unendlich froh darüber und begann in ihrem Netze zu tanzen, daß die Fäden wie die Saiten einer Harfe erklangen. Ei warum klingst und springst du so lustig, liebe Frau Weberin, fragte ich die Spinne, und sie antwortete: Soll ich denn nicht tanzen und musiziren vor Freude und Liebe zu dir, du liebe klare reine stille Frau Mondenschein, da du so leiße und behutsam durch meinen Webstuhl gehst, daß du mir auch nicht ein Fädchen verletzest. Alles andre Volk ist so plump, fällt gleich mit der Thüre ins Hauß und zerreißt mir bei der geringsten Bewegung mein mühsames Werk. Aber was suchst du dann nur, daß du so einsam hier herumziehst. Ich suche mir sieben Jungfern zu meinem Dienste, erwiederte ich, meine Grosmutter will sie mir ernähren, aber es sind alle, die ich bis jetzt begegnete gar zu plump und ich kann sie unmöglich brauchen. Ja das kann ich mir denken, sagte die Spinne, aber komme morgen wieder, ich will sehen, daß ich dir sieben feine kleine zarte Wesen in meinem Netze fange, Alles, was durchfliegt und es zerreißt, ist zu plump für dich, was aber drinn hängen bleibt, das wird wohl zart genug seyn. Da verließ ich sie und als ich die folgende Nacht wieder kam, da hing ein Schneckenpfeil, ein Mottenflügel, ein Palmkätzchen, ein Blumenfädchen, ein Johannislicht und ein Bischen Altweibersommer in dem Netz, sie band mir Alles das mit einem Faden Spinnenseil zusammen,

daß ich nichts verliehren sollte und sprach: sieh, da hast du sieben ganz außerordentlich zarte Wesen, die werden dir kein Härchen ausrupfen. Ich dankte recht schön, und eilte mit dem Geschenk zu meiner Grosmutter und zeigte es ihr und sagte: Grosmutter das sollen meine Dienerinnen werden, hat die Spinne gesagt. Da lächelte die Grosmutter und sprach: ich werde mit meiner Hausapotheke wohl das Beste dazu thun müssen. Da nahm sie meine Herrlichkeiten und gieng in ihren Garten, worin allerlei allgemeine Weltgeschichten wie bunter Mohn durcheinander wuchsen. Sie öffnete sieben bunte Mohnblumen und steckte in jede eine der Gaben der Frau Spinne hinein, und nun mußte ich mit ihr in die Hausapotheke gehn und ihr die Büchsen, welche sie verlangte von den Gestellen herunter holen, weil sie alle himmelhoch standen und sie selbst gar sehr zum Schwindel geneigt war. Da mußte ich ihr eine Büchse voll Wahrscheinlichkeit, eine Büchse voll Zierlichkeit, eine voll Lieblichkeit, eine voll Muthwill, eine voll Einfalt, eine voll Unschuld, eine voll Tiefsinn, eine voll Ahndung, eine voll Wahrheit, eine voll Gleichniß herunter holen, dann eine Schachtel voll Neugier, eine Flasche voll Mutterliebe, ein Bündel Geduldskräutchen, und eine Düte voll Ammenwitz, einen großen Beutel voll Rockenphilosophie und einen Sack voll Aberglauben. Alles das warf sie in ein großes Faß voll Fantasie und rührte es mit einer Schreibfeder so lange drinn herum bis es eine klare Flüßigkeit wurde, auf deren Oberfläche die wunderbarsten Bilder durcheinander liefen. Nun weckte sie ihre Apothekergehülfen, die Frau Poesie, welche mit ihrem wunderlichen Manne dem Traum, und ihren zwei Töchtern dem Mährchen und der Fabel herein kamen. Diese mußten nun mit goldnen Schalen die Flüssigkeit aus dem Fasse schöpfen und jene Mohnblumen damit fleißig begießen. Ich saß während diesem Geschäft in einer Laube und entschlummerte, da hörte ich auf einmahl ein Klang als wenn ein Glaß zerspringt und als ich aufsah waren die sieben Mohnblumen zu sieben großen Mohnköpfen geworden, so groß wie rechte Kindsköpfe, und die zersprangen einer nach dem andern und

aus jedem stieg eine von euch lieben Jungfrauen heraus. Alle eiltet ihr gleich zu mir und botet mir eure Dienste an, und ich gewann euch alle so lieb, so lieb, daß wir bis jetzt immer seelig und friedlich mit einander gelebt und gescherzt haben. Ich dankte der Grosmutter, deren Weisheit euch das Leben verdankt und eilte mit euch zu der Frau Spinne um ihr auch recht herzlich für ihre Gabe zu danken. Aber ich mochte suchen und nachfragen wie ich wollte, ich konnte die rosenrothe Spinne nicht wieder finden. Als wir aber einstens lange vergebens gesucht hatten und ganz müd waren, setzten wir uns in eine blühende Linde, die vor einem Felsen stand, und klagten uns, daß wir die gute rosenrothe Spinne nicht finden könnten.

O ja, ich erinnere mich noch recht wohl, unter der Linde war eine Felsenhöle und neben derselben ein tiefer Schacht, erwiederte Fräulein Spinnenseil, und der Eingang der Höle war mit blühenden weisen Rosen umzogen, und viele, viele Astern und andre Blumen standen umher.

Es war ein wunderheimlicher lieber Ort, sagte Frau Mondenschein, und wir verwunderten uns alle, wer nur die Höle so schön möchte ausgeschmückt haben, es muß ein gar liebes unschuldiges Kinderherz sein Wesen treiben, sagte ich, das kann von Natur nicht so seyn, da muß eine liebe fromme unschuldige Seele aus und eingehen.

So sagtest du, sprach Fräulein Mottenflügel, und ich wollte schon in die Höle hineinschweben um zu sehen wer dann drinn wohne, als auf einmahl eine wehmüthige Stimme aus dem Schachte herauf rief: Lilinu, Lilinu, lebst du noch, kömmst du heute nicht, schenkst du mir heute nichts, erzählst du mir heute nichts. Da wurden wir ganz stille und drückten uns zusammen und sahen und lauschten nieder.

Ja ganz recht, fuhr Fräulein Mottenflügel fort, und ach was sahen wir, eine Jungfrau in einem grauen Einsiedlerröckchen, baarfuß, mit langen fliegenden Haaren trat aus der Höle zu dem Schachte hin und rief hinab. Wie geht es dir da unten, Bergmann, was willst du von mir? Jetzt geht es mir gut, rief der unten, wenn du herabsiehst geht es mir recht gut,

aber sonst arbeite ich immer vergebens, die Wände stürzen mir immer wieder ein. Hast du denn nicht gehört was die Jungfern da oben klagten? — Welche Jungfern, rief sie hinab, hier ist Niemand, ich bin einsam. Der im Schachte aber hatte unsre Klagen gehört doch weiß ich nicht mehr recht, was er sagte.

O ich weiß es noch recht gut, fuhr Palmkätzchen fort, er sagte: ich hörte mehrere Frauenstimmen in der Linde klagen, daß sie die gute rosenrothe Spinne nicht finden könnten, um ihr zu danken für ihr Leben, sie soll ihr Gewebe zwischen zwei Sonnenblumen auf einer Wiese haben und drinn tanzen und spielen, wie auf einer Harfe. Da dachte ich gleich, Lilinu wird gewiß wißen, wo die rothe Spinne ist sie kennt und liebt ja jedes Thierchen und weiß, wo es sich aufhält.

Ja, sagte jetzt Fräulein Schneckenpfeil, und da rief sie hinab: ich hätte es ihnen gern gesagt, aber sie sind nicht mehr da. — Schenke mir doch Etwas zum Trost herab du gute Seele, rief der aus der Tiefe wieder hinauf.

Jetzt erinnere ich mich an Alles, unterbrach Fräulein Johannislicht, wir hatten um nicht bemerkt zu werden die bloße Gestalt unsrer Nahmen, und da haschte mich die Gute als einen leuchtenden Käfer und wollte mich ihrem Freunde in die Tiefe hinabwerfen, als ein Lichtchen in die Nacht, wir saßen aber alle so dicht beieinander daß sie uns auf einmahl faßte in einen Lindenblatt wickelte und hinunter warf.

Aber wir fielen nicht hinunter, sagte Altweibersommer.

Nein, sprach Spinnenseil, die rosenrothe Spinne hatte ihr Netz über den Brunnen gewebt und wir blieben drinn liegen, da erkannte sie Frau Mondenschein, o wie klang das Netz da so lieblich!

Die gute rosenrothe Spinne, sprach Frau Mondenschein freute sich ungemein mich wieder zu sehen und wir scheuten uns nicht vor der Einsiedlerinn und nahmen unsre Elfengestalt an und tanzten um den Rand des Schachtes um das Netz herum, da trat die Einsiedlerinn in unsern Reihen und war so leicht und zart wie wir und spielte mit uns und fragte nicht, wer wir seyen, und als wir gegen Morgen verschwanden, sank ihr Haupt schlummernd

auf den Rand des Schachtes, als sie aber unten arbeiten hörte, erwachte sie und rief hinab: Muth gefaßt, es kömmt ein schöner Tag heran. Von unten aber rief der Arbeiter, ach hier ist es Nacht, und du hast mir nichts geschenkt, nichts erzählt, du hast gewiß den Jungfrauen die rosenrothe Spinne suchen helfen. Ach Lieber, rief sie hinab, eine rosenrothe Spinne giebt es gar nicht, sie ist nur ein Traum meiner Jugend, sieh da ist ihr Netz über den Schacht gespannt, und meine Geschenke, die ich dir heute Nacht hinabgeworfen, sind in ihm hängen geblieben, soll ich den Traum zerreißen. — Nein, nein, rief der unten herauf, träume fort, ich will dir nichts zerstören, lebe wohl, Lilinu. Da gieng sie in ihre Höhle zurück und wir verließen die Gegend, um oft seelig zurück zu kehren. Nun aber ist sie todt, kommt laßt uns tanzen und dann ihren Hügel besuchen. —

Inhalt

Seite

Das Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf 1

Das Märchen von dem Hause Staarenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf 109

Das Märchen vom Murmelthier 249

Das Märchen vom Schneider Siebentodt auf einen Schlag 289

Anhang 323

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolstadt.

132701 LG.
Author Brentano, Clemens B839S
Title Sämtliche Werke, hrsg. von Carl Schüddekopf.
Vol. 11

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU